This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

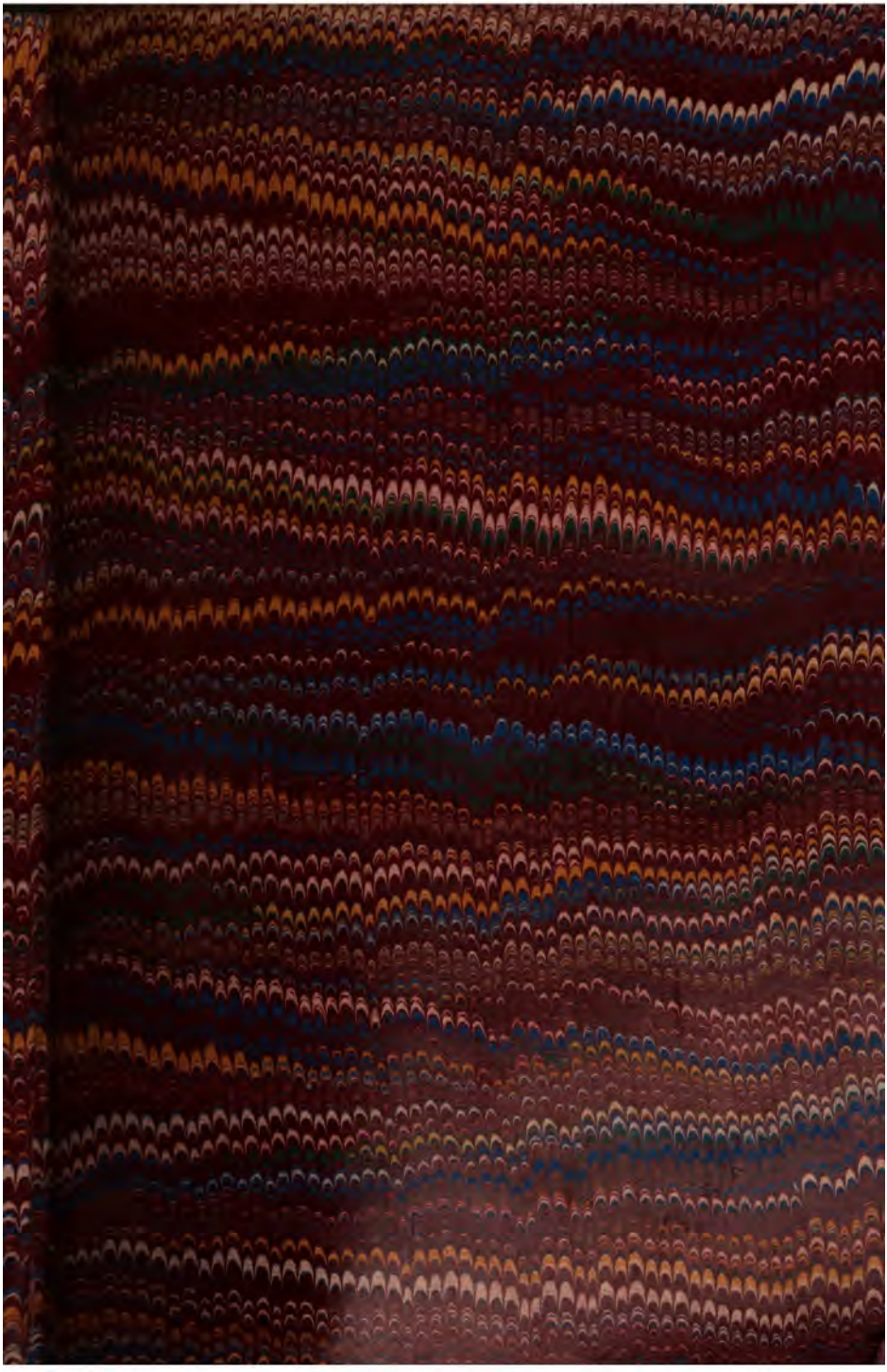
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

V 164 e 18



Deutſcher Glaube und Brauch

im Spiegel der heidniſchen Vorzeit

von

Prof. E. L. Rochholz.

Zweiter Band.
Altdeutſches Bürgerleben.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.)
1867.

Altdeutsches Bürgerleben

von

Prof. E. L. Rochholz.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.)
1867.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 NOV. 1942
OF OXFORD

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Die deutſchen Wochentage. Geſchildert nach dem Grund ihrer wechſelnden Namen und Zeitbräuche 1
Die Umwandlung des Mondjahres ins Sonnenjahr und ihre bürgerlichen Folgen 3
Urſprung des Namens und der Weihe jedes der ſieben Wochentage 9
Sonntag 9
Montag 14
Dienſtag 19
Mittwoch 25
Donnerſtag 28
Freitag 50
Samstag 55
An welche Wochentage war der Kiltgang gebunden? 59
Der allwöchentliche Küchenzettel 61
Das Alemanniſche Haus 65
1. Haus und Kleid 67
2. Wagen, Schiff und Geſchirr 71
3. Die Holzbauten und das Heidenhaus 82
4. Die Aufrichte 90
5. Dach und Fach. Die Scheune 102
6. Küche, Keller und Wohnſtube 110
7. Das Stöcklein und der Hausgarten 123
8. Die Hausthüre im Rechtsfrieden 130
9. Die Hausmarke 174
Roth und Blau, die deutſchen Leibfarben 189
Einleitung 191
Roth, die Hausfarbe der Germanen 194
Der rothe Faden 204
Schild- und Pannerfarbe 212
Rothhaar 218

Seite

Götter-, Prieſter- und Zauberfarbe 225
Der Rothhut 233
Die Parteifarbe 237
Brennende Liebe 241
Roth in der Landestracht 248
Das Braun- und Fleckvieh 261
Rothes Gebäcke und Getränke 267
Blau 273
Blau und roth, Grün und roth 278
Deutſche Frauen vor dem Feinde 287
Erſter Abſchnitt. Das Germanenweib als Walküre, Gefolgsgeiſt, Feldprieſterin und Schildjungfrau. — Die Fahrenden Frauen im Mittelalter. — Die Landesvertheidigerinnen in Dithmarſchen und Tirol 289
Zweiter Abſchnitt. Das Frauenrecht des öffentlichen Vortritts . . 298
Dritter Abſchnitt. Züge des Frauenmuthes aus der oberdeutſchen Provinzialgeſchichte von 1298 — 1799 310
Die wehrhaften Mädchen von Zürich, 1298 310
Die Frauen zu Müllenen im Frutigenthal. Vierzehntes Jahrhundert 314
Die Bündnerinnen zu Lugnetz, 1355 315
Die Hühnerſuppe vom 27. December 1375 316
Die Appenzellerinnen von Gais 1405 320
Die Zieglerin von Zürich 1443 320
Die Schwyzerinnen 1444 321
Die Frauen Winterthurs 1460 322
Lupa von Schleins 1499 323
Das Frauenpanner im Oberſimmenthal. Sechzehntes Jahrhundert 324
Anna Juvalta von Zuz 1618 325
Salomea Lienardi von Schiers. 24. April 1622 326
Solothurner- und Berner-Bäuerinnen bei Grenchen und Frauebrunnen am 2. bis 5. März 1798 327
Barbara Widmer von Baar, im Kampf am Rothen Thurm, 3. Mai 1798 331
Die Nidwaldnerinnen am 9. September 1798 333
Anna Maria Bühler von Ems. 2. Mai 1799 335

Die deutschen Wochentage.

Geschildert nach dem Grund ihrer wechselnden Namen und Zeitbräuche.

„Etwas Neues an dem Alten entdecken, ist wenigstens eben so rühmlich, als das Alte durch etwas Neues bestätigen." Lessing 8. 212.

Die Umwandlung des Mondjahres ins Sonnenjahr und ihre bürgerlichen Folgen.

Welch ein unermeßlicher Aufwand von Staatserlaſſen, Kirchengeboten und Polizeimandaten würde heut zu Tage dazu gehören, das jetzt geltende Kalenderjahr ſtaatlich abzuſchaffen und ein nach allen Einzelheiten neues und anderes an deſſen Stelle zu ſetzen. Verſinnlichen wir uns einen Augenblick die Folgen einer ſolchen unmöglich gewordenen Maßnahme. Unſer ganzes öffentliches und häusliches Leben, unſre bürgerliche Ordnung und Denkweiſe ſogar, nun ſchon ſeit vierzehnhundert Jahren nach dem alten Jahrescyklus geordnet und continental uniformirt, auch die Ausübung des Cultus und Rechtes, Glaube, Sitte und Brauch des ganzen Volkes, ſeine Staats- und ſeine Landwirthſchaft — Alles, was nach der bisherigen Ordnungsfolge bis in die Selbſtverwaltung der geringſten Ortsgemeinde hinein gegliedert und vorbeſtimmt iſt, wäre zugleich gehemmt, in Frage geſtellt, indirekt mit aufgehoben. In jedem Dörflein bräche ein Kalenderkrieg los, um vieles zäher und verbiſſener, als jener über den Gregorianiſchen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten einſt geführte, geweſen iſt. Während nun aber durch die verfeinerte, Alle mitbetheiligende Organiſation unſeres Staats- und Gemeindeweſens ein ſolcher Vorgang in das Reich der Abſurditäten verwieſen bleibt, ſo iſt derſelbe in barbariſchen Staaten, die außer Mönchen und Soldaten keine weitere Glie-

derung der Stände kennen, doch irgend einmal möglich gewesen, und so konnte es geschehen, daß die babylonische siebentägige Woche, nachdem sie seit dem zweiten Jahrhundert ihren Weg aus Aegypten ins römische Reich gefunden hatte, im vierten Jahrhundert auch bei den heidnischen Franken Eingang fand. Von der Gewaltsamkeit, die dazu gehörte, eine vom Nil stammende Jahreseintheilung bis unter die Volksstämme an der Ost- und Nordsee zu verpflanzen, liegen uns zwar keine gleichzeitigen und ausdrücklichen Zeugnisse mehr vor; allein die Rohheit des Staatsstreiches spiegelt sich noch immer in dem Umstande ab, daß seitdem sogar die kalendarische Reihenfolge der Wochentage in eine nicht mehr zu bessernde Unordnung gerathen ist. Und auch das ist keine geringe Ironie gegen alle Volksbevormundung überhaupt, daß trotz der zahllosen Edikte, die seit dem siebenten bis zum achtzehnten Jahrhundert von geistlicher und weltlicher Hand der alterthümlichen Wochenordnung entgegen gesetzt worden sind, dennoch die gleiche Ueblichkeit von Nordschweden an bis nach Westfrankreich fortdauert, neben dem christlichen Sonntag den heidnischen Donnerstag zu feiern. Alle übrigen Confusionen, die im Gefolge jener Umänderung gewesen waren, lassen sich aus der Grundverschiedenheit des heidnischen Kalenders gegenüber dem sogenannten christlichen von selbst entnehmen. Die Dauer und Eintheilung des landwirthschaftlich geordneten Jahres wich dem kirchlichen, die Zahl der Jahreszeiten und Monate bestimmte sich nach gewissen Kapiteln der Evangelien; aber selbst die Zeitdauer der Woche, die Reihenfolge und Namen der Tage, ihre legale und religiöse Bestimmung, ihre vorausgesetzte Schicksalsträchtigkeit in Krieg und Frieden, in Heil und Unheil — alles zusammen wurde plötzlich gemindert, gemehrt oder ganz aberkannt. Ehedem hatte ein Mondjahr mit dreizehn Monaten bestanden, nun galt das Sonnenjahr; man hatte nach Festnächten gezählt, nun nach den Festtagen der Heiligen; statt der siebentägigen Woche hatten Zeitabschnitte von achtundzwanzig Tagen mit je sieben- und vierzehntägigen Gerichtsfristen gegolten. Für die weltlichen Termine des heidnischen Weihnachts-, Neujahrs- und Osterfestes wurden neu-

teſtamentlich berechnete angeſetzt. Die Namen deutſcher Gerichtstage wurden in die von Kalenderheiligen verwandelt. Aus dem dreimal des Jahres ſich wiederholenden Allding, dem allgemeinen Verſammlungstage der hundert Centenen, wo je 10,000 Mann freier Grundſaſſen zum Landtage zuſammentraten, bildete ſich der Zehentauſend Martyrertag, der auf den 18. März fällt; der Zehentauſend Rittertag am 22. Juni, und der Zehentauſend Maidtag am 21. Oktober, alſo gerade auf die drei Zeiten fallend (tria placita), wo ſonſt das Allding gehegt worden war. Das Naturgeſetz, wie Geburt und Tod, das bürgerliche Recht, wie Ehevertrag und Wehrbarmachung, galt nicht mehr an ſich, ſondern mußte in Form kirchlicher Gnadenmittel oder Sakramente erſt legaliſirt werden. Bis auf die Geſchlechterliebe herab, ja noch weiter, ſogar bis auf die Tiſchordnung und den täglichen Küchenzettel jeder Familie hinab erſtreckte ſich die gebotene Umänderung. Hier aber mußte der zu weit geſpannte Bogen brechen. Während daher jene gehäuften Mandate Pergament geblieben ſind, lebt der angebliche Mißbrauch, den ſie austilgen ſollten, als unſre berechtigte Volksſitte zum guten Theil bis heute fort und bietet ein noch unerſchöpftes Material für die Culturgeſchichte. Sogar von den ſieben deutſchen Götternamen, die den ſieben Wochentagen den Namen gegeben hatten, ſind noch fünf in unſrer Benennungsweiſe am Leben. Eben damit iſt der zur nachfolgenden Unterſuchung der deutſchen Wochentage und ihrer wechſelnden Zeitbräuche einzuſchlagende Weg deutlich vorgezeichnet. Die Götter ſelbſt ordnen die Zeit, indem ſie die den Jahreslauf regelnden Geſtirne erſchaffen. Mithin iſt aus dem Namen und Weſen der Einzelgottheit der ihr geweiht geweſene einzelne Wochentag und der Grund aller ihm anhaftenden Ueblichkeiten zu erklären, ſo daß alſo auch hier mit Gott zu beginnen iſt, a Jove principium.

Man vermag in die Götterlehre der Germanen gerade weit genug zurück zu blicken, um mit Beſtimmtheit das allmähliche Werden und Wachſen ihrer Gottheiten, beſonders derjenigen zu erkennen, die nachmals in das Odhiniſche Religionsſyſtem vereinigt geweſen und zuletzt von dem Chriſtenthum entthront

worden ſind. Es ſtellt ſich der germaniſche Cultus für unſre Betrachtung ſogar noch in einem Theile ſeiner eignen Geneſis dar. Den erſten geſchichtlichen Anhalt hierüber empfängt unſer Urtheil durch Cäſar. Er meldet von den Germanen zur Zeit des Arioviſt, daß ſie zur Zahl der Götter nur diejenigen rechnen, welche ſie ſehen und durch deren Segnungen ſie offenbar gefördert werden: die Sonne (sol), den Mond (luna) und den Feuergott (Vulcanus); von den übrigen Gottheiten, ſchließt er, haben ſie nicht einmal durch Hörenſagen vernommen. Sie weihten alſo ihre Verehrung dem Sonnengotte, der Mondgottheit und dem Gotte des Blitz- und Herdfeuers (Thunar), alſo lauter Weſen des Lichtes, in denen ſie dies Element ſelber anbeteten. Erſt 150 Jahre nach Cäſar, um das Jahr 90 nach Chr. macht Tacitus Erwähnung von den übrigen Germanengottheiten. Der Fortſchritt, den das deutſche Götterſyſtem während dieſes Zeitraumes gemacht hatte, iſt allerdings ein ſehr bedeutender; gleichwohl muß man ſich wohl hüten, auf die früheren Glaubensverhältniſſe unter Arioviſt als auf grob materialiſtiſche und ſo abſchätzig zurück zu blicken, wie dies Cäſars eben angeführte Aeußerung zu thun ſcheint. Die von ihm gemeldete Thatſache iſt unzweifelhaft wahr, denn ſie wiederholt ſich noch im Mittelalter bei den Bewohnern des äußerſten Nordens, von denen Olaus Magnus Ep. Plant. 30 berichtet, daß ſie die Sonne, den Mond und ein Stück rothes, an einen Spieß gehängtes Laken anbeten. Aber in dieſen beiderſeitigen Angaben liegt ſchon jene Trilogie mit vor, in die ſich die Hauptgötter aller heidniſchen Religionen gruppiren. Neben den zwei Aſtralgottheiten beſteht dorten wie hier der Gewittergott, der ſich aber hier durch das rothe Tuch und durch den Speer als der die Blitzſpeere ſchleudernde Kriegsgott kenntlich macht. Die gleiche Gottheitstrilogie wiederholt ſich in der Ordnungsfolge der Wochentage, wenn man nicht außer Acht läßt, daß dieſelben eben nach einem zweifachen Glaubens-Syſtem der Cäſariſchen und der Taciteiſchen Periode gemiſcht und in einander geſchoben worden ſind. Dem Odhin gehört der Tag in der Mitte der Woche, der ahd. Wuotanestac; zu ſeiner Linken ſteht der Schwertgott Ero =

Ziu mit dem Dienstag, jetzt Zîstig und Ertig genannt; zu seiner Rechten der hammerbewehrte Donar. Es entsprechen sich also in den Sprachen und Mythologieen:

nach Cäsar:	Sol	Luna	Vulcanus
althochd.:	Zio	Wuotan	Thunar
altnord.:	Tyr	Odhinn	Thôrr
latein.:	Mars	Mercurius	Jupiter
celtisch:	Hesus	Teutates	Taranis
slav.:	Svyatovit	Potrimpos	Perkunas

In dieser dreifachen Namensreihe liegt ausgedrückt 1) die kriegerische, 2) die schöpferische und 3) die erdbefruchtende, gewittrende Gewalt. Am Anfange dieser Dreigötter stehen die beiden siderischen Altgötter Sonne und Mond, Sunna und Mâno; am Schluße der Reihe die beiden Schönheits- und Lebensgöttinnen Freyja und, wie es scheint, Hulda. Nach dieser Gliederung ist nun im Folgenden jedem einzelnen Tage ein besonderer Abschnitt zu widmen. Am deutlichsten werden dabei die den Dreigöttern geweiht gewesenen Tage heraustreten, ihre Heiligung hat sich am längsten zu behaupten vermocht und dauert, wie wir sehen werden, im Einzelnen örtlich noch fort. Schon Pico von Mirandola hat die Bemerkung gemacht, daß bei Gebirgsvölkern die Feier des Sonntags, Montags und Donnerstags noch strenge eingehalten wird, in so fern man an ihnen sich aller häuslichen Arbeiten enthält und deshalb sogar das Küchengeschirr in voraus reinigt*). Wenn nun die nachfolgende Untersuchung ergiebt, daß auch alle übrigen Wochentage einen Schein feiertägiger Heiligung an sich tragen, so kann damit natürlich nicht gemeint sein, als sollte die altdeutsche Woche aus lauter Feiertagen bestanden haben, sondern nur die Thatsache verbleibt, daß man bei jedem Wochentage noch die Nähe jener Gottheit, die ihm vorstand, empfand und nach ihrem Ge-

*) In Martin Weinrichs Anleitung zu Jo. Pici Mirandulensis strix, pag. 28: Monendum est, montanos homines illud stricte observare, ut ab omnibus operibus domesticis abstineant singulis septimanis tribus diebus, nimirum Lunae, Jovis et Solis, imprimis autem, ne vasa et utensilia mundent. Wolfs Wodana 2, 11.

bote handelte. Es konnte jedem Gau, ja jeder Gemeinde überlaſſen ſein, auf welchen Einzeltag ſie ein beſonderes religiöſes Gewicht legen mochte; die Nachbarn beirrte dies nicht. Fallen doch auch im Kirchenkalender oft mehrere Heilige auf Einen Tag und auf den erſten Januar allein ihrer mehr als dreißig; aber deren Namen und Andenken wird alsdann gleichfalls nur örtlich und im Einzelnen gefeiert, während alle übrige Chriſtenheit einen bloßen Werktag begeht. Daſſelbe Verhältniß gilt auch für das deutſche Heidenthum, das neben ſeiner Staatsreligion ſeine einzelnen Confeſſionen und in dieſen wieder ſeine beſondern Gau- und Hausgottheiten beſaß. Gleichwie jedoch unſre chriſtlichen Confeſſionen ſich einigten zu einer gleichzeitigen Begehung der allgemeinen Hauptfeſte des Kirchenjahres, ſo war auch den Heiden ſchon Weihnachten und Oſtern eine Alle gleichmäßig verpflichtende Feierzeit (hohgezît), von welcher ſich weder der Donarbekenner in Nordſachſen, noch der Frôdiener in Skandinavien, noch der Zugläubige in Schwaben ausſchließen konnte.

Urſprung des Namens und der Weihe jedes der ſieben Wochentage.

Sonntag.

Mit dem Montag hätte die germaniſche Woche zu beginnen, deren Schilderung hier unſere Aufgabe iſt; doch wir fügen uns der heute üblichen Reihenfolge und ſtellen den Sonntag voraus.

Sunnendag iſt der Tag der Sunna. Dieſe Göttin, die zuſammen mit den Göttern Wôdan, Balder und Vol allgegenwärtig die Welt durchwandert, um nebſt ihrer Schweſter Sinthgunt die Heilkunſt auszuüben, wird vom zweiten der Merſeburger Zauberſprüche angerufen. Ihr Name und Beruf ſteht alſo für die deutſche Mythologie feſt; und ſo reicht auch der Glaube an ihre hilfreiche Göttlichkeit bis in die Neuzeit herein. Man begrüßt ſie des Morgens und Abends durch Hauptentblößung, eine nun katholiſcher Seits auf das gleichzeitige Gebetläuten übertragene Sitte; man ſpricht in der Gebetsformel des Haus- und Wetterſegens: „Frau Sonne und Herr Mond!“ Im Alemanniſchen Kinderlied (no. 961) heißt ſie Himmelsherrin, Altmutter, Liebe Frau und Jungfrau, wie ſie auch im Etſchländiſchen Kinderſpruch (Frommanns Mundarten 3, 513) an die Stelle der heiligen Maria tritt:

da drunt'n âf der grüenig'n Eb'n
gêat die Morg'nsunne auf,
sitzt a wunderschêne Jungfrau
und s' liebe Kindlein drauf.

In traulicher Rede heißt ſie Spinnmütterlein, weil ſie zu Folge

des Alemann. Kinderliedes no. 273 mit den drei Mareien (den drei Schicksals-Nornen) zusammen im Sonnenhaus sitzt und am Geschick der Sterblichen spinnt. Wenn dann beim Sonnenuntergange ihr Gemahl, der Giebelkönig, in goldner Kutsche vom Gebirge in sein Land hinabfährt, sieht man auf der Spitze des Berges Giebel ein glänzendes Rad von gediegenem Golde sich umdrehen, das ist seiner Frau Sonne goldner Garnwendel. So erzählt die Lokalsage des aargauer Dorfes Entfelden von dem dortigen Waldberge Giebel. Der Göttin Attribute sind also Rad und Spindel, auf denen sie den goldnen Flachs, das Symbol der Strahlen weifet, und darum erscheint sie auch als schönes Weib, das lange Goldhaar aufbindend und strählend, und wird traulich das Strähl-Anneli genannt. Strahl, Haar und Flachs sind in unserer Sprache synonym. Nach den Isländischen Sagen der Gegenwart zeigt die Sonne das Gesicht der Eva; denn Eva spann.

Wer ist nun ihr Gemahl, ihr Adam gewesen? Hier ist ein frühzeitiges Schwanken sowohl des Mythus als auch der Sprache eingetreten. Die weibliche Sonne, sagt der folgernde Germane, ist Odhinns allsehendes Auge, er paarte also die Sonne mit einem männlichen Wesen. Tag und Nacht stehen in einem Liebes- und Eheverhältniße und erzeugen die übrigen Gestirne, Zeiten und Wochentage. Darum correspondiren in der Sprache gleichzeitig die Nacht und der Tag, die Nacht und der Mond, die Sonne und der Tag, wie beim Griechen dem Helios und Hyperion eine weibliche Eos zur Seite steht. Jedoch sprachlich war dies nicht allzeit so, denn das goth. Sunna, ahd. sunnô, mhd. der sunne haben alle männliches Geschlecht; und dies wird wohl auch das ursprüngliche gewesen sein. Denn ein so wehrhaftes Geschlecht wie das der Germanen beginnt weder die Göttergenealogie, noch die Zeitrechnung und Staatsordnung mit der primitiven Herrschaft des Weibes. Allein je nachdem sich nun die Begriffe über Zeit und Zeitwechsel mehr dem männlichen Tage oder der weiblichen Nacht, mehr dem Gotte oder der Göttin anbequemten, um so eher mußte man schwanken, ob man nach Mondphasen

oder Sonnenständen, nach Nächten oder nach Tagen rechnen und anberaumen wolle, und ſchon hieraus entſpringt jene bunte, widerſpruchsvolle Reihe von Volksbräuchen, Glaubensſätzen und Regeln, die über Heil und Unheil der einzelnen Zeitfriſten und gleichzeitigen Unternehmungen im Schwange ſind, und die man begreift unter dem Namen der an den verſchiedenen Ziel- und Loßtagen vom Aberglauben feſtgehaltenen Tagewählerei.

Als Fürſt Bojocal für die vertriebenen Amſivaren bei den Römern Land verlangte, blickte er in ſeiner Rede zur Sonne empor und fragte, ob ſie nicht mit Widerwillen auf unbebaute Strecken niederſchaue. Als Thorbiörn ſeinen neuen Grundbeſitz antritt, reitet er auf eine friſche Brandſtätte, nimmt ein noch glühendes Holzſtück auf und hält es zur Sonne empor, zum Zeichen, daß er dieſes Gebiet, das kein Eigenthum mehr ſei, für das ſeinige erkläre. Im Harniſch ritt der Herr von Werberg, da er von ſeiner Adelsherrſchaft Beſitz ergreift, gegen der Sonne Aufgang und hieb mit bloßem Schwerte einen Kreuzhieb in der Sonne Strahlen. Sachſe, Deutſches Rechtsleben 425. Der Germane leitet ſein älteſtes Land- und Beſitzrecht auf die Sonne zurück, die ihn in ſeine Güter eingeſetzt hat, und ſolch ludeignes Beſitzthum, das man keinem andern Oberherrn als Gott und der Sonne zu danken hat, nannte er Sonnenlehen. Der Beſitzergreifende nimmt daher die Sonne zum Zeugen; eine Sitte, die in älteſter Zeit auch den Hellenen eigen geweſen ſein muß. Als der aus Argos flüchtig zum Macedonierkönig gekommene Perdikkas dorten des Königs Hirte geworden und ſchließlich den verdienten Hirtenlohn verlangt, wird er, ſtatt denſelben zu erhalten, höhniſch auf den Sonnenſchein verwieſen, der gerade ins Haus fällt. Perdikkas nimmt dieſe Gabe an, indem er mit dem Taſchenmeſſer den Sonnenfleck im Eſtrich umzeichnet und dreimal davon in ſeinen Buſen ſchöpft. Nachmals aber erwarb er den macedoniſchen Thron. Herodot 8, 137. Schenkt die Sonne dem Volke das Land, ſo ſchenkt ſie ihm auch Korn und Brod dazu, das im Alterthum die Kraft der Männer genannt wird. Hat ihm Sonne und Mond bei Tag und Nacht Korn wachſen und reifen laſſen, ſo bedarf er noch

des heiligen Herdfeuers dazu, um ſich ſein Brod daraus zu backen; daher die Sprichwörter: Morgenſtund hat Gold im Mund, Morgenſtund hat Brod im Mund, Abendroth bringt Morgenbrod. Simrock, Sprichwörter no. 19. Damit erſt hört Cäſars Bericht über die Germanen*) auf, ſo wegwerfend zu lauten, wie man ihn bisher aufgefaßt hat, indem man nichts als Rohheit und Begriffsarmuth des älteſten Cultus darin vorausſetzen zu müſſen meint.

Wie zu Athen Gericht und Gerichtsſtätte Sonnenhof hieß, Heliaia, ſo wurden auch die deutſchen Gaugerichte unter freiem Himmel abgehalten und der Richter ſchaute nach dem Stand der Sonne; er ſoll, heißt die Zeitbeſtimmung in der Gerichtsordnung des aargauiſchen Freienamtes, das Gericht bannen „Mittags, ſo es Eins iſt.“ Bei der Sonne wurden Eide abgelegt; denn ihr, dieſem Auge Gottes, kann ſich nichts verhehlen: Die Sonne bringt es an den Tag. Nichts iſt ſo fein geſponnen, es kommt doch an die Sonnen.

Auf die am Sonntag Gebornen geht die Gabe des Scharfſinns, der Weiſſagung, des Heilvermögens über. Sonnenkind, Glückskind. Sonntagskinder und Fronfaſtenkinder können Geiſter ſehen und erlöſen. Biſt du ein Sonntagskind, ſo geſtell den Wind, ſagt man im Luzerniſchen; denn ſobald ein ſolches im dreifaltigen Namen ſeinen Spruch ſpricht, ſo bleibt der Wind geſtellt. Das engliſche Glückskind kommt ſchon mit dem Silberlöffel im Munde auf die Welt: he is born with a silver spoon in his mouth; das franzöſiſche kommt friſirt zur Welt: être né coiffé. Dies heißt im Deutſchen, im Helm geboren ſein, mit dem Glückshäubchen auf die Welt kommen, nemlich mit dem amnium. Wer dies iſt, deſſen bloße Berührung vermag Krankheiten zu heilen und Anmale zu vertilgen. Kranke Kinder glaubt man beſonders durch die Sonne heilen zu können. „Wenn ein mutter ein kind hat, das den Edtiken hat (iſt eine

*) Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus juvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt. B. G. VI, 21.

außdeerende oder ſärwende krankheit), oder das ſonſt ein ſärwling iſt vnd nicht drühen (zunehmen) wil, da muß des kinds mutter es drey ſonntag nach ein andren vnd an jedem ſonntag drümal außert das haus tragen vnder den freyen himmel, wenn der tag anbricht vnd die ſonn aufgehen wil, vnd alsdann gewüße abgottiſche wort ſprächen: Komm, du heiliger Sonntag!" Rud. Gwerb, Von Vych- vnd Leutbeſägnen. Zürich, 1646, 139. 302. Nun lautet derſelbe Glaube modificirt: Magere Säuglinge darf man in die Sonne tragen, ſie haben den Sonnenſtich nicht zu befürchten; aber fette Kinder und namentlich noch ungetaufte „frißt die Sonne." Alle Täuflinge werden daher nur tief verhängt und verſchleiert zur Kirche getragen, doch im reformirten Aargau zu keiner anderen Zeit als am Sonntag Nachmittag. Auch die Sonne im Volksräthſel, obſchon ſie die Frau Mundlos heißt, „frißt den Vogel Federlos," nemlich den Winterſchnee. Vom Heu, das über Sonntag zum trocknen auf der Matte liegen bleibt, heißt es, es ergebe zwar ein ſchmackhaftes Futter, aber ein um ſo geringeres Quantum, einen guten Theil davon freſſe die Sonntagsſonne weg.

Da an dem geheiligten Schickſalstage manches Geſchäft als Unglück bringend unterlaſſen werden muß, das an andern Tagen mit Glück vollzogen werden kann, ſo iſt die Sonntags-Entheiligung ganz beſonders mit grauſam lautenden böſen Folgen bedroht. So dürfen — im Zuſammenhange mit ſehr alten germaniſchen Auffaſſungen — am Sonntage nicht einmal die Fingernägel beſchnitten werden. Wuttke, Volksaberglaube 10. Ein über Sonntag offen bleibendes Grab zieht bald einen zweiten Todesfall nach ſich. Wenn man am Sonntag ſchwer erkrankt, ſo ſtirbt man. Einem lang im Todeskampfe Liegenden muß man das Hemd abziehen; denn es könnte ein ſolches ſein, an welchem Sonntags geſponnen oder genäht worden iſt. Dies wäre ein ſogenanntes Nothhemd, das, weil es gegen den Schlachtentod ſchützt, hier auch den Todeskampf verlängern müßte. Hat ein Mädchen ein ſolches Gewand genäht und fährt ſelbiges Jahr damit über Waſſer, ſo wird

ſie da ein Sturm überfallen und nicht eher landen laſſen, bis ſie das Kleid in das Waſſer wirft. Späne, am Feiertag gehauen, werden einem im Fegfeuer auf den Händen verbrannt.

Montag.

Der Montag iſt der Führer und Flügelmann der Woche, weil der Mond ſprachlich, wie lat. Lunus, ein deutſches Masculin iſt: bei Ulphilas mêna, ahd. mâno, in Geßners Mithridates 28: der her mâne; und weil er in den langen Winternächten des Nordens das herrſchende Geſtirn iſt. Die Götter, ſagt die Edda, haben ihn mit Neumond und Mondabnahme (ny ok nidh) für die Menſchen geſchaffen zur Berechnung des Jahres; dem Inder heißt er ausdrücklich der Jahres-Meſſer. Der Tag gebärt ſich aus der Nacht, das Jahr aus den Monaten, der Neujahrsbeginn aus der Mitternachtsſtunde. Weihnachten, Faſnacht, Walpurgisnacht heißen unſre älteſten Feſte. Die Zeit der Zwölften, welche von Weihnachten bis Dreikönig fällt und die Feſtdauer des heidniſchen Neujahres ausmacht, nennt man in Baiern die Rauchnächte nach dem Küchendampfe der Feſtſpeiſen; in Franken die Löſelnächte, weil man nach ihrer Witterung diejenige der folgenden 12 Monate erforſcht; bei den heidniſchen Angelſachſen, ſagt Beda † 738, hieß man ſie die Mütternächte, Modranecht, ſie gebaren das Jahr. Das Mondjahr beſtand aus 13 Monaten je zu 28 Tagen, innerhalb des Monats bildeten Neumond und Vollmond die Theilung zu je 14 Tagen. Ein ſolcher Zeitraum führte den Namen Woche, goth. vikô, altnord. vika, ahd. wëcha; das Wort ſteht, wie lat. vices, zu Wechſel und bezeichnet die regelmäßige Wiederkehr einer fixen Reihe, kann alſo urſprünglich eben ſowohl eine Zeitfriſt von 14 Jahren wie von 14 Tagen betreffen. Synonym mit ſiebenjähriger Friſt verwendet es Luther 1 Moſ. 29, 27: Halte mit dieſer (Lea) die Woche aus, ſo will ich dir auch dieſe (die

Rahel) geben um den Dienſt, den du bei mir noch andere ſieben Jahre dienen ſollſt. Ebenſo hat das Wort Jean Paul gebraucht in dem Titel ſeiner Schrift „Politiſche Faſtenpredigten während Deutſchlands Marterwoche;“ das beſagt: während der ſieben Jahre Napoleoniſcher Unterdrückung von 1806 bis 1813 (Bilz in der Berlin. Gymnaſ. Ztſchr. 1864, 654). Die Wechtage im habsburg-öſterreichiſchen Urbar (edd. Franz Pfeiffer) und im Seckinger Urbar (Glarner Jahrb. des hiſtor. Vereines 1, 94) heißen der unter den Alpgenoſſen der Reihe nach jährlich wechſelnde Betrieb der Alp- und Zinsgüter. Jene 14tägige Woche wird durch die noch heute geltende Meinung über Neumond und Vollmond beſtätigt, ſowie durch die zäh haftenden, zu 14 Nächten gezählten Gerichtsfriſten. Die Pfründeordnung des Kloſters Geiſenfeld, aus dem 13. Jahrhundert, beſtimmt, man ſolle den dortigen Nonnen: ie über vierzehn naht ein bad machen. Quellen und Erörterungen zur bair. Geſch. 1. 438. Das engliſche Recht zählt die beiden Hauptfriſten der Gerichtstermine nach fortnight (14 Nächte) und nach seven nights (7 Nächte). In der älteſten Rechtsquelle der Salfranken wird die ſiebennächtige Friſt allein genannt: et sic in septem noctes placitum facere debet. Lex Salica XL, 4. Letztere wird hierauf auch von den Alemannen angenommen und hat ſich in den oberdeutſchen Satzungen bis auf die neuere Zeit forterhalten. Das Brugger Stadtrecht v. J. 1620 ſchreibt: „Welchem gebotten wird, ſeine ſchuldner in ſieben nächten zu bezalen und er dem nicht nachgat, deß ſtraf iſt 15 Schilling.“ Die Öffnung des Dorfes Berkon im Freiamte ſetzt zu jedem der drei ordentlichen Jahresgedinge ein Nachgedinge an: „und ſol man zu ieklichem tag (=fahrt) nachgedinge geben ſibennechtiges. ein herre ſol pfand, das er einem nach urteil giebt, ſiben necht in dem gericht laßen ligen.“ Aargau. Beitr. 103. 104.

Das eben Geſagte iſt nicht dahin zu verſtehen, als ob die Deutſchen ihre öffentlichen Berathungen und Gerichte bei Nacht abgehalten hätten, ſondern es geſchah an Tagen, deren Nächte günſtiges Mondlicht hatten. Im Neumond lieferte Arioviſt dem Cäſar die Schlacht; im Neumond baut man

Häuſer und ſchließt Ehen; weil man das Wachſen und Steigen des Sieges, die Vergrößerung des neuen Hausweſens und die Zunahme der Familie an den zunehmenden Mond anknüpft. Allein der ſtarke Wechſel der Mondphaſen, das Nidſich- und Obſich-gehen, der gute und der böſe Wädel iſt Urſache, daß die Veränderlichkeit und Launenhaftigkeit des Geſtirnes in ein Mißtrauen gegen daſſelbe umſchlagen konnte; ſprachlich entſtand aus lat. Luna mhd. lûne, die Laune; aus mhd. mâne entſtand mænec, mundartlich mœnig, mondſüchtig. Und als dann mit Einführung des Chriſtenthums die Sonntagsheiligung ausſchließlich feſtgeſetzt war, konnte die ehemals dem Montag gewidmet geweſene Bevorzugung noch mehr in eine abergläubiſche Scheu gegen ihn umſchlagen. Noch immer glaubt man von einer am Montag vorgenommenen Ausſaat keine gute Ernte zu bekommen. Es folgen hier etliche Beiſpielsſätze dieſer Art, in denen ſich zugleich die Uebereinſtimmung des nord- und ſüddeutſchen Aberglaubens bewährt. Ein altdeutſcher Spruch (W. Wackernagel, Leſeb. 1, 215) unterſagt am Montag eine mehrtägige Reiſe anzutreten, weil ſie für die ganze Woche Ungemach zur Folge habe:

Sver an dem mæntage dar gat,
da er din fuz lat,
deme iz alle die wocun
dezst ungemacher.

Tritt ein Dienſtbote Montags ein, ſo wird er wieder aus dem Dienſt entlaufen (Kuhn, Nordd. Sag. 457.); Mägde, Montags in Dienſt tretend, zerbrechen viel; nicht einmal Leichen ſoll man Montags begraben. (Wolf, Beitr. 1, no. 202. 498.). Montagswerke werden nicht wochenalt. (Woeſte, Weſtfäl. Volksüberlief. 59.) Daher darf an dieſem Tage keine Wäſche angeſtellt, keine Hochzeit gehalten werden; man ſoll nichts ausleihen, weil man ſonſt das Wochenglück mit fortgiebt; man darf beim Kauf nichts ſchuldig bleiben, man darf nicht umziehen. (Myth. no. 821. 771.) Wenn Montags ein Fremder halb die Stubenthür öffnet und nur hereinſchauend wieder davon geht, der macht, daß der Mann ſein Weib ſchlägt. Buch

vom Aberglauben, 1792. Kinder, am Montag geboren, haben einen jähen Tod zu besorgen. Man muß am Montag kein Kind zum erstenmale in die Schule schicken. Panzer, Bair. Sag. 2, 294. Nur den Dieben ist der Montag günstig, weil er ihnen erleichtert, Fremdes zu nehmen, denn der Mond heißt Diebssonne. (Aargau.)

Das Gegentheil dieser Meinungen ist im Volksglauben besonders dann zu hören, wenn der Montag landschaftlich noch als Hochzeitstag gilt, denn dann können auch andere Geschäfte mit Vortheil an ihm begonnen werden. Ausschließlich an ihm hält man im katholischen Freienamte und Luzernerlande, ebenso im reformirten Zürcherlande die Hochzeiten ab. Bei Friesen und Schweden stellt der Haupt- und Halsschmuck der Braut eine dem ersten Mondviertel gleichende Mondscheibe vor und man ruft der Verlobten zu: Wachse, o Mond! Dieser Schmuck spielt unter dem Namen Manegold, Mangold, schon in der deutschen Mythologie seine Rolle. Hält man die Zeit des Neumonds und Vollmonds, wie Tacitus es von den Germanen sagt, für den segensreichsten Anfang zu Geschäften, so ergeben sich für den Montag folgende Glaubenssätze. Der Montag ist des Sonntags Bruder (Woeste, Westf. Volksüberlief. 34), ebendasselbe heißt anderwärts: Sonne und Mond sind Eheleute (Naturmythen 238). Mancher gienge lieber nackend, als daß er sein frisches Hemd am Sonntag anzöge, er thuts am Montag (Myth. no. 939). Am Montag die Nägel beschneiden giebt keine Hautschlißen oder schwärende Nagelwurzen. Der Landwirth bevorzugt den Montag, um Gemüse zu pflanzen, Kartoffel zu stecken, Haber und Klee anzusäen, die Wiesen zu düngen; denn der Mond übt besondern Einfluß auf Kraut und Gras. Seinen besten Namen trägt der Montag in der Appenzeller Mundart, er heißt Guonti, Guenti, Gwöntig d. i. Gutentag, nemlich der gute Nachsonntag. Schon in einem alten Passions-Wochengebete heißt er schwäbisch Quontag. Birlinger, Schwäb. Wörtb. 208. Ehemals pflegte man nemlich jeden Wochentag, auf den stabil ein lokales Heiligenfest fiel, mit dem Beinamen des Guten auszuzeichnen; auf den

Montag aber findet sich bei uns eine ziemliche Anzahl alter unkirchlicher Feste verlegt. Der Gügismontag im Freienamte ist der Fasnachtsmontag; der Hirsmontag ist der gleichfalls landschaftlich gefeierte Montag nach Aschermittwoch. Die Nachkirchweih (Kilbe) fällt vielerwärts auf den ersten Nachmontag. Oster- und Pfingstmontag dienen uns zum öffentlichen Vergnügen des Eierlesens, des Wasservogels, der Brunnenbekränzung, des Pfingstrittes, zur Errichtung der Pfingsthütten u. s. w. Der Blaue Montag ist der in feiertägiger Ruhe begangene Nachsonntag; einen Tag blau machen, heißt ihn arbeitslos hinbringen. Warum er der Blaue heißt? Man giebt vor, ursprünglich sei der vor Aschermittwoch fallende Fasnachtsmontag so benannt gewesen, weil man da in den Kirchen die blauen Altardecken aufgelegt habe, mit deren Farbe die beginnende Trauerzeit der Buße und Fasten angekündigt wird. Allein im Meklenburgischen heißen Palmsonntag und Osterdienstag gleichfalls der Blaue, wie schon Schmidt angiebt: Fastelabendbräuche, Rostock 1753, 37; dies sind aber gerade die Schlußtage jener kirchlichen Trauerzeit. Name und Sache sind hier viel älter; Blau ist Farbe der Herrschaft und der Standeswürde. Die Priesterschaft der griechischen Kirche trägt sich in Rock, Ueberkleid und Kalpak blau; das brittische Ministerium nennt die Sammlung seiner diplomatischen Correspondenzen das Blaubuch. Wenn der chinesische Kaiser die rituellen Jahresopfer bringt, mit denen er die Ordnungsfolge des Zeitlaufes und der Ernten erbittet, so hat er einen der Aetherfarbe gleichen blauen Mantel um. Schon im altchinesischen Liederbuche Schiking ist dies Vorschrift. Blau ist Wuotans Leibfarbe, denn sein alle Seelen einhüllender Leibmantel ist der Aether, eben das Kleid, das so weit reicht, als der Himmel blau ist. Auch die Indianer Nordamerikas führen die Farbe des stillen Himmels in ihren Reden als ein Bild des Friedens an, und wenn sie daher gegen einen Nachbarstamm friedliche Gesinnungen anzeigen wollen, so färben sie sich und ihren Gürtel blau. Loskiel, Evangel. Brüdermission, Barby 1789, 63.

Blau ist die Wunderblume, die dem Glückskind den Zugang

zu verzauberten Schätzen öffnet; blau das Vergißmeinnicht, das den Liebenden den Weg zum Herzen bahnt; blau ist sogar das bäurische Brautbette angestrichen auf der Hochzeitsfuhre. Diese Farbe ist das Symbol des klaren Himmels und der von ihm ausgehenden Fruchtbarkeit der Länder und der Ehen. Somit giebt auch der Name Blauer Montag die dem Montag selbst zugekommene religiöse Feier zu erkennen.

Dienstag.

Die drei männlichen Gottheiten Mars, Mercurius und Jupiter, altnord. Tyr, Odhin und Thôr, althochd. Ziu, Wuotan und Donar, folgen in ihren drei Wochentagen unmittelbar auf einander, sie bilden die Mitte der Woche; ein Beweis von dem hohen Alter dieser Götterreihe, ihrer Eigennamen und der diese Namen tragenden Wochentage. Der Wortstamm Dienstag geht daher durch alle indogermanischen Sprachen. Gothisch Tius bedeutet leuchten und glänzen; ihm entspricht sanskrit diw Himmelsglanz, djaus Himmelsgewölbe; griech. Zeus, im Genitiv dios; latein. diuspater, im Genitiv dijovis. Die nordischen und niederdeutschen Dialekte sprechen den Namen mit der gothisch anlautenden Tenuis: angelsächs. Tivesdäg, englisch Tuesday, friesisch Tysdai. Sogar ins Finnische ist ein Tüstai übergegangen (Kruse, Ehstn. Urgesch. 34. 229). Im alemannisch-schwäbischen Dialekt wandelt sich die anlautende Tenuis des Namens in die Aspirata, Tius wird Ziu. Ein ahd. Wessobrunner Codex setzt zum Volksnamen Cyuwari, der dorten zugleich dem Volksnamen Baiwari entgegen gestellt ist, die übersetzende Glosse: Suapa. Die Schwaben also waren Ziuverehrer. Der ahd. Ziuwestac, contrahirt Ziestac, mundartlich Ziistig, kommt schon in alemannischen Urkunden des eilften Jahrhunderts als Ciesdac vor. Der Name Ziu hat also ursprünglich nichts anderes als den im Himmel wohnenden Lichtgott bezeichnet, der den Sonnenstrahl verschoß, um

damit die harte Erde und das egoistisch verschlossne Menschenherz zu öffnen. Wir werden ihm sogleich als Liebesgott begegnen. Als später ein besonderer Gott für die Kriegskunst nothwendig wurde, ward Ziu zum Gott des blitzschnellen und blitzhellen Schwertes individualisirt. Und da der Krieg als der nur durch ein Gottesurtheil zu entscheidende Prozeß gedacht wurde, so scheint in Zius Schutz nachmals auch das öffentliche Recht gestellt gewesen zu sein, da wenigstens auf seinen Wochentag die Gerichtstage anberaumt waren. Diese Wandlungen der Gottheit verrathen sich an einer Reihe von Dienstagsgebräuchen, die wir nun durchgehen wollen.

Der Name Ziustig unterscheidet den schwäbisch-alemannischen Volksstamm vom altbairischen. So weit nemlich die altbairische Mundart geographisch reicht, nemlich vom Böhmerwald an bis Welschtirol, und vom Lech bis zur ungarischen Rab (Quitzmann, Baiwaren 71), wird der Dienstag Ertag und Irtag genannt. Dies ist der im Runenalphabet überlieferte Name des Gottes Eor oder Eru. Die angelsächsische Rune ᛇ, einen Pfeil mit Schärfen und Hals darstellend, führt den Doppelnamen Tir und Ear; die althochdeutsche Rune ᛉ, denselben Pfeil darstellend, nur mit zwei Widerhaken an den Schärfen, heißt Zio und Eor. Diese Runen und ihre beiden Namen zeigen beiderseits auf eine und dieselbe Gottheit; Eor ist wie Ziu, der aus einem anfänglichen Liebesgotte potenzirte Kriegsgott. Der Liebespfeil, die Siegesrune und das Brautschwert, die er zu dritt führt, weisen ihm seine ursprüngliche erotische Rolle an. Beim Beilager fürstlicher Verlobter war Vorschrift, ein baares Schwert zwischen das Brautpaar zu legen. Die mit ihrem Geliebten Sigurd sterbende Brynhild verordnet, daß man zwischen ihre beiden Leichen dieses Brautschwert lege in derselben Weise:

Wie da wir Beiden Ein Bette bestiegen
Und man uns nannte mit ehlichem Namen.

Bei altbairischen Hochzeiten, die stets am Dienstag stattfinden, als an dem vor allem bösen Einfluß gesicherten Tage, tragen Brautführer und Hochzeitslader im Zuge einen rothbebänderten

Reitersäbel geschultert voran. (Bavaria 1, Abtheil. 1, 395.) Ueber dem Brauttische stößt man die beiden Säbel kreuzweise in die Diele (Schönwerth, Oberpfalz 1, 95). Schwäbische Bräute, die ihr Kränzlein schon verloren haben, halten Montags oder Mittwochs Hochzeit, Jungfrauen am Dienstag (Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 388). Im Luzernerlande war nach älterer Sitte der Hochzeitstag gleichfalls ein Dienstag (Lütolf, Fünfort. Sag. 559.). Im Zusammenhange damit steht, daß der Dienstag in Fasnacht und Ostern noch als der Weibertag gilt. In Schwaben und der Schweiz hatten die Frauen am Weiberdienstag in der Fasnacht das Vorrecht, eine Tanne aus dem Gemeindewalde auf die Almende bringen und versteigern zu lassen, den Erlös aber auf dem Platze zu verschmaußen und vertanzen. Der Brauch ist schon so alt, daß man ihm aller Orten eine historische Ursache zu unterlegen pflegt, gewöhnlich eine heroische That, von den Frauen dieser Ortschaft während eines Ueberfalls vollführt. Reich sind besonders noch die Niederlande an solcherlei Traditionen, die sammt ihrer festlichen Begehung beschrieben stehen in Wolfs Niederl. Sagen. In der westfälischen Weiberfasnacht ist es Spielbrauch, daß am Montag die Frauensleute von den Mannsleuten in die Zehen gebissen werden, am Dienstag geht es umgekehrt und die Frauen sind die Aggressiven. In England gehört der Osterdienstag den Frauen und Mädchen und man muß sich bei ihnen mittelst eines Geschenkes auslösen; wer die Gabe verweigert, dem nimmt man den Schuh mit Gewalt und entläuft. (Kuhn, Westf. Sag. 2, 128.)

Betrachten wir den Dienstag nun als den Gerichtstag. Er ist als solcher noch bei schweizerischen Bauern theils gefürchtet, theils bevorzugt. Es giebt im aargau. Freienamte betagte Männer, die nur am Dienstag vor dem Friedensrichter erscheinen wollen und die Annahme einer Vorladung auf einen andern Termin hartnäckig verweigern. Mein Vater, sagen sie, hat es ebenfalls so gemacht und ist gerichtlich dabei immer gut gefahren. Andere halten aus gleichem Grunde den Tag für gefährlich; wer da, sagen sie, mit seinem Nachbarn über ein

geringes Ding ſtreitig wird, muß mit ihm vors Gericht gehen. Hierbei ſchwebt ihnen noch in Erinnerung, daß in der ehemaligen Amtsſprache ſowohl die Streitſache als auch das Gericht ſelbſt das Ding hieß. Der niederländiſche Dienstag heißt auch wirklich Dingstag, dies judicii. Ein daher rührendes Wortſpiel betrifft das Verdingen der Dienſtboten. In der Volksſprache hält man nemlich das Grundwort in Dienſtbote und Dienſt-tag für ſynonym und ſagt ſprichwörtlich: Dienſten ziehen gern am Dienſtag um; und die Mägde in Schwaben meinen, am Dienſtag, und nicht am Mittwoch, müſſe man in Dienſt treten, wenn man glücklich ſein wolle. Keller, Gegen den Aberglauben 1786, 91. Die nachfolgenden rechtsgeſchichtlichen Stellen beweiſen, daß nach alemanniſcher und burgundiſcher Satzung der Dienſtag allerdings der übliche Gerichtstag für die Dinggerichte geweſen iſt. Das Recht der frickthaliſchen Landſchaft Möhlibach von 1594, abgedruckt in der Argovia 4, 352 ſchreibt vor: „Es iſt gemeiner Möhlibacher alter löblicher Landsbrauch g'ſin, daß man alle Jahr 9 Dinggericht und alleweg auf 3 Zinſtag nach einander hat gehalten; die 3 erſten auf die nächſten Zinſtag auf einander nach dem Tag (Lücke der Handſchrift), die andern 3 auf den erſten, andern und dritten Zinſtag im Meien, und die letzten 3 auf die drei nächſten Zinſtag nach Martini einander nach. Wenn die Dinggericht angehen, ſollen die Wochengerichte ſtillſtehen, ſobald aber Dinggericht fürüber, ſo ſollen die Wochengerichte angehen." Im Freienamte, ſo lange daſſelbe eine Gemeine Herrſchaft, d. h. von mehreren Kantonen gemeinſam regierte war, wurde auch das Wochengericht jeden Dienſtag vom Untervogt der betreffenden Ortſchaften abgehalten. In dieſem Sinne ſchreibt das Brauchbuch des Fleckens Kadelburg v. J. 1671 (Argovia 4, 139) gleichfalls vor, daß liegende Pfänder ſechs Wochen drei Tage hinter dem Richter deponirt bleiben, worauf der Gläubiger dem inſolventen Schuldner „am Ziuſtag bey gueter tagzeit verkünden vnd am mitwuchen vergangen läßt." Nach einer Luzerner Rathsverordnung v. 1600 hatte die Verrufung eines entflohnen Miſſethäters durch den Stadtweibel je an einem Dienſtag zu

geſchehen auf den acht vornehmſten Plätzen der Stadt; und noch jetzt iſt es im Kt. Freiburg Uebung, daß der zum Tod Verurtheilte an keinem andern Wochentage als am Dienſtag hingerichtet wird. Sogar der Kräuteraberglaube trifft hier mit der Rechtsſatzung zuſammen. Bekanntlich entſpricht jedem die einzelnen Wochentage leitenden Gotte eine an ſeinem Tage zu gewinnende Heilpflanze. Solsequium muß Sonntags gebrochen werden, Lunaria Montags, Mercurialis Mittwochs, barba Jovis Donnerſtags, capillus Veneris Freitags, am Dienſtag das vielgenannte Eiſenkraut, die geheiligte Verbena. Es iſt dies aber die altrömiſche herba pura, die der kriegsankündigende Feldherr trug (qua coronabantur bellum indicturi. Plinius), und ferner die im Saliſchen Geſetze wieder genannte chrene cruda, das reinigende Kraut, das man zum Zeugniß der Wahrheit zu Gericht mitbrachte oder, dem Gerichtsſpruche gehorſamend, vor den Schranken pflückte, jene im Althochdeutſchen îsarna und îsanina, mhd. îsenhart genannte Pflanze.

Zum Schluſſe dieſes Einzelabſchnittes beglaubigen wir den Gott des Rechts- und Kriegsſtreites, dem das Eiſenſchwert und die darauf geprägte Siegsrune geweiht war, mit einer Zunftſage der Waffenſchmiede, die bei der 1858 erfolgten Aufhebung aller aargauiſchen Handwerksinnungen aus der Zunftlade der Aarauer Meſſerſchmiede handſchriftlich an uns abgegeben worden iſt.

Gregorius Springinklee, oder der Meſſerſchmiede Freiheit und Wappen.

Der deutſche Kaiſer Sigismund war in ſeinen Feldzügen gegen die Türken einſt von der feindlichen Uebermacht unverſehens überraſcht worden; ein Theil ſeines Heeres wurde umgangen und gefangen, ein anderer wendete ſich zur Flucht. Da entſchloß ſich ein gemeiner Mann, der hier ſein Leben mit verſchätzt ſah, noch zu einem letzten Widerſtandsverſuch, Gregorius Springinklee, ſeines Handwerks ein Meſſerſchmied. Er tunkte ſein Hemde in der Entleibten Blut, ſteckte ſolches auf einen Spieß und that mit Rufen und Zeichen, als läge hier noch eine ſtarke Nachhut zur Hilfe bereit. Dies er-

muthigte viele der Flüchtigen, sie stellten sich neuerdings zu den kaiserlichen Knechten und drangen mit dem streitbaren Mann vor. Es gelang ihm, die Mehrzahl der Gefangenen zu erledigen, der nicht mehr geordnete Feind wurde geworfen und aufs Haupt geschlagen. Dies geschah mit Gottes Beistand im Jahre 1437. Nach der Schlacht begehrte der Kaiser den tapfern Kriegsmann kennen zu lernen; dieser erschien, wurde zum Ritter geschlagen, mit Schild und Wappen begabt und sollte seines Herzens höchsten Wunsch sagen, damit man ihm diesen sofort erfülle. Darauf erwiederte er: „Ich bin meines Zeichens nur ein Messerschmiedsgeselle, habe die Fechtschulen besucht und bin zum Meister des Langen Schwertes gemacht worden. Und weil ich Lust bekam, mich in den Krieg zu begeben, so habe ich mein Schwert in die siebenzehn Jahre geführt, bin in manchem Sturm gestanden und allzeit heil daraus gekommen. So bin ich nun alt und habe keine Leibeserben, auf die mein Name und Wappen übergeht; ich bitte daher nur um die eine Gunst, Kaiserliche Majestät wolle zulassen, daß einst mein Wappen auf die ehrbare Zunft übergehe, in der ich aufgeschworen bin." Sigismund genehmigte dies. Seitdem steht im Wappen der Messerschmiedszunft die Krone, durch welche drei Schwerter gehen, mit zwei Greiphen als Schildhaltern, oben drauf der Ritterhelm. Springinklee, der seine Tage am kaiserlichen Hofe beschloß, liegt begraben zu Prag in der Thomaskirche auf der Kleinseite im Kreuzgang, wo noch heutigen Tages die Messerschmiede ihr Begräbniß haben. Dieses weiset ein Säulenkapital an der dortigen Kirchenwand aus, an welchem ihr Wappen eingehauen steht.

Diese Sage vermag ihre Einzelzüge schon mit geschichtlichen Nachweisen zu dokumentiren. Ein Nürnberger Messerschmied Gregorj Springinklee, der zu Prag begraben liege, wird von Prokurator Jakob Ayrer genannt in der Geschichte der Stadt Bamberg, welcher eine Beschreibung des zu Nürnberg am 3. Februar 1600 abgehaltnen Schwerttanzes beigefügt ist (Gödeke, Grundriß pag. 1166). Dies führt auf die Frage nach dem Alter der Fechtervereine des städtischen Handwerks-

ſtandes zurück. Sie ſind durch Kaiſer Friedrich III. 1487 privilegirt worden und erhielten durch Kaiſer Rudolf II. i. J. 1607 ein Wappen, das urſprünglich dem Verein der Meiſter vom Langen Schwert zu Prag ertheilt worden und mit dem in unſrer Sage beſchriebenen übereinſtimmend iſt. Das kaiſerl. Diplom hierüber ſteht abgedruckt im German. Anzeiger 1865, no. 12. Soweit alſo findet die Sage ihre geſchichtliche Beglaubigung; ihren beſondern Werth aber erhält ſie erſt durch die Handwerksmarke, welche die Schwertfeger und Meſſerſchmiede auf ihre Waare prägen; denn dieſe Marke beſteht in dem ſchon voraus angegebenen, einem Pfeile gleichenden Runenzeichen Namens Tir und Ear. Alte Säbel- und Meſſerklingen, die dieſe Marken auf der rechten Klingenſeite haben, hält das Volk für zauberkräftig, man giebt ſie um keinen Preis weg, ſie heißen gewöhnlich Dreikreuzmeſſer. Ihre Verfertigungsweiſe ſchreibt ein handſchriftl. Zauberbüchlein alſo vor: Die Degenklinge muß in der Martisſtunde, d. i. in derjenigen vor Sonnenaufgang, gekauft werden, ohne um den Preis zu dingen. Parierſtange und Bügel müſſen an einem Dienſtag geſchmiedet werden. Das Holz zum Heft ſoll von einem Stück ſein, in das der Blitz geſchlagen hat, oder in Ermangelung deſſen, von einem Hinrichtungsrade. Zuſammengeſetzt wird dies Alles in der Martisſtunde an einem Dienſtag, und das darauf geprägte Schwertzeichen muß ſein A. H.

Mittwoch.

Im Hochdeutſchen iſt der echte Name des alten dies Martis längſt verloren; er heißt althochdeutſch Wuotanes tac, angelſächſiſch Vôdenes däg, langobardiſch Godanes tac. Aber in den Mundarten brechen noch richtige Namensformen durch; er heißt bei den Inſelſchweden nach dem nordiſchen Odin Ôtsdag (Rußwurm, Eibofolke 2, 182); holländiſch Gœns- und Wœnsdach (Junius, Nomenclator 392. 394); weſtfäliſch Gaunsdag (Bibra, Journal v. u. f. Deutſchl. 1788. 1, 467); auf der

Inſel Sylt Winjsday, engliſch Wednesday. Gott Wuotan war ein Wunſcherfüller, denn er trug den Beinamen Wunsc und Oski, der ihm geweihte Tag muß alſo ein Glückstag ſein. Doch als allwaltende ſchöpferiſche Kraft wurde der Gott verkörpert gedacht in dem alldurchdringenden Element der Luft und des Windes, deren günſtiges Wehen in den Schluchten des Hochgebirges oft ſchöntönend vernehmbar iſt und vom Aelpler die Bergmuſik genannt wird. Schwillt dieſer Wind zum verheerenden Sturm an, ſo kommt Wuotan an der Spitze des wilden Heeres einhergebrauſt, und da deſſen Umzug auf die Quatember-Mittwoche verlegt wird, ſo wird der Mittwoch damit zum Unglückstag. Daher nun nachfolgende Annahmen. Der Mittwoch iſt ein verworfner Tag. Er gehört zu den dreißig verrufenen Schwendtagen, an denen der Vortheil alles Friſchbegonnenen ſchwindet; Prozeſſe gehen verloren, Neugeborne mißrathen, Kuren mißlingen. Am Mittwoch ſoll man nicht mit Vieh handeln, kein Saugkalb neu an den Baren binden, man läßt keine Ehe einſegnen, kein Kind taufen, ſchickt auch keins zum erſtenmale in die Schule, denn es würde den Lerneifer verlieren. Aber die jungen Schweine treibt man zum erſtenmale in die Bucheckern, damit ſie das voreilige Heimlaufen vergeſſen. Man hütet ſich Lein zu ſäen, der wegen ſeiner blauen Farbe Wodans ſpinnender Gemahlin geweiht geweſen ſein wird, und daraus läßt ſich die Beſorgniß deuten, daß das Pferd des Gottes, der an dieſem Tage Umzug hält, dies Saatfeld zerſtampfe. Dagegen iſt der Mittwoch namentlich den Körnerfrüchten günſtig, und wenn man Mittwochs unterm Mittagsläuten Hirſe einſäet, ſo geht kein Vogel drein. Dies gilt gleichmäßig in Graubünden, im Bernerlande und im Aargau; aber ſogar aus Norddeutſchland meldet es Liſch in den Meklenburg. Jahrbüchern Bd. 20, 158. Hierin liegt ein weiterer Beweis, daß die Hülſenfrüchte in des Donnergottes Pflege ſtanden und dazu alſo an dem ihm geweihten Donnerstage bereits in den Boden geſäet ſein ſollten. Weil am Mittwochsabend die Hexen ausfahren, ſo iſt da die Begegnung fremder Thiere gefährlich; ein Sprichwort ſagt: Mittwochskatzen, Teufelskatzen.

Am Mittwoch hat Judas Iſcharioth den Heiland verrathen, lehrt man in der kathol. Kirche (Marzohl-Schneller, Liturgia ſacra 4, 313). An der „Chrumbe Mittwuche", dem Mittwoch der Charwoche, geſchieht es nach katholiſcher Sitte, daß Pilatus unter dem Getöſe aller Kirchgänger aus der Meſſe hinausgejagt wird. Keine Reiſe wird am Mittwoch angetreten. „Amme Mittwuche ſchlüft ke Mûs in es anders Loch. — S' iſch Mittwuche: ſteck di Naſe in d' Tiſchtrucke", d. h. bleib daheim! Auf die Frage des Volksräthſels, wie viel Tage in der Woche ſeien, folgt die Antwort: Sechs, denn der Mittwoch iſt gar kein Tag. Soll ich zum Buhlen kommen weder bei Tag noch bei Nacht, ſo will ich kommen am Mittwoch, das iſt mitten in der Wochen. Alte Volksräthſel, mitgetheilt von Reinh. Köhler in den Weimar. Jahrbüchern, Bd. 5.

Als man den Wodansdienſt abthat, mußte auch ſein Wochentag dahin fallen, und ſo wichtig als ſonſt deſſen Feier geweſen war, in dem Maße ſollte nun der Tag ſelbſt verdächtig gemacht werden. Man ſuchte vorerſt ſeinen heidniſchen Namen auszutilgen. Biſchof Jon auf Island († 1121) ſuchte ihn damit in Vergeſſenheit zu bringen, daß er befahl, die Wochentage nach ihrer Folgezahl zu benennen. Lachmann, Sagaenbiblioth. 1816, 250. Dieſe Methode iſt dann in der römiſchen Kirchenſprache durchgedrungen, in der vom Sonntag an als dem erſten Wochentage gezählt wird, ſo daß der Samstag die feria septima iſt. Sie hat ſich jedoch ſprachlich nicht behaupten können und verräth ſich höchſtens bei ſolchen Volksſtämmen wie dem bairiſchen, unter dem ſeit Karl d. Gr. das Zwangschriſtenthum mit Feuer und Schwert ausgebreitet worden iſt. Der altbair. Dialekt giebt nun wirklich dem Donnerstag den kirchlichen Numeralnamen Pfinztag (der Fünfte) und benennt auch den Mittwoch nur appellativ mit dem Erſatznamen Mikka, wie derſelbe auch norwegiſch Mykedag heißt. Dies leitet ab von goth. mikils, groß, und bezeichnet ihn alſo noch als den Großtag. Trotz dieſes Ehrennamens hält ihn der Altbaier für einen Unglückstag. Um ſchwäbiſch Gemünd heißt er Gutentag (Schmid, Schwäb. Wörtb.). In der Klin-

genberger Öffnung v. J. 1449 sind die drei auf einander folgenden Mittwoche als die dreifachen gerichtlichen Vorladungstermine Gutentag genannt. Argovia 4, 284. Die Abtissin vom Frauenmünster in Zürich stellt am 30. Hornung 1300 eine Urkunde aus und nennt diesen Tag „an dem guoten tag nach sant Valentins mess." Dies war ein Mittwoch. Dieses „gut" bezieht sich jedoch nicht etwa auf den Gottesnamen Gwodan, sondern es wird vor den Namen der Heiligen und ihrer Festtage vom alten Kirchenkalender als Ehrenprädikat gesetzt. Daher heißt der Neujahrstag in der Schweiz durchweg das Gutjahr.

Donnerstag.

Da der Cultus des Donnergottes nothwendig auf einem allerfrühesten Elementarcultus beruht, so muß er aus diesem Grunde unter der Urbevölkerung Europas der verbreitetste gewesen sein; er findet sich daher auch bei Kelten, Germanen, Slaven, Finnen, Ehsten und Lappen in solcher Uebereinstimmung vor, daß er noch bis in die heutigen Bräuche dieser sonst so verschiedenartigen Volksracen erkennbar hineinreicht. Der von allen Seiten zuströmende Stoff bedarf hier einer vorsichtig erwogenen Gliederung. Die nachfolgende Beschreibung zeigt die Namen des Donnerstags auf, dann seine festtägige Feier und rituelle Speisenordnung, hierauf seine Verwendung als Gerichts- und Hochzeitstag, als Markt- und Kirchweihtag, als Gesellschafts- und Schulferientag.

Die Germanen hatten dem Göttervater Wuotan den Mittwoch geheiligt, folglich mußte dem Gottsohn Donar der unmittelbar folgende Tag geweiht sein. Dieses Verhältniß zwischen Vater und Sohn war schon den Römern ersichtlich geworden, denn Donar ist bei Tacitus, Germ. 9, dem Jupiter gleichgestellt, und fortan bleibt in allen germanischen Sprachen der dies Jovis nach Thôrr und Donar zubenannt. Seine deutsch-

heidnische Feier ist durch die Stelle in Beda's angelsächs. Pönitentialbuch (Ausgabe v. Kunstmann 167) erwiesen: in honore Jovis. Seine Namen heißen: althochd. Toniris- (donares) tac, altnord. Thôrsdagr, dän. Torsdag, angelsächs. Thunoresdäg, engl. Thursday, altfries. Thunresdei, Tornsdei; neufries. Tongersdey, nordfries. Türsdei, niederl. Donderdag. Im Schwedischen heißt der Donnerstag Thorstag, der Januar Thorsmonat, das Himmelfahrtsfest der heil. Thorsdag, und ein jedes dröhnende Gewitter Thordön, gleich wie es engl. thunderklap, Donnersklapf heißt. Selbst in der finnisch-karelischen Sprache gilt ein Torstai (Donnerstag) und verweist auf den Einfluß des skandinavischen Grenznachbars. In den Wortzusammensetzungen verstärkt der Name Donner den Begriff und dient daher in der Trivialrede zur geläufigen Betheurungs- und Schwurformel: Donnersdonner, Donnershagel, Donnersketzer, Donnersschelm, Donnersfrau entsprechen den andern ebenmäßigen: Strahlschelm, Strahlhagel u. s. w. Man nennt diese das Maß überschreitende Beschimpfungs- oder Betheurungsformel „heidnisch Fluchen" und erkennt mithin selbst noch ihre heidnische Abkunft. Man mildert sie euphemistisch durch Wortentstellungen: Potz Donstig vor'm Fritig! (Aargau). Daß dich der Donnerstag! (Philander von Sittenwald 1650. 2, 680.) Ein Donstigbub bezeichnet scherzhaft einen Wettermäßigen, einen Blitzkerl; sowie feminin Blitzg ein Blitzmädel, und in Tirol Dundergitsch (Donnerskröte) schmeichelnd ein Teufelsmädel, eine kleine Wetterhexe ist. Du Donstigbube-Narr, sagt man zum verliebten Mädchen; du Glücksdonner, du Donstiglappi, gilt vom Glückspilz und vom Dümmling. Denn der erste Donnerstag je im dritten Monat (also im März, Juni, Septb. und December) wird für heilig gehalten, der an diesem Tage Geborne ist ein Wunderkind. Der in einer auf Donnerstag fallenden Weihnachten Geborne sieht „die Umgehenden", ist geisterſichtig. Dasselbe auch in Kuhns Märkischen Sagen 378: Wer am Sonntag geboren und Donnerstags getauft wird, ist hexenſichtig. In Müllenhoffs Schleswig-Holsteinischen Sagen 578 heißt ein Unterirdischer Hans Donnerstag; denn am

Donnerſtag gehen die Zwerge aus ihren Höhlen auf Beſuch, „ſie feiern.“

Die oberdeutſche Namensform Donstig iſt nicht etwa eine bloße Verkürzung, ſondern findet ſich als tunstac ſchon im Vocabularius Optimus, edd. W. Wackernagel pag. 57. Dieſe Form weiſt auf mhd. dunen, bairiſch donen, ſchweiz. tonen, lat. tonare. Der deutſche Stamm dazu iſt dênen, tendere, ſinnlich daſſelbe voraus bezeichnend, was phyſikaliſch die elektriſche Spannung und Entladung iſt. Ebenſo iſt die andere Namensform Dornstag eine in oberdeutſchen Urkunden frühe und oft begegnende Lautumſtellung, man vergl. Argovia 1, 141; 2, 165; 4, 87; ſie gab zu manchen gelehrten Mißdeutungen Anlaß. Schon Hottingers Helvet. Kirchengeſch. 1, 15 behauptete: „den fünften Wochentag nannten die Helvetier noch unlängſt den Dornſtag nach dem Namen des galliſchen Abgottes Taran, der ein Jupiter altitonans war.“ Allerdings iſt dieſer galliſche Taranis durch Lucan 1, 440 überliefert; doch obſchon er und Donar wort- und ſinnverwandt ſind, ſo bleibt doch jene Ableitung aus dem Keltiſchen überflüſſig, Schillers einziges „Donner und Doria“ erweiſt ſchon das fortdauernde Vermögen unſerer deutſchen Sprache, ihre Wortſtämme zur Bildung neuer Formen glücklich anreizen zu können. Der baier. Ort Dornſtein bei Cham heißt urkundlich Donerstein (Quitzmann, Baiwaren 53), das alte Hochgericht der Stadt Bern ebenſo ſeit 1298 Donnersbühl und Dornbühl, der Belemnit heißt mundartlich Donnerſtein, Dornſtein und Dornſtrahl, der tirol. Donnerſtag Dorſtig. Unſer am Donnerſtag geborener Glückspilz, der Donnſtiglappi, war im deutſchen Marionettenſpiel des vorigen Jahrhunderts der in ſeinen Glücksfällen vom Teufel geholte Prinz Dorenſtrauch. Buch vom Aberglauben 1794. 3, 15.

Es iſt bereits im vorigen Abſchnitt gezeigt worden, daß die Kirche, zur Vermeidung heidniſcher Erinnerungen, an die Stelle der altdeutſchen Wochentagsnamen deren bloße Zahlenfolge ſetzte, und der Franziskanermönch Berthold erwähnt in ſeinen im 13. Jahrhundert gehaltenen Predigten (Ausgabe von

Kling, 466) man nenne den Donnerſtag „hie in dem lande ze Baygern pfinztag.“ Dieſer Name leitet ab vom griech. Zahlwort pente, fünf, wie der Name Pfingſten von pentekoste, und heißt im Kirchenkalender feria quinta. Wirklich iſt dieſer Name in Altbaiern, Oberöſterreich und Tirol durchgedrungen und beſteht fort. Kälber ſogar, die am Donnerſtag zur Welt gekommen ſind und die man deshalb im oberbaier. Gebirge für beſonders kräftig hält, werden mit belobender Betonung Pfinztelein genannt. Leoprechtings Lechrain 152. Ueber dieſen Pfinztag und ſeine vormalige Speiſenordnung wird am Schluſſe dieſer Arbeit im „Allwöchentlichen Küchenzettel“ ein hiſtoriſches Dokument aus dem 13. Jahrhundert beigebracht werden.

Dies über die wechſelnden Namensformen des Donnerſtags, deſſen feſttägige Feier nunmehr zu betrachten iſt.

Im ſüdlichen Schweden wird Donnerſtags (Thórsdag) keine Chriſtenleiche begraben, kein Brautpaar eingeſegnet, kein Kind getauft, weil man ſeit Einführung des Chriſtenthums dieſen Tag vorzugsweiſe als den heidniſchen betrachtete, der einer chriſtlichen Handlung keinen Segen bringe. Allein er gilt zugleich als der geeigneteſte für Zaubereien; man beſchwört an ihm alle dem Einfluße der Elben zugeſchriebnen Krankheiten, man legt Opfergaben in den Topf, der für dieſe „Unterirdiſchen“ auf den Herd geſtellt wird, man beſucht Heilquellen namentlich an dieſem Tage, und wenn die weiſe Frau (ſie heißt Horgabraut, von haruc, der Hain; alſo die Waldfrau) einen Kranken am erſten Donnerſtag beſprochen hat, ſo muß ſie wiederholt am nächſtfolgenden bei Sonnenauf- oder Niedergang die Elbe „ſchmieren und niederſchlagen“. Afzelius, Schwediſche Sag. 1, 40. 2, 213. 287. In andern Ländern geſchieht aus gleichem Grunde gerade das Entgegengeſetzte, und wie man einſt Chriſtenkirchen auf heidniſchen Opferſtätten erbaute, ſo hat man nun auch auf dieſen Heidentag alle Wochenpredigten, Copulationen, Ortsfeſte u. ſ. w. verlegt. Ueber dieſe in den noch vorhandnen Ueberreſten des Thórcultus ſo oft begegnende Doppelſinnigkeit haben bezüglich des Nordens bereits gehandelt

E. Kirchner in Meklenburg: Thôrs Donnerkeil 1853; und Nilsson in Lund: Ureinwohner Skandinaviens 1866. Das hier Nachfolgende ist eine aus verschiedenen Landschaften erhobne weitere Vervollständigung.

Daß am Donnerstag Feld- und Hausarbeit ruhen mußte, besagt das Sprichwort: Am Donnerstag trägt kein Vogel zu Neste; denn am Donnerstag, so erklärt sichs einseitig der Schlesier, hat Gott die Vögel geschaffen. Die Weiber der Inselschweden auf Runö dürfen am Donnerstag nicht spinnen und haspeln, sondern nur stricken, und auch dieses nicht in den Häusern am Nordende des Dorfes, weil der Gott als vom Norden her aus dem Kampfe mit den Winterriesen kommend gedacht wird; jene Strickerinnen heißen daher thôrgubbar, Greisinnen des Thôr. Rußwurm, Eibofolke 2, 101. Wer außerdem an dem Tage gleichwohl spinnen läßt, dessen Netze bleiben beim Fischfang leer und seine Schafe werden drehkrank. Die Ehsten behaupten, dieser Tag sei allein einmal unserm Herrgott zu Hilfe gekommen, weshalb man ihm höhere Heiligkeit als dem Sonntag beilegen müsse. In der Dorpater Wochenschrift Inland 1856, no. 39 berichtet ein ehstnischer Pfarrer, daß man Donnerstags durchaus keine Spanndienste that, weil sonst die Rosse schadhaft geworden wären; „seitdem ich meine Lehrkinder über diese Dummheit lachen lasse, erfahre ich nicht mehr, ob man noch darauf halte.“ Die Lithauer nennen Donnerstagsabend Laumesabend, weil sich da die Laumes, verwünschte Frauen, umtreiben, Menschenkinder gegen Wechselbälge austauschen und Alles mitfortnehmen, was die Weiber diesen Abend waschen und spinnen. Schleicher, Lithau. Märch. 97. Auch Rumäne und Wallache lassen Donnerstags nicht spinnen: Derblich, Land und Leute der Moldau und Wallachei 1859, 163. Der Meklenburger Herzog Gustav Adolf erließ 1684 ein Dekret an alle Beamte „zur Ausrottung des Aberglaubens, daß man Donnerstags nicht spinnen dürfe.“ Lisch, Meklenb. Jahrb. 20, 189. Man darf dann nur bis zum Abend spinnen, sonst frißt der Wolf die Heerde. Temme-Tettau, Preuß. Sag. 286. In der westfälischen Mark wird

dann weder gedroſchen noch geſponnen (Woeſte, Volksüberlief. 23), bei den preußiſchen Wenden darf dann kein Stall gemiſtet (Kuhn, Märk. Sag. 336), beim bair. Oberpfälzer kein Kalb entwöhnt werden (Schönwerth, Oberpf. Sag. 1, 339). Im Obern Freienamte heißt es: Am Donnerſtag darf nicht geſponnen, nicht geſchnitten, nicht gedroſchen, kein Miſt ausgetragen werden. Die Dawiderhandelnden erſchlägt der Donner. Das örtliche Alter dieſer Annahme verbürgt Bartholomäus Anhorn, der als Pfarrer zu Elſau 87 Jahre alt geſtorben iſt und aus ſeiner ſchweizeriſchen Paſtoralpraxis meldet: „Man ſoll den Abend am Donnerſtag feiern und ſoll kein Stall gemiſtet werden — dieſe abgöttiſche Weiſe iſt in dem Jahr 1626 in dieſer Landsgegend an vielen Orten und in vielen Häuſern noch ſehr üblich geweſen.“ Philonis Magiologia, Augustae Rauracorum (Kaiſer-Augſt) 1675. Den Juden ſchreibt der Talmud vor, den Donnerſtag auf zehnerlei Weiſe zu feiern, wie ſolches der Prophet Eſra während der babyloniſchen Gefangenſchaft angeordnet habe. Unter dieſe Punkte gehört 1) am Sabbath, am Montag und Donnerſtag ſollen in der Synagoge beſondere Lektionen unter beſonderen Ceremonien öffentlich abgeleſen werden, 2) ſoll öffentlich Gericht gehalten, 3) im Hauſe alles gewaſchen, gefegt und geſäubert werden, 4) die Männer ſollen Knoblauch eſſen, 5) die Weiber Brod backen, züchtig eine Schürze umbinden und wohl geſtrählt und geſcheitelt ſein, 6) Kaufleute ſollen feil haben Salbe und Schmuck, daß die Frauen ſich zieren ihren Männern zum Wohlgefallen, 7) man ſoll baden. Buxtorf, Judenſchul. Baſel 1643, 298.

In der Angabe der Gründe, warum die katholiſche Kirche mehrere ihrer höheren Kirchenfeſte auf den Donnerſtag verlegt habe, herrſcht theologiſcher Seits keine Uebereinſtimmung. Die gewöhnliche Meinung iſt, Chriſtus habe an einem Donnerſtag das Abendmahl eingeſetzt und ſei an einem ſolchen um 12 Uhr Mittags in den Himmel gefahren, und daraus habe man das Feſt des Gründonnerſtags und der Auffahrt angeſetzt; Marzohl-Schneller, Liturgia sacra 4, 524. Jedoch wird ebenda,

5, 911 unter Anführung hiſtoriſcher Beweisſtellen geltend gemacht, dieſes Auffahrtsfeſt, jetzt Hoher Donnerſtag geheißen, ſei nur ein Ueberreſt aus einem Brauche der erſten Chriſtenzeit, an jedem Donnerſtag der Woche eine Kirchenprozeſſion abzuhalten, die dann erſt von Papſt Agapitus je auf den Sonntag verlegt worden. Merkwürdig hierbei iſt ferner jedenfalls, daß auch der Donnerſtag nach dem erſten Pfingſtſonntag für die Feier des Fronleichnamsfeſtes ums Jahr 1240 angeſetzt worden und ſo noch heute dafür verwendet wird. Wird dabei durch die Witterung eine Prozeſſion im Freien vereitelt, ſo darf deswegen doch das Feſt nicht auf einen andern Tag verlegt oder nachgehalten werden. Bleibt uns die kirchl. Liturgie den verlangten Aufſchluß bis jetzt ſchuldig, ſo wird ihn die Kulturgeſchichte liefern müſſen. Es iſt mit Grund anzunehmen, daß die Feier des altrömiſchen dies Jovis auf den neurömiſchen Kirchenbrauch nicht ohne Einfluß geblieben war, und die Ueblichkeiten in der galliſch-fränkiſchen Kirche zeigen es. Der Indiculus superstitionum verzeichnet neben den übrigen verbotnen Heidenbräuchen die Nummer XX: De feriis, quae faciunt Jovi vel Mercurio. Doch dieſes gallofränkiſche Verbot der Donnerſtagsfeier war damals nicht durchgreifend geweſen, daher wiederholt es ſich in der Dekretenſammlung, die Burkard von Worms † 1024, angelegt hat; hier wird in Form eines Beichtſpiegels dem Beichtkinde unter Anderem auch die Frage zu jeder öſterlichen Zeit geſtellt: quintam feriam in honorem Jovis honorasti? — Jacobus a Voragine erklärt in ſeiner Legenda aurea: in vulgari proverbium est, ut diei dominicae dicatur cognata dies Jovis; antiquitus enim erat aeque solennis. Ein Spott gegen dieſen galliſchen Brauch liegt in dem franzöſiſchen Sprichwort, das den Donnerſtag als unſern St. Nimmermehrstag behandelt: Quand on parle d'une chose impossible, on dit, qu'elle se fera la semaine de trois Jeudis, trois jours après jamais. Auch bei den Reformirten dient der Donnerſtag zur wöchentlichen Kirchenandacht und zur Begehung der höchſten Confeſſionsfeſte. In der Stadt Aarau und den übrigen altaargauer

Städten, die sich nach dem Mandat der Berner Regierung kirchlich reformirten, wird jeden Donnerstag Wochengottesdienst und Kinderlehre abgehalten. An allen Wochentagen ertönt hier um 6 Uhr Morgens das gewöhnliche Frühgeläute; am Donnerstag dagegen wird wie zu einem Sonntagsgottesdienst mit allen Kirchenglocken zusammen geschlagen. Man sagt, darum, weil die Stadt einst an einem Donnerstag aus Feindeshand errettet worden sei. Es gilt jedoch dieselbe Ueblichkeit in der übrigen reformirten Schweiz und ist auch in andern süddeutschen Landstrichen frühzeitig nachweisbar. Wenn die Tübinger die große Glocke ihres Stiftes nicht jeden Donnerstag um 1 Uhr läuten, so haben die Rotenburger das Recht, die Glocke ohne Kaufgeld in ihre eigne Stadt abzuholen. Birlinger, Schwäb. Sag. no. 229. Man sieht hieraus, wie in der Volksmeinung das protestantische Tübingen durch das katholische Rotenburg unter Drohungen gemahnt ist, den Donnerstag altkirchlich einzuläuten. In den aargau. kathol. Gemeinden Bremgarten, Zurzach u. a. wird vom Mai bis Oktober jeden Donnerstag ein Hochamt abgehalten, um das Gedeihen der Feldfrüchte zu erflehen. Das Glarner Fahrtfest, die Jahresfeier des bei Näfels erfochtenen Sieges, ist schon seit 1425 auf den ersten Donnerstag des Aprils verlegt. Fäsi, Helvet. Erdbeschreib. 2, 454. Nachdem die Schweizer-Reformirten aller Cantone ihren Buß- und Bettag seit d. J. 1640 stets auf einen Sonntag anberaumt hatten, „hat man seit 1652 am besten befunden, ihn fürhin jederzeit uff einen Donstag zu halten." Hdf. Urkundensammlung in der Bibliothek des Aargau. Histor. Vereins, Bd. 31, 461. Dies hat zwar für die neuere Schweiz wieder aufgehört; allein noch jetzt ist in andern protestantischen Städten, z. B. in Bremen, der zweite Donnerstag im November der allgemeine Bußtag. Die Heimsuchung und Strafe, die man sich durch Entweihung der Festzeit zuzieht, wird daher an einem Donnerstag hereinbrechen. Als in Zürich 1650 ein Erdbeben sich rührte und zugleich der städtische Pulverthum in die Luft flog, erschien die Geistlichkeit vor Rath und verlangte unter Hinweis auf „den fatalischen Donnerstag, an welchem die Straßen der Stadt

verschüttet worden", die Abschaffung des sonntäglichen Scheibenschießens.

Wir betrachten nun den Donnerstag als den auserwählten Gesellschafts- und Vereinstag.

Seine alterthümlichste Qualification hiezu liegt darin, daß an ihm der Umzug des wilden Heeres und der Hexen-Sabbath statt hat; die alten Götter, die an der Spitze des Seelenheeres stehen, sowie die alten Priesterinnen und Weisen Frauen, nun zu Hexen erniedrigt, weihen ihn durch ihre gemeinsame Gegenwart. Der Beweissätze hiefür giebt es so mancherlei, daß hier nur etliche ausgewählte genügen können. Ueber das Wilde Heer meldet Prätorius, Blockesberg Leipzig 1668, 27: „Ich habe von Joh. Kennerer, Pfarrherr zu Mannsfeld gehört, seines Alters über 80 Jahr, daß zu Eisleben und im ganzen Lande Mannsfeld das wütende Heer vorüber gezogen sei alle Jahr auf den Fasnachtdonnerstag, und die Leute sind zugelaufen und haben darauf gewartet nicht anders, als sollte ein großer mächtiger Kaiser oder König vorüber ziehen." Ein armer Mann setzt Donnerstags Abends seinen Napf unter den Schornstein, Morgens darauf hat ihm der Drache schon zwei Goldklumpen hinein gespieen. Osnabrügger Glaube in Lyra's Plattd. Briefen 1847, 137. Ebenso in Kuhn's Westfäl. Sag. 1, 58. Aus Böhmen, wo man noch Hausgötter unter dem Namen Lar annimmt, erzählt Grohmann, Böhm. Sagenb. 1, 194: „Ich erinnere mich selbst aus meiner Kindheit, daß unsre Magd immer von der Donnerstags-Mahlzeit etwas am Tische stehen ließ und den Tisch selbst mit Mehl bestreute. War dann Morgens die Fußspur der Hauskatze drauf zu sehen, so behauptete die Magd, das sei der Lar gewesen." Das Ausfahren der Hexen am Samstag ist vom Sabbath überhaupt entnommen und gilt nur im Flachlande; im Gebirge besteht dafür der Donnerstagabend. Leoprechting, der Lechrain 17. Am gleichen Tag tanzen die tiroler Hexen am Solstein bei Zirl (Alpenburg, Tirol. Sag. 1, 158), und auf den Meraner und Marlinger Wiesen. Siehst du, heißt es, heut tanzen die Luder wieder, weil's Pfinztag ist. Zingerle, Tirol. Sag. no. 523 bis 528.

Das Gleiche aus der Gegend von Trier: Wolf, Deutsche Märch. u. Sag. no. 343. Die gewitterkündende Heerschnepfe (Scolopax galinago) hat die wechselnden Namen Donnerziege, Donnerbock, Donnerstagspferd (Grimm, Myth. 168. 1208), Springende Geiß, Habergeiß, Himmelsziege; ihr Name ist ein offenbares Ueberbleibsel der beiden Böcke, die Donars Gewitterwagen zogen und nachher Anlaß gaben zum Wappenthier des Teufels. Unverkennbar zeigt dies nachfolgender Brauch. Wenn nemlich Donnerstags vor Weihnachten im Luzerner- und Schwyzerlande das Fest der Posterlijagd abgehalten wird, wobei oft die gesammte Thalschaft vermummt auszieht, so wird eine Geiß im besondern Schlitten mitgeführt, die Posterligeiß, bald als Maske, bald wirklich. Der Umzug selbst ist ein Nachspiel des alten Götterumzugs, dem man die Jahresfruchtbarkeit verdankt, und die Geiß dabei angeblich ebenso unentbehrlich, wie der Ziegenbock, den man in Kuh- und Roßställen hält, damit die Milchthiere zunehmen und vor Zauber bewahrt bleiben. Auch das Sprichwort, der Geißbock ist des Schneiders Sonntagsroß, verliert dabei seinen heutigen wegwerfenden Sinn. Denn diese vermummten Schaaren muß der Gewandschneider neu und feiertägig kleiden, und eben daher sagt man von einer Frau, die in rauschender Seide, in girrend gesteifter Leinwand gekleidet erscheint, sie komme donnersmäßig, donnersnett einher, sie sei aufgedonnert.

So mußte dieser ursprünglich religiös gefeierte Tag nothwendig auch ein Gesellschaftstag, nachmals und zum Theil bis heute ein Schulferientag werden.

In der Stadt Winterthur ist derselbe, sagt Troll, Gesch. v. Winterth. 4, 41 — nicht bloß durch den Wochenmarkt ausgezeichnet, er ist unser stereotyper Gesellschaftstag geblieben, an welchem auf den Stundenschlag Schaaren von Freunden und Freundinnen zu gegenseitigem Besuche aufbrechen. In der Stadt Zürich war er der Haupttag für geschlossene Gesellschaften und gleichbedeutend mit Blauem Montag; dies erhellt aus Bachofens Musikalischem Halleluja (Zürich 1786), unter dessen Wochentagsliedern dasjenige auf Donnerstag pag. 105 heißt:

Ach, wie viel ſind, die Donſtag machen,
Und denken nicht an Donners Tag.

Donnerſtag Abends gehen die tiroler Bauerntöchter auf Beſuch. Alpenburg, Tirol. Sag. 1, 258. Die Oberwalliſer nennen beehrend ihn Frontag (dies dominicus), derſelbe Name, der bei Notker dem Sonntag allein zukommt. Juſtiz und Polizei wirkten dem Brauche mit dem furchtbaren Mittel der Hexeninquiſition entgegen; unter den verſchiedenen Merkmalen, wodurch ein der Hexerei angeklagtes Weib zu überführen ſei, führt nemlich Dr. Eberhard Gockel (Vom Beſchreyen und Verzaubern 1717, 15) auch dieſes an, wenn dieſelbe den Donnerstag vor andern Tagen feire. Jedoch dieſelbe Sitte bemächtigte endlich ſich auch der Fürſtenhöfe, und ſo beginnt ſogar Goethes Lied „Die Luſtigen von Weimar" die Woche mit dem alten Heidentage:

Donnerſtag nach Belvedere.
Freitag gehts nach Jena fort,
Denn das iſt bei meiner Ehre
Doch ein allerliebſter Ort, u. ſ. w.

Eine frühzeitig eingetretene Folge hievon iſt der dies academicus, der ſchon in der mittelalterlichen Schule auf den Donnerſtag fiel. Selbſt in der Stadt Rom iſt noch die heutige Schuljugend Donnerſtags ſchulfrei. An allen ehemaligen Univerſitäten Oeſterreichs reichte das Winter-Semeſter vom 1. Oktober bis zum Donnerſtag vor Palmſonntag, das Sommer-Semeſter vom Donnerſtag nach Oſtern bis Ende Juli. Allg. Augsburg. Ztg. 1858, no. 333. Das Züricher Schulmandat, gleichzeitig mit der Kirchenreformation daſelbſt, ſchreibt vor: „Von den Vrlauben vnd Vacanzen. Alle vnd jede Donnſtag in der Wuchen vmb das Ein nach mittentag ſol den Schulern ein Vrlaub gelaſſen werden, vnd an denn mitwuchen vor Oſtern ſol Vrlaub werden wie an einem Donnſtag." Bullinger, Chron. Tigur. Fol. 2, Blatt 342b. Am Donnerſtag, ſagt unſer kantonaler Volksglaube, darf man Kinder nicht zum erſtenmale in die Schule ſchicken; auch Kälber, am Donnerſtage zuerſt ausgetrieben, geben keine Nachzucht. Nun hat in der reformirten

Schweiz dieſer Tag hie und da einen Schulgottesdienſt am Morgen, und für die Zünfte oder Bürgervereine eine Abendzuſammenkunft, das ſogen. Bott.

Betrachten wir ihn auch als Gerichtstag.

In der Edda heißt es ausdrücklich, Thôrr komme zu Gericht gegangen, und ſein Tag iſt noch im deutſchen Kaiſerrechte (edd. Freyberg, Samml. Bd. 4, Heft 3) cap. 260 unter die Friedtage geſetzt: Es ſindt vier tag in der wochen heiliger denn die andern, daz iſt der Pfinztag, Freitag, Sambſtag, Suntag. Des Pfinztags weicht man den Chreſen (Chrisma), deſſelben tages fuer Gott ze Himel u. ſ. w. Dieſe vier ſind Allen geſetzt zu frid Tagen. — Für die Schweiz beſagt daſſelbe Konrad von Ammenhauſen, Leutprieſter zu Stein (Thurgau), der i. J. 1335 ſein Gedicht über das Schachſpiel ſchrieb, das handſchriftl. auf der Zofinger Stadtbibliothek liegt; darin bezieht er ſich auf den ſeit 1027 entſtandenen und nachher allgemein eingeführten Gottesfrieden, Treuga, wornach vom Donnerſtag Morgens bis Montag Morgens die Waffen gänzlich ruhen mußten:

vnd sicht mans an dem rechtsbuoch stan,
das menglich solte fried han
von der mitwochen, so der sunne nidergat.
vntz den mentag, so man hat
fruo den sunnen aber gesehen.

Die Züricher Rathsordnung und Stadtſatzung (ernewert 1675) befiehlt: daß man vff den Dornſtag allein ſol richten vmb fräffel vnd bueßen. vnd ob der Dornſtag käme vff ein Fy'rtag, ſo ſol man drum richten vff den nächſten Dornſtag darnach. Hdſ. Urkund. Samml. Bd. 3, 63 in der Bibl. des aargau. Hiſtor. Vereins. Die Dintikoner Dorfoffnung, abgedruckt im Wettinger-Archiv 146, beſtimmt: betreffend die Gricht iſt dieſere Ordnung gemacht, daz in jedem Dorf ſollen järlichen 4 Gricht gehalten werden als am Donnerſtag in der Frawfaſten. — In der Waatländer Vogtei Echallens verſammelte ſich das Gericht für die ganze Landſchaft jeden Donnerstag. Fäſi, Helvet. Erdbeſchreib. 3, 505. Daſſelbe ſeit dem

Jahre 1560 vom Stadtgericht zu Solothurn meldet Haffner, Soloth. Schauplatz 2, 243. Das Landgericht der geſchwornen Siebener im Kt. Schwyz verſammelte ſich des Jahres neunmal auf einen Donnerſtag. Fäſi 2, 243. In der alten Republik Bern fiel die Beſetzung der Staatsbeamtungen jährlich auf den Hohen Donnerſtag, und der Kleine Rath, genannt der Tägliche, verſammelte ſich zur Erntezeit nur an Mond- und Donnerſtagen. Fäſi 1, 568.

Eine Folge dieſer geſetzlichen Termine mußte es ſein, daß die Hochzeiten und Ehegerichtstage gleichfalls auf Donnerſtag fielen. Das Ehegericht in Appenzell Außerrhoden verſammelte ſich jährlich nur einmal, am erſten Donnerſtag nach Oſtern. Fäſi, ibid. 3, 113; Dasjenige der Stadt Zürich wurde ſeit 1539 „an den Mond- und Donſtagen gehalten". Holzhalb, Ehegerichtsord. 1698. Die Eheberedung zwiſchen Churfürſt Johann von Brandenburg mit Herzogin Margareth von Sachſen fand ſtatt 1467 auf Donnerſtag nach Sonntag quasi modo geniti (28. April). Lepſius, Kl. Schrift. 1, 158. Die Hochzeit des Grafen Hans Georg von Hohenzollern, die von J. Friſchlin 1598 bedichtet und von Birlinger 1860 edirt worden iſt, begann am Sonntag mit Einholung der Braut, dauerte bis folgenden Donnerſtag, wo die adligen Gäſte Ringelſtechen und Maskenball abhielten, und ſchloß mit deren Abreiſe am Freitag. In den Bretoniſchen Volksliedern Villemarqué's, überſ. v. Hartman-Pfau, lautet pag. 412 des Mädchens Antwort an den unbegehrten Werber: Am Donnerſtag iſt mein Hochzeitstag, Ihr kommt zu ſpät mit eurer Frag. Um die ſchönſte aller Jungfrauen, die Elbin, zum Weibe zu gewinnen, räth die Mutter ihrem Sohne, am Donnerſtag nach Sonnenuntergang zum See zu gehen. Hier gewinnt er die Braut, indem er ihr das verzauberte Schwanenhemde wegzunehmen weiß, verliert ſie aber nach ſieben Jahren wieder an einem Donnerſtag. Afzelius 2, 302. Mit derſelben Liſt hat der Graf von Gamburg das Waſſerweib aus der Tauber zum Weib bekommen, doch unter der Bedingung, daß ſie jederzeit von Donnerſtag Abend bis Sonnabend früh in die Tauber

zurückkehren dürfe. A. Kaufmann, Quellenangaben zu den Rhein- und Mainſagen 1862, 220. Vom thüringiſchen Hochzeitstage erzählt Bechſtein, Mythen ꝛc. (1854) 1, 154: Sonntag war das Hirſeleſen zum Hochzeitsbrei, Montag war Fegetag, Dienſtag bis Donnerſtag dauerte das Hochzeitsgelage, der Freitag war der Trolltag, wo die Gäſte die Trollſuppe bekamen und ſich mit ihrem Kuchenſacke wieder heim ſchoben. In ganz Süddeutſchland heißt es: Donnerſtagsheirat, Glücksheirat! Schon die Einladung zur ſchwäbiſchen Hochzeit geſchieht eine Woche voraus am Donnerſtag (Meier, Schwäb. Sag. 483); die holſteiniſche beginnt am Donnerſtag und währt bis Sonntag, wie das auch in Heſſen hin und wieder Sitte iſt (Wolf, Beitr. 1, 81. 211); die böhmiſche beginnt Dienſtags und dauert bis Donnerſtag (Schmalfuß, Die Deutſchböhmen 1851, 94). Im Aargau, katholiſchen Landestheiles, freiet der Burſche gewöhnlich nur an Donnerſtagen ein Mädchen, entweder als Kiltgänger oder als förmlicher Brautwerber. Auch die Anſtellung der Liebesorakel fällt auf denſelben Tag, wie folgende Mädchenſitte aus ſchwäbiſch Lerchenheim zeigt. Am Donnerſtag nach dem Chriſtfeſte ſchläfert man ein ſchwarzes Huhn ein und legt es auf den Stubenboden. Jenes Mädchen von den im Kreiſe Herumſitzenden, auf welches das Huhn zugeht, wird in dieſem Jahre heiraten. Schindler, der Aberglaube 1858, 260.

Serbe und Wende hält den Donnerſtag für einen zur Trauung ganz unglücklichen Tag, ſowie auch dieſer Volksſtämme Hochzeitsfarbe nicht unſre rothe iſt, ſondern die grüne. Ihre Ehen werden am Dienſtag und Freitag geſchloſſen. Haupt-Schmaler, Wend. Volks-L. 2, 249. In Folge ſlaviſcher Grenznachbarſchaft hört man im öſtlichen Norddeutſchland den Satz: Wenn man Donnerſtags freiet, donnerts in der Ehe. Kuhn, Nordd. Sag. 434.

Bevor hier unſer Hochzeitstag verlaſſen wird, bietet er Gelegenheit zu der Frage über einen höchſt widerſpruchsvollen Ausdruck. Warum nennt man in der Burſchenſprache ein hübſches mannbares Mädchen einen flotten Beſen, und in der

Bauernsprache sogar einen Donnersbesen? Das Studentenwort in Goethes Faust reicht nicht hin zur Erklärung:

Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,
Wird Sonntags dich am besten caressiren.

Denn damit ist bloß die dienstthuende Hausmagd gemeint, der verächtlich sogenannte Knallbesen, unser Tropus aber versteht ausschließlich das würdige, begehrenswerthe Mädchen. Dies aber ist die das Haus züchtig hütende Jungfrau, in deren Schutz dasselbe zugleich gegeben ist. Ihren Namen hat sie vom Besenkraut (Sarothamnus und Sysimbrium sophia), das zum Donnergott in mehrfacher Beziehung gestanden hat. Es wurde mit jungem Laub und frischem Gras auf Walpurgis, 1. Mai, zum grünen Hausbesen gebunden und sein frischer Gebrauch diente als Mittel zu erneutem Milchgewinn und frischer Butterbereitung. Noch bindet man namentlich katholischer Seits aus geweihten Frühlingskräutern die sogen. Osterpalmen und steckt sie an besenlanger, glattgeschälter Stange vor dem Wohnhause auf zum Schutze gegen Blitzschlag und bösen Zauber; die abdorrenden verbrennt man hernach im Herdfeuer: sobald ein Gewitter heraufzieht, so nehmen die Blitze ihren Weg am Hause vorbei. Bavaria 1, 371. Solcher Besen bedienten sich die im Dienste Donars stehenden Priesterinnen, einst Hagedissen und Hägtessen genannt (Hainfrauen), nun verwildert in den Namen Hexen. Wie wir sagen, neue Besen kehren gut, so verglich man den Besen in der Priesterinnen Hand einer auseinander fahrenden Blitzgarbe, Donars reinigendem Wetterstrahl. Darum heißen sie Donnersbesen; der den Himmel fegende Nordwest heißt seemännisch gleichfalls Himmelsbesen. Sanders Wörtb. 1, 118. Auch der entwürdigte Name bezeichnet immer noch die zum Blocksberg fahrende Walburgishexe und Besenreiterin, die als eine Milch- und Butterdiebin verschrieen ist. Um gegen diese das Haus zu sichern, dient ein mit dem Stiel nach unten hinter die Thüre gestellter Besen. Woeste hat in Wolfs Ztschr. f. Myth. 2, 86 hierüber eine sprechende Ortssitte mitgeheilt. Als einer seiner westfälischen Landsleute durch das Städchen Altena gieng, wurde er von einem kleinen

Mädchen mit den Worten angerufen: Man, sit so guet un stiaket mi düen bessam vüär de düär! Er mußte dem Kinde, welches allein im Hause war, aber im Begriff stand, auszugehen, den dargereichten Besen in den Thürring stecken. Niemand, wollte das Mädchen damit sagen, ist jetzt im Hause, aber es steht so unter Gottes (Thunars) Schutz.

Zur Unterstützung des eben Gesagten dienen nachfolgende Pflanzennamen, in deren mehrfacher Anwendung stets eine deutliche Beziehung auf Donar liegt.

Donner- und Hexenbesen nennt man die verfilzten Aeste alter Waldtannen, auf denen angeblich die Hexe bei ihren Luftfahrten rastet, und das daran hängende langfadige Moos heißt Donnerbart. Aargau. Sag. 2, 202. Man wagt nicht, solche krankhafte Auswüchse des Baumes oder das daraus geschreinerte Holz zu verbrennen. Frommann, Mundarten 5, 473. Die Donnerwurz (semper vivum tectorum) schützt als Hauswurz bekanntlich gegen den Blitzschlag. Die Donnerrebe (glecoma hederacea), sonst Erdepheu und Gundermann genannt, wird in einen Kranz geflochten, durch den man die Kühe beim ersten Austreiben melkt. Die Donnernessel (urtica dioica) wird beim Gewitter zum frischen Biere gelegt, damit es nicht umstehe; und hat am Grünen Donnerstag das vorgeschriebene Mittagsgemüse zu liefern.

Am grünen Donnerstag im Mei
kocht eine bewrin ihren brei
von neunerlei kohlkreuterlein,
solt wider alle krankheit sein.

Rollenhagen im Froschmeuseler. Grimm, Wörth. 2, 1253. Die Donnernelke (dianthus Carthusianorum) ist die wilde Nelke, von welcher alle unsre oberdeutschen Dorfkirchhöfe überwuchert sind, die Grabblume der zu Donar gegangenen Seelen. Wer die Donnerrose (Alpenrose) beim Gewitter trägt, läuft Gefahr vom Blitz erschlagen zu werden.

Wie die heutigen Jahrmärkte und großen Städtemessen aus Kirchenmessen und christlichen Stiftsfesten entsprungen sind, so konnten auch die heidnischen Opferfeste nicht ohne ihren

Vorrath schaffenden Jahrmarkt bestanden haben. Dies erweist sich mehrfach durch die Tage, auf welche Kirchweihen, Kirchmessen und Jahrmärkte angesetzt sind. Norddeutsche Kirmessen dauern mancherwärts den Sonntag und Montag; Dienstag und Mittwoch wird gearbeitet, am Donnerstag aber beginnt das Fest von neuem, um Abends geschlossen zu werden. Colshorn in der Geschichtsbiblioth. 1853 1, 176. So weit die Nachrichten über das Naumburger Kirschenfest reichen, das auf Jakobi fällt, so war den Knaben dazu der Montag, den Mädchen der darauf folgende Donnerstag anberaumt. Lepsius, Kl. Schrift. 1, 209. In der Umgegend von Dingelstedt am Huy dauern Pfingstgelage und Pfingsttanz von Dienstag bis Donnerstag. Kuhn, Nordd. Sag. 389. So werden auch von Alters her die Jahr- und Viehmärkte in der deutschen und welschen Schweiz so herkömmlich am Donnerstag abgehalten, daß unter sämmtlichen des Landes alljährlich 245 auf diesen Tag fallen. Man findet dies im Kalender des Schweiz. Volksboten, Basel 1860; die heute dabei vorkommenden Ausnahmen sind noch nicht erklecklich. Der Berner Rath hatte schon seit 1481 die Gerichte und Wochenmärkte zusammen auf den Donnerstag angesetzt (Tillier, Geschichte Berns 2, 495); der Rath von Augsburg gestattet 1501 das Feilhalten daselbst am Perlachberge allein an Donnerstagen (Stetten, Augsb. Gesch. 255), und König Rudolf von Habsburg verleiht 1282 der Stadt Rotenburg a. d. Tauber eine Jahresmesse, deren Beginn er auf Donnerstag nach der Pfingstoctave festsetzt. Lichnowsky, Habsb. Gesch. I., Urkunden no. 721. Für die Ulmer Metzger galt noch 1770 der Donnerstag als gesetzter Schlachttag. Berlepsch, Chronik der Gewerke 5, 45. War Donar der Landase in dem Sinne geheißen, wie man von Landwein und Hausbrod als dem kräftigsten und schmackhaftesten spricht, war er somit nicht der vermeintliche unterste Bauerngott, sondern der des gesammten Hirtenvolkes, dessen Menge nicht Platz findet in Odhins Ritterhimmel, sondern nur in Donars weitem Volkswang, so muß an seinem Festtage auch Alles vorgenommen werden, was zur Zucht der Thiere dient und ihren Krankheiten abhilft.

Eine Beſegnungsformel, handſchriftlich v. J. 1361 in Hoffmanns Schleſ. Monatsſchr. 1829, 764 verordnet, das kranke Roß der Donnerſtagsſonne entgegen zu führen: welch ros den pirczil hot, zo vuren is keyn der sunnen an eyme dunrstage vrü. Genaueres hierüber weiß Barthol. Carrichter, der 1551 ſein zu Straßburg 1614 erſchienenes Werk ſchrieb: Von gründlicher Heilung der Zauberſchaden. Er ſagt pag. 30: Wenn das Vieh bezaubert iſt, ſo nimm an einem Donnerſtag Nachmittag beim Austreiben einen Laib Brod, ſchneid einen Biſſen, ſtreu Salz darauf, giebs ihm zu eſſen, hernach zu Feld getrieben, es hilft.

Gaben die Donnerſtagsmeſſen den erſten Anlaß zur Gründung der Briefpoſten und Zeitungsblätter, ſo kann ſich auch in letzteren noch ein gleicher Urſprungstag erkennen laſſen. Das älteſte Züricher Wochenblatt, das i. J. 1730 ſeinen Anfang nahm und wegen ſeiner langen Dauer eine für die ſchweiz. Culturgeſchichte belangreiche Quelle geworden iſt, führt den Namen Donnerſtags-Nachrichten. Die Folge geſteigerter Betriebſamkeit iſt ein mit der Journaliſtik ſich ſteigerndes Leſebedürfniß; es trifft nun mit dem Geſagten mehr als bloß zufällig zuſammen, daß die St. Galler Bibliothek jeden erſten Donnerſtag eines Monats den Bürgern geöffnet war. Fäſi, Erdbeſchreib. 3, 701. Dagegen dauert bei denjenigen Gewerken, die von einem feineren Bildungsbedürfniſſe nur langſam berührt werden, der derbere Brauch und Glaube bezüglich dieſes Rüſt- und Lebetages fort, und die Bauern-Praktica (edd. Gräße 1859, 191) beſagt: der Donnerſtag iſt ein Glückstag für Schmiede und Schloſſer, für Wagner und Müller. Materiell genommen, allerdings; doch nicht zu überſehen iſt bei dieſem Spruche, daß Donar ſelbſt auf dem Donnerwagen einherfährt, den Donnerhammer in der Hand ſchwingend, durch Frühlingsgewitter die Mühlenbäche aufeiſet und mit dem Blitz die erſte Ackerfurche pflügt. Vom Frühlingsgewitter heißt es: früher Donner, ſpäter Hunger. Eine Aargauer Bauernregel ſagt: Am Donnerſtag geht unſer Herrgott am meiſten über Land; und wenn ein Wetter entſteht, pflegt man an der untern

Aare um Lützern zu sagen, der Herrgott geht auf Reisen. Meldet sich das Gewitter recht krachend an, so hört man im Tone der Beruhigung sprechen: der Donner macht mir mein Gras wachsen.

Ein paar verwandte Wirthschaftsregeln finden hier noch ihre Stelle. Fällt der erste Mai auf Donnerstag, so bringt dies einen gedeihlichen Fruchtmonat. Fällt der dritte Tag Neumonds auf Donnerstag, so ist dies die günstigste Zeit, Haare und Nägel zu schneiden, ohne Folge von Husten und Schnuppen. Am Donnerstag treten die Mägde ihren Dienst an (Curtze, Waldecker Volksüberlief. 395). Bollenzwiebel, Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen dürfen nur am Donnerstag gesteckt werden, am Donnerstag säet der Bauer am liebsten die Körnerfrucht an (Freienamt). Alljährlich an einem Donnerstag findet der amtliche Waldgang statt, den die Stadt Zofingen mit Trommel und Fahne durch den Bonwald abhält. Ebenso halten die Dorfgemeinden alljährlich am Donnerstag des Auffahrtstages ihren Flurumgang, wobei die Reformirten die Grenzgemarkungen besichtigen, die Katholiken den kirchlichen Segen über die Saatzelgen sprechen.

Die Woche hat ihre stehende Speiseordnung, der einzelne Festtag seine specielle Zweckspeise, der Donnerstag sein Erbsenmus mit Speck; aller Orten ist er unter den Wochentagen ein sog. Fleischtag. Wie althergebracht diese Sitte ist, erweist sich aus des Chronisten Thietmar von Merseburg IV., 30. Angabe: Kaiser Otto III., der in seinem Gewissen über gar manche Missethat zu zittern hatte, fastete deshalb oft die ganze Woche, den Donnerstag ausgenommen. Ist schon aus dem bisher Gesagten augenfällig gemacht, daß der Landmann gerade an diesem Tage die Kälber entwöhnt, die Stallthiere austreibt, die Viehmärkte besucht und mit dem Metzger handelt; daß er ferner an diesem Tage die ersten Hülsenfrüchte steckt und das Korn einsät, weil solches vormals ebenfalls so geschah im Schutze des Flur- und Heerdengottes; so giebt nun sogar die Donnerstagsspeise, Erbsen und Speck, die weite Verbreitung des Donarcultus und seiner Bekenner nachhaltigen, ausdauernden Glauben noch einmal wie in einem Unscheinbarsten zu erkennen. Wie

merkwürdig, daß der Berliner und der Aargauer, der Niederdeutsche und der Schwabe, sonst in allem Andern von einander verschieden, gerade in diesem unbeachtet fortgeübten Brauche die Gleichen sind, daß sie an demselben Tage überall dieselbe Speise kochen und unter solchen rituellen Vorschriften genießen, die gleichfalls wieder übereinstimmen. Selbst im aufgeklärten Berlin ist das stetige Donnerstagsgericht Erbsen mit Speck, und man sagt dorten dasselbe darüber, was man auch in Schwaben behauptet: man dürfe Erbsen nicht an andern Wochentagen essen, sie brächten sonst Schwären. Kuhn, Norddeutsche Sag. 445. Meier, Schwäb. Sag. 388. Nicht einmal am Charfreitag darf man Erbsen essen, der doch der strengst gebotene Festtag ist, denn auch dann bekäme man Geschwüre; so deutlich erkennt man die heidnische Zweckspeise und schließt sie von dem specifisch christlichen Charfreitag aus. Aus einer Fülle von Ueberlieferungen geht hervor, sagt Mannhardt, Götterwelt 190, daß die hartgetrocknete, gelbfarbige Erbse einst als Symbol der im Gewitter niederfahrenden Donnerschoße und Hagelkörner galt und daß sie eben nur deshalb stets als die Lieblingsspeise der Gewitterzwerge geschildert wird: Aargau. Sag. 2, 227. In Donars Schutz wurden die Leichen gegeben, weil sie zu ihm fahren: darum setzt man den Leuten, welche die Todtenwacht bei einer Leiche halten, das herkömmliche Erbsenmus vor.*) In Donars Schutz steht der Braut- und der Ehestand: Wer Erbsen verleert, wird entweder sterben, oder sich verlieben. Zingerle, Tirol. Sitt. no. 979. Unter Donars Gedeihen, des Heerden- und Herdgottes, wächst Fleisch und Korn: darum wird Donnerstags Schweinefleisch, und statt des trockenen Brodes das Erbsenzugemüse aufgetischt. Unsterbliche und Sterbliche beobachten diesen Feiertag und sein Speisegebot. Man entnehme dies aus folgenden zwei Sagen, die genau übereinstimmen, obschon die eine nach Stockholm und die andere nach Swinemünde gehört. Sie erläutern den uns nun schon bekannten Satz: Weil die Weihe des Festtages,

*) Man vergleiche: Oberdeutsche Leichenbräuche.

an welchem Götter und Menſchen feiern und ſchmauſsen, es verlangt, daſs man alle Tagsarbeiten ſchon den Abend voraus gethan habe, ſo iſt es verboten, am Donnerſtag einen Stall zu miſten, ja nur ein Kind zu kämmen.

Eine ſchwediſche Sage in Dybecks Runa (Stockholm 1845) berichtet von einem Bauern, dem in jeder Julnacht (Weihnachten) eine Speiſe vom Tiſche und eine Kuh aus dem Stalle wegkommt. Als er in einer ſolchen Nacht dem Diebe auflauert, tritt ein freundlicher Mann bei ihm ein, heiſst ihn mitkommen, führt ihn in eine prächtige Stube und ſetzt ihn zu einer Geſellſchaft an die gedeckte Tafel. So wie ſie aber hier den Julbrei verzehren wollen, fällt Kuhmiſt in die Schüſſel. Da ſagt der freundliche Mann zum Bauern: Sieh, welche Ungelegenheit! Verſetze doch deinen Stall wo anders hin, ich werde dir dabei behülflich ſein. Der Bauer thats und verlor ſeitdem kein Stück Vieh mehr. (Weinhold, Weihnachtsſpiele 15.)

Zwei Mädchen finden unter dem Herd in ihrer Küche eine Oeffnung, ſteigen hinunter, gelangen zu den Erdmännchen, die hier unterirdiſch wohnen, und werden von ihnen mit Speiſe und Trank köſtlich bewirthet. Zum Schluſſe kommt noch eine verdeckte Schüſſel, die, als ſie den Deckel abheben, zu ihrem größten Abſcheu voll Läuſe iſt. Sehet, ſprach ein Unterirdiſcher zu den Kindern, das ſind die Läuſe, die ihr Donnerſtags aus euern Haaren kämmt, die fallen uns hier unten alle in die Schüſſeln. Drum möchten wir euch freundlich bitten, thuet das fernerhin nicht und wirket dafür, daſs auch die Andern es nicht thun. Kuhn, Nordd. Sag. 321. So ſitzen alſo am Donnerſtag ſogar die Unterirdiſchen gleichzeitig mit uns um ihre Feſttagsſchüſſel verſammelt.

Wo der um ſich greifende Nothſtand ſtatt Fleiſch und Brod die alleinige Kartoffel mit dem etwaigen Eichorienkaffe auf den Mittagstiſch ſetzt, da iſt der altübliche Küchenzettel freilich längſt vergeſſen, und jeder Tag dem andern gleich. Gleichwohl ſpürt ſich auch dann noch der Donnerſtag durch, nur iſt er verlegt auf ein paar landſchaftliche oder kirchliche Jahrtage. Von ihnen iſt zum Schluſse hier noch die Rede.

Mit dem Donnerstag beginnt die sog. Kleine Fasnacht. Er ist der letzte Tag vor Fasten, an dem getanzt, oder in Vorrath gebacken und geschlachtet wird. Er heißt in Köln Wiewerfastelavend, in der Eifel Weiberdonnerstag, in Tirol der gumpige (tanzende), der unsinnige Dorstig, der weiße (wegen des Backwerks), in vlämisch Belgien vetten dondertag, in der Schweiz der Schmutzige und Feißte. Diesen letztern Namen hat er von den auf ihn treffenden fetten Speisen. Dieser Schmutzigen Donnerstage hat man in der Schweiz drei, die drei letzten der Fasnachtswochen. Jede Haushaltung auf dem Lande ißt da Mittags Erbsen und Schweinefleisch; am dritten giebts Schmalzküchlein. Schmaußend durchziehen an etlichen Orten die Bursche die Dorfgassen, um ein öffentliches Beispiel der Eßlust zu geben; Bekannte suchen sich gegenseitig das Rauchfleisch aus dem Kamin zu stehlen. Nach dem Mittagessen schickt man die Kinder, maskirt als „Heumütterli", gegen die nächste Eichen- oder Buchenwaldung hinaus; hier müssen sie in den Wald hinein „zähnen", die Zähne blecken und Gesichter schneiden. Je mehr sie's thun, um so mehr werden dies Jahr Eicheln und Buchekern gerathen, eine um so größere Schweinemastung wird man bekommen. „Man muß mit fettem Maul in den Wald schauen, dann giebts viel Buchnüsse;" man muß recht toben, lärmen und mit dem Geschirr „kesseln, damit es in Allem recht donnermäßig hergeht." Man muß Hirsebrei essen, es bringt Münze.

Der andere Ersatztag ist der Gründonnerstag. Man soll ihn durch keinerlei Hausarbeit entweihen. Wenn man am Gründonnerstag feiert, hat man das ganze Jahr kein Fieber (Aargau). Wenn man am Gründonnerstag backt, so regnets das ganze Jahr nicht mehr. Kuhn, Märk. Sag. 387. Jedoch vorgebacken muß um so reichlicher sein, denn: Gründonnerstagbrod schimmelt nicht. Gründonnerstag-Eier ergeben lauter Hähne; wer sie ißt, wird stark, bekommt beim Heben von Lasten keinen Leibschaden. Wer eine Flasche Rothwein, seit vorigem Jahr in einem Ameisenhaufen vergraben liegend, heute austrinkt, bekommt die Dreimännerstärke. Letzteres deutet sichtbar hin auf das Wettessen,

das Wetttrinken und die übrigen Stärkeproben, worin Thôrr gegen den Winterrieſen Utgardloki Sieger bleibt.

So iſt ſeit dem erſten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung, da die von Cäſar geſchilderten Germanen noch keine andern Götter zu verehren wußten als bloß das Augenfälligſte: Geſtirn und Feuer, allmählich aus dieſem Elementarfeuer die reichgegliederte, vielbewegte und allgeglaubte Göttergeſtalt Donars großgewachſen und hat ſich dem Thun und Denken ſeiner Bekenner dermaßen ins Herz geprägt, daß ſogar die bloße Beſchreibung des ihm geweihten Wochentages hier auf Koſten aller übrigen Wochentage ſich breit macht.

Freitag.

Nach der Schönheits- und Liebesgöttin Freyja, der höchſten weiblichen Gottheit, iſt der ahd. Frîatac und altnord. Freyjudagr (dies Veneris) benannt; frîjôn bedeutet lieben, gleichſam ſich aneignen, freien iſt heiraten. Im Alterthum gieng das ledige Mädchen unberingt und in fliegenden Haaren, zum Zeichen, ſie ſei noch ungebunden und frei. Grimm Wörtb. 4, 95. Dieſer Liebesgöttin ſteht der männliche Fruchtbarkeitsgott zur Seite, welcher altnord. Freyr, goth. Frauja, ahd. Frô hieß; das eine Himmelsweſen war, wie lat. Lunus und Luna, und wie goth. Sunna und Sunnô, in zwei Geſchlechter geſpalten. Daher hat die altdeutſche Frîa dem Gotte Frô gegenüber ihren Namen appellativ in Frouwâ umgewandelt, er der Herr, ſie die Gebieterin, und dieſer letztere Name iſt ihr in den oberdeutſchen Mundarten ausſchließlich verblieben. Frau bezeichnet in Sage und Lied Oberdeutſchlands durchweg die Oberherrin der Geiſterwelt, ſie wird, da ſie zur Zeit der Fronfaſtentage erſcheint, ſogar zu einer Fraufaſten und begabt die unter ihrem Einfluſſe gebornen „Fraufaſten-Kinder" mit heilkräftigem und Geiſter erlöſendem Vermögen. Ein einziger Fall iſt uns bisher bekannt, wo dieſe Göttin in unſrer Mundart noch unter dem älteren Ei-

gennamen auftritt; in Schönwerths Oberpfälz. Sag. 2, 313 erſcheint ein himmliſches Herſcherpaar, dem alle Elemente dienen, er eingehüllt in ſeinen Königsmantel, ſie in die Fülle ihres reichen Haupthaares, er Woud (Wuotan) geheißen, ſie Freid. Letzteres bezeichnet beides, die Freitägige und die Gefreite. Nicht der echten Volkstradition, ſondern nur der Gelahrtheit entſprungen iſt dagegen folgende Stelle in dem Muſikaliſchen Halleluja von Bachofen (Zürich 1786), die dorten in das Wochentagslied auf Freitag gehört:

Weg Freya! weg du ſchnöde Geile,
Du haſt an mir kein Loos, noch Theile,
Mein Jeſus iſt allein mein Mann,
Der mich gefreit, ꝛc.

Dieſer Himmelsfrau ſind beſondere Heilkräuter und Liebesblumen nachbenannt, die nun zum Theil auf die chriſtliche Himmelsfrau Maria übertragen worden. Die Frauendiſtel, carduus Marianus, auch Mergen- (Marien-) Diſtel, wird beim Volke als Decoct gegen Seitenſtechen angewendet; auf ihre milchweißen Blätter, ſagt der Katholike, iſt ein Tropfen von Mariens Muttermilch gefallen. Ein in den Walliſer Hochalpen häufiges Sedum nennt der dortige Senne Frowentrübli, das Träublein der Frau; zum Frauenſchuh, cypripedium, bemerkt ein handſchriftliches Receptierbüchlein aus der Stadt Brugg: Findeſt du es in ſeiner vollen Blüthe, ſo weiſt es auf große Schönheit deines nachmaligen Weibes. Frauenthränen nennt man mehrere Orchisarten, ein Name, der ſich wiederholt in den Deutungen über das Frauenmänteli, alchemilla vulgaris. Dieſe iſt nach ihren mantelartig zuſammengefalteten Blättern benannt und der Jungfrau Maria geheiligt, welche mit einem Mantel dargeſtellt wird, der alle zu ihren Füßen Betende mit einhüllt. Dieſelbe Pflanze heißt ferner Sonnenthau und Sinnau (mhd. sintôwe, Immerfeucht) wegen ihrer ſtets mit Thautropfen gefüllten kelchartigen Blätter. Daran knüpft ſich die eddaiſche Sage von Freyja, welche ihrem zu fernen Völkern gezognen Gemahl Odhr goldene Thränen nachweint und darum die Thränenſchöne genannt wird. So weinen im mhd. Epos Flos und Blankflos

die beiden Liebenden, von einander getrennt, sich Thränen nach, die zu lauter Blumen und Perlen werden.

Betrachten wir nun die Freitagswerke als die der Göttin der Frühlingsschönheit und ersten Liebe geweihten. Der Freitag ist den Eheverhältnissen am günstigsten, an ihm muß man kilten und freien. Alle Hochzeiten des reformirten Aargaus werden durchweg an ihm abgehalten. Bezieht die junge Frau nicht an ihm das Haus ihres Gemahls, so wird in der Ehe viel gestritten werden. Hat sie einen bösen Ehemann zu zähmen, so kocht sie ihm eine Suppe mit dem Wasser, das im Freitagsregen gekommen ist. Da die Haus- und Herdgöttin mit einem Katzengespann zu fahren pflegt, den Thieren der Häuslichkeit, so sagt man von einer ehelos Verstorbenen oder übel Verheirateten, sie habe einst die Katze nicht recht gefüttert. Regnet es der Braut in den Kranz, so hat sie sich vormals an ihrer Hauskatze versündigt. In dem Hause, wo in der Freitagsnacht die Katzen sich raufen, wird auch der eheliche Unfrieden nicht lange ausbleiben. Legt sich die Hauskatze aufs Ohr, so giebts Sonnenschein; schleckt und mutzt sie sich von einem Ohre zum andern, so kommt „gefreueter Besuch" ins Haus. Bekanntlich nennt man die ersten Weidenblüthen Palmkätzchen; man trägt sie am Palmtage büschelweise zur Einsegnung in die Kirche, verschluckt die Blüthen einzeln gegen Halsweh und steckt den Strauß gegen Feuersgefahr unters Dach. Mit dieser vorzugsweise katholischen Sitte steht aber die andere des Katzenbrennens in gröblichem Widerspruche. Man hat nemlich im obern Elsaß und in der angrenzenden Basellandschaft beim Oster- und Charfreitagsfeuer Katzen lebendig mit verbrannt und begeht diese Grausamkeit in Lothringen noch. Es ist eine Rache der Kirche, ausgeübt an dem Wagen- und Wappenthiere der Heidengöttin. Sonntag und Freitag sind allen Anfängen am günstigsten; was man am Freitag träumt, wird an einem Sonntag wahr. Durch die Freitagswitterung bestimmt sich die bis zum Sonntag voraus.

Ist das Wetter die ganze Woche wunderlich,
So ists am Freitag ganz absunderlich.

Die Hexen dürfen am Freitag keine Butter ausrühren.

Den Segensspruch, womit man dem Stallvieh die Raude vertreibt, muß man am Freitagsmorgen sprechen. Der Hase, der am ersten Märzenfreitag geschossen wird, ist für manches Körperübel gut, insbesondere sein Auge wird getrocknet und gegen Erblindung umgehängt. Nur an einem Freitag schlägt die Erlösungsstunde verwünschter Geister. Die am Freitag Verstorbenen müssen nicht erst den Umweg durchs Fegfeuer nehmen, sondern gehen, wenn sie es verdienen, sogleich in den Himmel ein. Ein am Charfreitag gelegtes Ei ist von so starker Schale, daß man damit beim Wettspiele des Eierpickens die Spieleier aller Gegner zerschlägt.

Diese Sätze gehören meistens reformirten Landschaften an; ganz entgegengesetzt aber lauten sie im Munde einer unvermischt katholischen Bevölkerung. Dorten sieht man in der heidnischen Tradition kaum etwas Gefährliches mehr; hier wird sie noch mit kirchlicher Eifersucht verfolgt und verdächtigt. Der heilige Abt Pirminius sagt in seiner Schrift de singulis libris canonicis scaraphus (in Mabillons Analecten 69): beim Heiraten den Freitag beobachten, dies ist alles nichts als Teufelsdienst. Dies wiederholt sich bis heute. Im katholischen Freienamte heißt es: Die am Freitag geschlossene Ehe bleibt kinderlos; und noch plumper in der katholischen Oberpfalz: Am Freitag heiraten die Laufigen. Bavaria 2, Erste Hälfte 279. Hier wird nemlich die Hochzeit beinahe ausschließend nur am Dienstag gehalten, der Freitag verbleibt hierzu den „laufigen" d. h. eigenthums- und rechtlosen Knechten. Der Freitag ist daher gleichmäßig verrufen in den katholischen Landstrichen von Baiern, Schlesien, Oesterreich und des deutschen Alpengebietes. Kein katholischer Senne wagt am Freitag etwas mit seinem Vieh neu zu beginnen; keine Hausfrau unternimmt ein neu andauerndes Geschäft. In Kärnthen darf man Freitags keine Wäsche im Bache schwemmen, sonst kommt Ueberschwemmung ins Land; Freitagswäsche bringt kein Glück, heißts auch beim Hessischen Katholiken (Wolf, Beitr. 1, Anhang). Unser bäurisches Freienamt und die Großstadt Wien stimmen hier völlig überein: dorten bezieht man Freitags keine neue Wohnung, sonst würde man

unglücklich, hier will am Freitag Niemand die Miethe wechseln oder neue Dienstboten eintreten lassen. Allg. Augsb. Ztg. 1857, Beilage no. 305. Freitagskinder haben im Leben viel zu leiden (Tirol); ein Kind, das zwei Freitage ungetauft liegt, wird gespensterſichtig (Aargau). Holländiſcher Schifferglaube verbietet am Freitag in See zu gehen; denn am Freitag, wo auf Erden der Heiland gekreuzigt worden, fordert auch der Meeresherr ein Menſchenopfer.

Nicht minder widerſprechend lauten die Meinungen der beiden Confeſſionen bezüglich der Körperpflege, die dieſem der Schönheitsgöttin gewidmeten Tage gebührt. Rudolf Gwerb, ein Zwinglianer, ſagt in ſeinem Buch „Vom Leuth- und Vychbeſägnen“ Zürich 1646, 10: man ſol alle wuchen am Freytag ein ſauber newgewäſchen hämbd anlegen, ſeye ein gewüſſe prob gegen grimmen; vnd die nägel an händ vnd füßen abſchneiden, ſeye gegen zanweh.“ Dagegen wurden vormals in der Stadt Luzern am Freitag allein keine Badſtube geheizt (E. Kopp, Geſchichtsblätter 1, 322), und der Freienämter ſagt: wer am Charfreitag die Haare ſchneiden läßt, bekommt Läuſe. Bei den Proteſtanten gilt: Freitag ſich die Nägel ſchneiden, macht reich, ſich die Nägel rückwärts ſchaben, bewahrt gegen Umlauf im Finger. Gegen Zahnweh vergräbt man Nägel- und Haarſchnitzel Freitags vor Sonnenaufgang, das Weib unter einem Birnbaum, der Mann unter dem Apfelbaum. Sogar im aufgeklärten Berlin ſchneidet man gegen das Zahnweh die Nägel am Stillen Freitag. Kuhn, Nordd. Sag. 461. Zu verwundern iſt, daß gerade der neuerungsſüchtige Proteſtantismus dieſen Einzelzug in ſich erhalten hat, deſſen hohes Alter von einer altwaliſiſchen Sage bezeugt wird. Elphins Geliebte iſt von einem Verführer bedroht, weiß ihm aber durch folgende Liſt zu entgehen. Sie kleidet in der vorbeſtimmten Nacht eine Kammer-Magd in ihr Fürſtengewand und ſteckt ihr den eignen Mahlring an die Hand. Der Magd nun wird der Finger im Schlafe abgeſchnitten und dem Elphin zum Wahrzeichen von ſeiner Frauen Untreue vorgelegt. Den Ring erkannte Elphin an; der Finger aber, ſprach er, iſt nimmer der meiner Frau; denn der Na-

gel dieſes Fingers iſt ſeit einem Monat nicht geſchnitten; meine Frau ſäumt keinen Freitag dies zu thun. Altd. Wälder 1, 71.

J. Grimm bemerkt in den Rechtsalterthümern 820, daß ihm kein einziges Beiſpiel vom Freitag als einem Gerichtstage bekannt ſei. Hier folgt ein ſchweizeriſches. Das Stadtbuch von Baden v. J. 1384, beſtimmt Paragraph 129 vom Pfandrechte, daß Pfänder vom Gläubiger am Dienſtag auf die öffentliche Gant gebracht werden und folgenden Mittwoch und Donnerstag dorten verbleiben müſſen; haben ſie in dieſen drei Tagen dem Gläubiger den Betrag ſeines Darlehns nicht eingebracht: so mag er morndes an dem frîtag an dem gericht erfaren, wie er mit den pfanden wandlen söll, vnd was denn urtel gibt, dem sol vnd mag er denn navchkumen. Argovia 1, 62.

Samstag.

Das hebräiſche Sabthai (Levit. 23 und Exod. 21) heißt ruhend und bezeichnete ſowohl den Tag der Ruhe, als auch den angeblich unbewegten Planeten Saturnus. Aus dieſem bibliſchen Sabbathsnamen iſt der ital. sabbato, franz. samedi und nhd. Samstag entſtanden. Seinen nordiſchen Namen Laugdagr hat er von lukan, ſchließen, weil er der Endiger der Woche iſt.

Zeigen wir kurz den ländlichen Hergang an einem oberdeutſchen Sonnabend.

Von Nachmittag drei Uhr an, wenn die Vesperglocke zum erſtenmal geläutet hat, wird die Arbeit auf dem Felde eingeſtellt und man geht ins Dorf zurück. Die Egge im Acker wird mit den Eggennägeln nach innen gekehrt und abgeſtellt, damit der Ewige Jude, der keinen Sonntag hat, im Vorbeigehen drauf ausruhen kann. Pflug und Wagen wird unter Dach gebracht; kein Werkzeug ſoll draußen bleiben. Knecht und Magd ſparen den Beſen nicht, der ganze Aeren um Haus und Stall muß

ſauber gekehrt ſein. Das Weibervolk geht hinter das Milch- und Küchengeſchirr her, dann werden Stube, Tiſch und Bank gefegt, ſchließlich auch noch die hölzernen Stubenwände abgewaſchen. Zuletzt erſt kommen die Leute dran. Bei der Abendlampe ſalbt der Knecht ſämmtliches Schuhwerk für den morgigen Kirchgang. Die Mutter flicht ihrem Mädchen den Zopf voraus ein, denn die Kinder ſchickt man morgen in die Frühmeſſe, während die Erwachſnen in die Predigt gehen, die erſt um neun Uhr beginnt. Den Schluß von Allem macht ein gemeinſames Gebet, das bei den Katholiken den Verſtorbenen und den Armen Seelen gilt. Man geht früher als ſonſt zu Bette. Den Kindern giebt man zum Einſchlafen einen Löffel Zwetſchenlatwerge mit Wurmſamen, weil bei ihnen in dieſer Nacht „das Wurmhaus offen iſt“. Ernießt ſich das Jüngſte noch in den Federn, ſo kommt eine glückliche Woche ins Haus. Kein Burſche verläßt das Lager vor Morgen wieder, um etwa einen Kiltgang zu machen. Wer dagegen handelt, den trifft der grobe Schimpfnamen Waſchpletz, einen Dreiviertelsmann bezeichnend, mit dem man die Weiberkammer aufwiſcht. Samſtag Nachts iſt die Luft voll Geiſter, heißt es, wer in ihr ausgeht, dem wird der Athem benommen; bald deshalb, weil es die Hexenfreinacht iſt; bald, weil die W. Jagd, das Nachtgejägde, umfährt; bald auch, weil ſie einem verworfnen, einem Unglückstag angehört, denn Mittwoch und Samſtag gelten mancher Orten nicht für ganze Tage, ſondern nur für Uebergänge. In einigen Gegenden Mitteldeutſchlands heißt der Samſtag noch Hollentag, Frauen-Hullentag, und dieſer Name überweiſt ihn unzweifelhaft an die Göttin Hulda oder Holda, welche einerlei Perſon mit der oberdeutſchen Spinnerkönigin Berchta iſt. Dies ergiebt ſich aus dem allgemeinen Volksglauben, an den Vorabenden beſtimmter heidniſcher Feſtzeiten, ſowie an Sonnabenden müſſe jede Spinnerin ihre Kunkel leer geſponnen haben. Rad und Rocken werden zugedeckt in die Ecke geſtellt, Samſtags werden keine Spinnſtuben beſucht. Die Magd, die in der Samstagsnacht fortſpinnt, erhält daraus ein Linnenzeug, deſſen Fäden ſich ungleich bleichen; was am Samſtag geſponnen wird, ſtiehlt

der Weber. Wer über Feierabend spinnt, vergeht sich gegen Sonne und Mond, denn die Sonne des morgigen Tages ist die allsehende, und das Bild im Monde zeigt ja das Gesicht und den Rockenstiel jener verwünschten Frau, die am Sonnabend spann. Wer nach Vesperläuten noch die Matten wässert, muß dorten auch nach dem Tode fortwässern. Bekanntlich sind manche Züge aus dem Berchta- und Hulda-Mythus in die Marienlegende übergegangen; daher ist nach altbairischem Volksglauben der Samstag heilig (Bavaria 1, 409) und im Luzernischen heißt es, am Samstag ist die Mutter Gottes geboren. Lütolf, Fünfort. Sag. 560. Diese über der Feier des Sonnabends streng wachende Göttin wird noch um vieles deutlicher, wenn man sich erst der mancherlei weiblichen Ortsgeister erinnert, die nur zu dem bekannten Zwecke zu erscheinen pflegen, die Befolgung der alten Sitte zu belohnen, oder deren Bruch augenblicklich zu ahnden. Hierüber berichtet man uns aus dem Zürcherischen Bergdörflein Brütten nachfolgende Sage unter dem Titel: Sonnabend fordert rechtzeitigen Feierabend.

Der Vater unseres Armenpflegers, ein braver Schuster, war an einem Samstag im Nachbardorfe Dättnau auf der Stör (auf Taglohn im Kundenhause) und arbeitete hier, um vollständig fertig zu sein, bis Mitternacht fort. Als er auf seinem Heimwege aus dem Walde kam, durch den der übliche Fußweg von Dättnau nach Brütten führt, hörte er hinter sich Schritte und bemerkte im Umblicken ein Weiblein, das eine Zeine auf dem Kopfe tragend, die Hemdärmel bis zum Ellenbogen zurückgelegt hatte und durchaus sommerlich gekleidet war. Dies schien ihm unbegreiflich, denn es wehte ein scharfer Wind. Nun kam es auch noch so nah an ihm vorüber, daß er es hätte berühren können, und er rief: Warum so hitzig in kalter Nacht? Doch statt zu antworten, schwenkte das Weib in die Wiese ab und kehrte in den Wald zurück. Jetzt fiel es ihm plötzlich ein, dies sei das „Wingartenfräueli", das die Trauben in den Weinbergen hütet, sonst aber hier allen Denjenigen erscheint, die des Tages, wo sie dieses Weges kommen, sich eine Ungebühr erlaubt haben. Hat nun Jemand absichtlich gegen den Landesbrauch gefrevelt,

dem ſitzt ſie auf den Rücken und reitet ihn bis zum Dorfe, daß er vor Müdigkeit umſinkt; will er ſich des Plagegeiſtes erwehren, ſo hat er des andern Tages ſicher ein geſchwollenes Geſicht.

Nach dem alten Zunftbrauch der Grobſchmiede wird kein Feierabend gemacht, ohne nicht drei kalte Streiche auf den Ambos gethan zu haben, eine vom aſiatiſchen Rußland bis zu uns reichende Sitte, von welcher die Revue de deux mondes 1852, Avril 254; Erman, im Archiv für Kunde Rußlands 15, 146; Hahn in den Albaneſiſchen Studien 1, 165; Panzers Bair. Sag. 2, 56; Zingerles Tirol. Sitt. no. 516 der Reihe nach übereinſtimmend berichten. Folgende Erzählung iſt mir vor einigen dreißig Jahren in Familienhandſchriften zu Geſicht gekommen, welche aus der Stadt Brugg ſtammen und dem vorigen Jahrhundert angehören.

Mein Großvater wohnte in ſeinen Knabenjahren zu Brugg neben einem Schmied und brachte in deſſen Hauſe, da man ſonſt auf gut nachbarlichem Fuß ſtand, oft halbe Tage zu. Während ich einmal, erzählte er, beim Meiſter wieder in der Werkſtatt war, trat auch der Herr Stadtpfarrer herein, that mit ein paar Worten das Geſchäft ab, das ihn herführte, und ſchaute dann mit mir der Arbeit zu. Aber ſaget, Meiſter, begann er nach einer Weile, was hats doch für ein Bewenden, daß ihr beim fünften, ſechsten Hieb den Hammer, ſtatt aufs Schmiedeiſen, immer auf den Ambos fallen laſſet? Wir nennen das den kalten Schlag, antwortete der Meiſter, und um figürlich zu reden, wirds ungefähr das Gleiche bedeuten, wie wenn der Herr Stadtpfarrer in ſeiner Predigt von Zeit zu Zeit „Meine andächtigen Zuhörer" wiederholt. Der Pfarrer lächelte herablaſſend, ſah dann wie beeilt auf ſeine Uhr und empfahl ſich plötzlich. Als er fort war, ſagte der Alte in halb gutmüthigem, halb mürriſchem Ton: Da ſchau einmal wieder, Kleiner, was es hilft, wenn einer ſein Handwerk bloß aus Büchern gelernt hat; der grundgelehrte Herr! Sagt er euch in der Kinderlehre nicht ſelber das einemal, der Teufel liege in der Hölle an eiſernen Ketten; und das andremal, er gehe umher wie ein brüllender Leu, die Leute zu verſchlingen. Nun, wie wird der Teufel denn loskom-

men und uns armen Menschen nachlaufen können, wenn er seine Kette nicht vorher durchfeilt? Aber sie wird ihm wieder zugenietet mit jedem kalten Streich, den der Schmied am Feierabend auf den Ambos thut.

An welche Wochentage war der Kiltgang gebunden?

Die Einzelnächte der Woche, wie sie in den verschiedenen Landschaften zum Besuche des Mädchens vom Herkommen gestattet sind, schwanken zwar unter konfessionellen Einflüssen und örtlichen Meinungen, haben aber im Ganzen betrachtet doch etwas Uebereinstimmendes. Als solche vom Landesbrauch erlaubte Freinächte treten in katholischen und in reformirten Gegenden Donnerstag, Samstag und Sonntag am häufigsten auf.

An Dienstagen und Donnerstagen haben die Nachtbuben in Tirol ihren Abendausgang und heißen von ihrem sie ankündenden Jodeln die Joler. Zingerle, Tirol. Sitt. no. 627. Der Tag des Ziu und des Donar bezieht sich also auf die Ehe. — An Donnerstagen und Sonntagen geht der Entlebucher zu Kilt. Kas. Pfyffer, Kt. Luzern 1, 332. Doch in dem reformirten Theile des Aargaus ist der Freitag, an welchem hier alle reformirten Copulationen stattfinden, nur dem erklärten Bräutigam zu Nachtbesuchen erlaubt (im Hallwiler-Seethal und Kulmerthal). Dagegen findet Freitag im bair. Fichtelgebirge der dorten sog. Schnurrgang statt, fränkisch schnurren heißt umherschweifen. Der Samstagsabend ist nach den Begriffen des Berner-Zürcherlandes und ihrer ehemals confessionell zugewandten Landschaften die zu Liebesbesuchen ehrbarste Zeit. Eine Reihe von Kiltsprüchen erwähnt diesen Wochentag ausdrücklich. Ein sich brüstender Bursche z. B. singt:

Alli Vögeli singet gern
bis am Samstig z' Obed;
Alli Meidli hem-mi gern:
O, wi bin i plôget! —
Der Gugger ûf em dûre-n- Ast,
er guget alli Samstig z' Nacht;
er guget dene Buebne,
si sôllit chô gô luege. —
Am Samstig chömmet Buebe
zum Liseli i d' Kilt,
gar Mänge' i d' Stube,
nummen Eine', der gilt.

Der Katholike im Freienamte findet aber, es sei dies nur eine Entweihung des Sonntagvorabends, er geht daher am Sonntag zur Kilt. Das erwartende Mädchen tröstet sich:

Lustig und munter,
Sunntig Nachts chunt er,
und wenn er nit chunt,
se-n-is er nit gsund.

Wer im reform. Aargau am Dienstag kiltet, der gilt für einen ausgearteten schlechten Menschen; wer im kathol. Solothurner-Gäu am Mittwoch kiltet, „der gehört unter die Räudigen". Solchen, welche überhaupt zur Unzeit „zu Licht" gehen, droht ein ganz gewöhnliches Mißgeschick. Sie werden auf ihrem Wege von einem Reiter eingeholt und ziehen unter freundlichem Gespräche mit ihm weiter. Allein nach langem Marsche bemerken sie zuletzt, daß der Reiter sie, anstatt zur Liebsten, unversehens wieder nach Hause zurückgeführt hat. Dies thut der sogenannte Schimmelreiter. Liebesglück kann nur zu einer den Göttern selbst erwünschten Zeit erworben werden; der ihr Gesetz befolgende Mensch trägt die altdeutschen Eigennamen Regintac, im Biterolf Regentag, : einer, der im Schutze wohlberathender Götter seine Tage fortführt; Rîcdag : der Langlebige, dem reiche Tage blühen; Sigitac, Adaltac, Hruodtac bezeichnet Männer, deren Leben mit Sieg, Adel und Ruhm gesegnet ist.

Der allwöchentliche Küchenzettel.

Auch im unscheinbarsten Brauche, wenn er stetig, altherkömmlich und verbreitet gewesen ist, muß ein Sinn gelegen haben. Wer sich mit persönlicher Erinnerung in die bürgerliche Hausordnung vor fünfzig Jahren zurück versetzen kann, der weiß wohl, wie damals noch zu Stadt und Land in jedem Hause eine bestimmte Speisenordnung galt, wornach für jeden Tag der Woche die auf ihn treffenden Speisen in stets gleicher Folge und Wiederkehr durchs ganze Jahr voraus festgesetzt waren. Je über den andern Tag aß man Fleisch, an den Zwischentagen Mus. Die männlichen Aethergötter hatten den Sonntag, Dienstag und Donnerstag beherrscht; dies sind die drei correspondirenden Fleischtage. Dagegen lenken die weiblichen Nachtgötter den Montag, Freitag und Samstag, und diese drei Tage sind die Mustage. Das Fleisch hieß die rothe Speise; Milch und Mehl, Butter und Käse war die weiße. Milch- und Buttergewinn dachte man als unter dem Einflusse des Mondes und unter Berchtas und Holdas Schutze stehend, daher fallen die Milch- und Mehlspeisen auf die drei letztgenannten Tage. Obst und Brod, diese Zuspeise an jeglichem Tage, heißen das grüne und das schwarze Essen, sie wurden beide dem Gotte Donar zugeschrieben. Der Mittwoch allein blieb in dieser Tages- und Speisenfolge schwankend; seitdem er aber aufgehört hatte, Wuotans Tag zu sein, wurde er gleichfalls unter die Mustage und von der Kirche zu den katholischen Quatembertagen gezählt, an denen die Fastenspeisen kirchlich geboten sind.

Für diese Angaben stehen historische Zeugnisse zu Gebote, die um so mehr Gewicht haben, als sie zugleich auf dem kirch-

lichen Brauche des deutſchen Mittelalters beruhen. Darunter gehört nachfolgende Stelle aus der Pfründeordnung des altbairiſchen Nonnen-Kloſters Geiſenfeld. Es iſt eine Handſchrift aus dem 13ten Jahrhundert, nun veröffentlicht in den „Quellen und Erörterungen zur Bair. Geſchichte", Erſter Theil. Dorten S. 419 wird beſtimmt, daß der Convent je dreimal in der Woche Fleiſch zu eſſen bekomme; doch welcherlei Tage darunter gehört haben, dies erfährt man erſt S. 428 indirekt aus des Kloſters Dienſtbotenordnung. So oft nemlich der Kloſterbrauer, heißt es, zum Sud anfeuert am Montag, Mittwoch oder Samſtag, ſo hat ihn dieſer Tage des Kloſters Speiſemeiſterin zu beköſtigen mit einem Schwaigkäſe und zehen Broden. Feuert er aber am Dienſtag und Donnerſtag an, ſo giebt man ihm dann je dreierlei Fleiſch und die vorige Zahl von je zehen Broden*). In der Spende- und Mahlzeitenordnung des Aargauer Kloſters Muri erhalten die Näherinnen auch während der öſterlichen Faſtenzeit alle Sonn-, Dienſt- und Donnerſtage zum Mittagstiſche ihren Becher Wein; „zue andern zîten und tägen giebt man jnen kein trunk." Argovia 2, 101. Als die Reichsſtadt Rheinfelden im Frickthal ihre Neue Spitalordnung für das Jahr 1511 feſtſetzte, welche in Schröters handſchriftl. Chronik Rheinfeldens enthalten iſt, wurde der Wochentiſch folgendermaßen geregelt.

Sonntagsimbiß: Suppe, Fleiſch und Kraut. Nachts: Suppe oder Habermus, und Braten.

Dienſtagsimbiß: Suppe, Fleiſch und Kraut. Nachts: Suppe und Fleiſch.

Donnerſtagsimbiß: Suppe, Fleiſch, Rüben oder Kraut; Nachts: Suppe oder Habermus, und Braten.

Gegenüber dieſen 3 Fleiſchtagen gabs am Mittwoch: Gerſten, Erbſen und Weißmus; Nachts: Mus und Eier.

---

*) So der prew vnderchůntt an dem montag oder an mitichen oder an dem samzetag, so sol im div chelnærinn gebn ein swaic chæs vnd dazv sol man im gebn zehn brot. Chůntt er aber des eritags vnd des pfinztags în, so git man im driv vleisch vnd alsam davor brotes.

Am Freitag: Erbſen, Hirſe oder Fiſche; Nachts: Mus oder Rüben, oder einen Häring auf ihrer Zwei.

Samſtag: Gerſte und Milch; Nachts: Suppe und Habermus.

Was von dieſen Bräuchen in der deutſchen Schweiz jetzt noch übrig iſt, vertheilt ſich auf die Wochentage für den Tiſch des Landvolkes folgender Weiſe.

Sonntag bringt Sauerkraut, Kartoffeln, Rauchſpeck und zum Getränke Obſtmoſt. Zum Frühſtück hat der Hofbauer hie und da noch ſeine altgewohnte Mehlſuppe, der Kleinbauer (Tauner) ſchon den alltäglichen Kaffee.

Montag iſt der ſogenannte Schnitztag, d. h. es giebt Dürrobſt und Mehlbrei, oder Apfelſchnitze und Kartoffelbrei. Die Montags- und Freitagsgerichte correſpondiren aller Orten und bei allen Confeſſionen.

Dienſtag giebt es Speck, begleitet von weißen Böhnlein oder Dürrobſt. Dienſtags- und Donnerſtagsſpeiſe correſpondiren abermals in allen Landſchaften und Bekenntniſſen, zudem haben beide Tage Nachmittags Schulferien.

Mittwoch tiſcht ein unentſchiedenes Compoſitum auf von Fleiſch- und Mehlſpeiſe, und ſo verzehrt der Altbaier Mittwochs ſeine Speckknödel, Freitags ſeine Faſtenknödel.

Donnerſtag iſt allgemeiner Fleiſchtag; er bringt Speckſuppe, Kraut und Rauchfleiſch, Abends Kraut- oder Speckfladen.

Freitag bringt Milch- oder Käsſuppe, Waſſerſpätzlein (Knöpflein) mit Obſtmus; Brodſchnitten in Butterteig gebacken, Oelſchnitten und Moſt. Abends Käsfladen. Dem unzufriednen Kinde ſagt der Vater über Tiſche: Finis: Am Frîtig ißt me keis Schwînigs!

Samſtag. Das Fleiſcheſſen am Samſtag bedarf bei Katholiken noch der kirchlichen Dispenſe. Die Mittagskoſt beſteht in Waſſerſuppe, Waſſerſpätzlein und Dürrobſt; eine Schüſſel kalter Milch ſchließt. Abends wird das Hausbrod gebacken für die kommende Woche; das kleine Kind erhält dabei ſein beſonderes Mutſchlein, der vorüberkommende Bettler ſein Spend- oder Armenlaiblein.

Das Alemanniſche Haus.

1. Haus und Kleid.

Einerlei Tracht haben und Eintracht halten, macht das Weſen einer Genoſſenſchaft aus, unter deren Gliedern noch kein greller Standesunterſchied, noch keine Ungleichheit des Rechtes und Beſitzes gilt. Auf dieſe Uebereinſtimmung Aller unter einander nach Innen und Außen gründet ſich die Nationaltracht, das althergebrachte Uebereinkommen, ſich gleich zu tragen in Zeug und Wehrzeug, in Schnitt von Haar und Bart. Sie fühlt ſich durch Fremdes beeinträchtigt, ſie will nur auf die Erträgniſſe ihres eignen Bodens und Fleißes angewieſen bleiben:

Selbſtgeſponnen, Selbſtgemacht:
Iſt die ſchönſte Bauerntracht.

Woher nun die Tracht kam, daher mußte auch die Bauart ſtammen, und ſo galten Beide von jeher als die beſonderen Kennzeichen der Racenhaftigkeit eines Volkes. Beide müſſen originell ſein, denn ſie haben durch ihr Aeußeres das Innere anzukündigen; Beide müſſen ſtereotyp ſein, ſonſt wären ſie kein Mittel individueller Entwicklung und zwangloſer Uebung der phyſiſchen und moraliſchen Kräfte. So lange daher Alle unter den gleichen Bedingungen eines herſchenden Bedürfniſſes leben und weben, ſo lange Alle wiſſentlich und willig lich von gleichem Schlage ſind, ſo lange macht auch nur dieſes heimatliche Kleid den Mann, denn es iſt das ſinnbildliche Haus ſeines Leibes; eben ſo lange iſt nur dieſer Bau ſein zärtlich geliebtes Heim, denn es iſt das paſſendeſte, ſchmiegſamſte und ſchützendeſte Kleid ſeiner Familie. Eintracht geht in gleichem

Zeug, haust unter Einem Dache, baut denselben Grund und ißt aus Einer Schüssel.

Um die Begriffe von Haus und Kleid auszudrücken, bedient sich die Sprache der gleichen Wortstämme und sagt damit, daß Beides ihr ebenfalls als eines und dasselbe gegolten hat. Das Wort Heim, schweiz. Ham, die Wohnstätte, stammt aus altdeutschem hamo, der Mantel, und führt auf Hemde. Das Haus führt auf Häs, Gehäs (Kleidung) und auf Hose; gleichwie die Casacke und Husegge aus romanisch casa (Sennhaus) stammen, jene die Mannsjacke, diese das Weiber-Leibchen bezeichnend. Ebenso stehen Kammer und Kamerad zu camisia, chemise und Kamisol. Nicht anders verhält sich Wand zu Gewand, Dach zu Decke, Hütte zu Hut und Haut. Die älteste Benennung für Haus ist in den indogermanischen Sprachen gart, vedisch garta, es bedeutet Wagen und Haus, weil der Nomade auf dem Fuhrwagen wohnt. Jünger ist schon der ahd. Namen garto, nordisch gardr, auf Garten und Gurt führend und ein zum Schutz umzäuntes Stück Land bezeichnend, gleichwie angelsächsisch feald beides ist, sowohl Falte, ein Streifen Gewand, als auch Feld, ein Streifen Landes. Die Sprache also läßt uns ebenfalls ersehen, daß der nationale, eigenartige Mensch sich sein Kleid und sein Haus auf den Leib gemacht hat. Denn das Wohnen ist ein vertraut und gewohnt werden mit seines Gleichen und unter gleichen Gewohnheiten, d. h. Rechtssatzungen; ein Behagen, mit ihm innerhalb des gleichen Geheges in Frieden zu verbleiben; ein Wunsch und eine Wonne, mit ihm auf gleicher Wunn und Weid Ernten zu gewinnen und Kinder zu erzeugen. Aus diesem altnachbarlichen Beisammenwohnen Aller entspringt ihre Beiwohnung, nemlich die Sippschaft und Verwandtschaft Aller unter einander, welche zum Gau und Zehnten gehören. Hagen und hecken, heißt sich fortpflanzen; denn der Bauer pflegt nicht weit über den Zaun hinaus zu heiraten, keine Fremde zu nehmen; was er nicht fassen und nicht erklären kann, das, sagt er, kann er überhaupt nicht heimweisen, nicht heimrichten. Deshalb geht auch hier in der Benennung der Verwandtschaftsgrade die Sprache wieder vom

Namen des Hauſes aus und kehrt zu demſelben zurück. Altnordiſch hiâ, das Haus, führt zu altdeutſch hiurât, Ehe, und zu hîwiske, Sippſchaft, Familie. In unſern deutſchen Alpen heißt gehîen jetzt noch heiraten. Gothiſch gabaurs heißt Beiwohnung und Beilager, es führt zum Worte Nachgebauer (altd. nahkipûro), denn nur mit dem Nachbargeſchlechte hat man zuſammengeheiratet. Das Wort Gemach (angelſächſiſch maca) bedeutet, gleich ſein von Alter und Beruf, zuſammenpaſſend, daher heißt althochdeutſch gamahha die Gattin, und adverbial gamahho bequem, ungamah die Beſchwerde und das Gefängniß.

Wer ehedem eine von ſeines Gleichen verſchiedene Tracht annahm, that damit etwas Niederträchtiges, weil er damit eine unberechtigte Ausnahme unter Allen machte und hochtrabend und anmaßlich den falſchen Schein nicht ſcheute, als ein Anderer und Bevorrechtigter gelten zu wollen. Ganz denſelben Verſtoß begieng der, welcher mitten in ſeinem Friedkreiſe nach fremder Art baute und hauste. Auch ihn traf der Vorwurf der Selbſtüberhebung, man ſtrafte ihn anfänglich mit gerichtlicher Buße, ſpäter mit Schimpf und Hohn. Daher kommt es, daß noch ſo mancher Wandſpruch an ſteinernen Bauernhäuſern den Vorübergehenden Trotz bietet und die ganze Gemeinde herausfordert. Der urſprüngliche Eigenthümer rächt ſich damit gegen die Stichelreden der Nachbarſchaft. Solcherlei iſt noch hie und da in abgelegnen Dörfern zu leſen, ſo z. B. Folgendes in den Frickthaler Dörfern Wegenſtetten und Hottwil, ſowie in Döttingen an der untern Aare:

Wer thut bauen an die Straßen,
Muß die Leute reden
Und die Kühe tragen laſſen.

Ich Aff ſteh und gaff;
Und derweil ich muß ſtehn,
Könnt' ich weiter gehn.

Ich achte meine Haſſer
Gleichwie das Brunnenwaſſer,

Das eilends fließt vorbei;
Sie müſſens doch erleiden,
Und können's nicht verneiden,
Daß Gott mein Helfer ſei.

Der uns voraus eilende Leſer wird ſich inzwiſchen ſchon das Modell zu einem ſolchen Hauſe, das wir das Alemanniſche benennen, ausgeſonnen haben und uns nun verwundert fragen wollen, iſt es dieſes? Iſt es dieſe mit ihrem Strohdache in den Erdboden hinein kriechende Bretterhütte? Oder iſt es gar jenes mit dem Schermeſſer zugeſchnittne nackte Steinhäuschen von der Größe einer Grillenſchachtel, dort drüben auf dem kahlen Hügel? Keines von Beiden. Der Bettelmann hat keine eigne Tracht, der Nothbau keinerlei Form. Dieſe über dem Erdloch dachförmig zuſammen geworfenen Strohſchober ſind ſich überall gleich, weil der Nothſtand, der ſie errichtet, in aller Welt derſelbe iſt. In ſeinem phantaſieloſen, lichtleeren Raume ſchützt dieſer ſtrohgedeckte Maulwurfshaufen den Bewohner des Hochnordens und den Hirten der römiſchen Campagna vor dem Ungemach der Witterung, bis der Winter vorüber und abermals Futter gewachſen iſt für Tiſch und Trog. Nie hat dieſer gröbſte Zweck weder im Norden noch im Süden einen Bauſtil, eine nationelle Form, erzeugt. Auch dieſe blanken, ſchneeweiß getünchten Steinhäuschen eines Neudorfes, keines über das Rekrutenmaß hinausgehend, am Straßenſaum hingereihet wie Eier, die ein Huhn verlegt hat; oder wie die farbigen Bauſteine, die unſer Kind aus der Nürnberger Spielſchachtel auf den Stubenboden ausleert — was ſind ſie anders als der uniforme, monotone Accordbau, der aus der Stadt bereits aufs Land gezogen iſt, und wer anders hat drinnen Platz als der geweſene Kaſernenſoldat oder der Fabrikſpinner? Was ſollte am Kaſernen- und Fabrikbau naturwüchſige Architektur ſein? Doch nicht der ſchwankende Miſchmaſch von entlehntem Beiwerk, dieſem ſpäteſten und letzten Reſultat bürgerlicher Baukunſt? Weder vom Nothbau, noch auch vom Kunſtbau ſoll alſo hier die Rede ſein, ſondern ausſchließlich von jenem Bauernhauſe, das in ſeinem

Aeußern das Innere ankündiget, seinen Bewohner: den eigenherrlichen, naturſinnigen, kriegstüchtigen, freiheitsliebenden Alemannen. Sehen wir nun, mit welchen Anſchauungen und Bedürfniſſen, zugleich mit welchen Werkzeugen und Fertigkeiten er hier zu Lande erſchienen iſt und ſeine Niederlaſſungen gegründet hat. Kaum irgendwo wird uns dabei die geſchichtliche Erfahrung den poetiſchen Reiz des Urſprünglichen vermiſſen laſſen.

---

2. Wagen, Schiff und Geſchirr.

Die Zuſtände einer Nation ſind in erſter Inſtanz nicht Folgen äußerer Einflüſſe, ſondern das innere Weſen des Volkes ſelbſt. Allerdings iſt es im Prinzip richtig, daß der Nationalcharakter, der ſich jetzt erblich in den Generationen überträgt, urſprünglich eine Wirkung war des nachhaltigen Einfluſſes von Boden, Klima, Nahrung u. ſ. w., in welchem ſich die Nationalität zuerſt bildete. Sind wir Menſchen ja doch ſelber ein Theil der Natur. Gleichwohl würde es aber ſehr irrig ſein, den Nationalcharakter aus dem Charakter der Länder erklären zu wollen, welche eben jetzt die einzelnen Racen einnehmen. Die Spanne Zeit, welche die heutigen europäiſchen Völker in ihren gegenwärtigen Wohnſitzen zugebracht haben, iſt lange nicht groß genug, um den urſprünglichen Volkscharakter zu verändern. Viel wahrſcheinlicher iſt es, daß die Völker auf ihren Wanderungen gerade denjenigen Boden in Beſitz nahmen, der ihrer Organiſation am meiſten entſprach. Dieſer Anſicht war bereits Göthe geweſen (Oktavausg. 33, 108), wenn er ſich die Frage ſtellt, was Grund und Boden zur Vaterlandsliebe beitrage, welchen Einfluß darauf Ebene, Gebirg oder Steppe haben möge. Wir halten's, ſagt er, noch immer mit Themiſtokles: Nicht der Boden, ſondern die Verhältniſſe eines Volkes, deren zwar viele auch aus dem Lande, das ſie bewohnen, hervorſpringen, beſtimmen Nationen. — Höhlen und Baumſtämme bewohnende Indianer wühlen ſich in thieriſcher Zufälligkeit in

die Erde hinein, an ihnen erfüllt ſich das Wort der Geneſis nur zu buchſtäblich, Gott ſchuf den Menſchen aus Erde. Der kunſtſinnige Grieche arbeitet ſich aus der Erde heraus, dann vermählt er ſich mit ihr in erfindungsreicher Liebe. Seine Deukalionsſage befiehlt ihm, die Gebeine der Mutter Erde hinter ſich zu ſchleudern. Er thuts, indem er den Boden klärt und das ſpröde Geſtein zum Zweckgemäßeſten verwendet. So aus der Noth eine Tugend machend, bringt er es zur Wohnung als Kunſtwerk, zur Stadt mit ihren Heldendenkmälern und Göttertempeln. So ſind bei ihm die großen, auch unſere Gegenwart tief beſchäftigenden Fragen von Arbeit, Erwerb und Eigenthum, von Reinlichkeit und Behagen, von Erziehung und Sittlichkeit aufs engſte mit Wohnung und Aufenthalt verknüpft, ſie ſind davon abhängig gemacht. Sein Bauen und Wohnen iſt nicht mehr bloß materiell durch das Land bedingt, ſondern geiſtig durch den Charakter der von ihm geſchaffenen ganzen Zeitepoche. Für eine gleiche Culturſtufe iſt der Charakter des Alemannen nicht angelegt geweſen, er begnügte ſich auf der Mittelſtufe ſtehen zu bleiben, die ſeinem Hang zur Jagd, Fiſcherei, Viehzucht und Feldbau bequem war, er veränderte an dieſer Lebensweiſe ſelbſt dann nichts, wenn ſie unter den Einfluß von direct entgegen ſtehenden Bedingungen gerieth. Die Phyſiognomie des von ihm bezogenen Landes, das dorten zugängliche Material wirken auf ſeine mitgebrachte Bau- und Wohnweiſe nicht vorherrſchend ein. Es mögen ſeine Flußthäler wiederkehrenden Ueberſchwemmungen preisgegeben ſein, gleichwohl meißelt er ſich nicht in die Molaſſe der Gebirgswand ein, wie einſt der Aegypter im Nilthale. Der feſte Steinbau iſt dem fahrenden, wanderluſtigen Mann ein Kerker; Schiff und Geſchirr, Wagen und Gezelt ſind ſein Loſungswort, auf dieſen luftigen Wohnſtätten erreicht er ſeine jetzige Heimat, zimmert ſich hier ſein Waldhaus und iſt bis zur Stunde in dieſem traulichen Holzbau ſeßhaft geblieben. Mit dem Ausdruck „Schiff und Geſchirr“ umfaßt unſere Sprache nicht bloß das ausgerüſtete Fahrzeug und Fuhrwerk, ſondern die geſammte Fahrhabe eines bäuerlichen Gemeinweſens überhaupt. Die Lebensweiſe des

reitenden und steuernden Weidmannes, des Jägers, Fischers und Hirten, schimmert noch wie ein Lichtstrahl durch die Ritzen dieses fix und dunkel gewordenen Ausdruckes. Die Sprache entlehnt hier noch vom Nomaden, aus dem dann der Reihe nach ein Weidmann, ein Senne und ein Ackerbauer geworden ist.

Aber wir müssen zuvor zum ersten Werkzeug zurück, dessen sich die Sprache der Nomadenvölker in Asien und Europa erinnert, zum Wagen. Sein ältester Name, der schon in den indischen Veden vorkommt, ist garta und bezeichnet sowohl Wagen als auch Haus. Denn der Nomade ist ein Wagenbewohner, gart heißt das Gegürtete, der Rüstwagen. Zu Wagen und Roß tritt der Germane seine Wanderung an, daher steht Wagen (althochd. wakan) zu Weg, wie lateinisch via zu vehi und vehiculum gehört, fahren und Fuhrwerk. Leichtes Fuhrwerk war nöthig auf schlechten Thalwegen oder in ganz pfadlosen Gegenden; daraus und aus der Nothwendigkeit, mit Weib und Kind in den Krieg zu ziehen, ist die Menge von Karren erklärlich, welche nach Cäsars und Tacitus Beschreibung ein deutsches Heer begleiteten. Rings ums Lager gestellt, bildeten sie dann die Wagenburg und hielten den Ueberfall ab. Die Götter des wandernden Volkes wohnen mit auf dem Wagen. Also wird auf einem mit Teppichen überhangenen das Götterbild der Nerthus priesterlich durch's Land gezogen (Tacitus, Germania cap. 40); oder der Gothenkönig Athanarich, der im vierten Jahrhundert regiert, läßt des Gottes Bildsäule auf einem Wagen an den Wohnhäusern umherführen (Sozomenus, Kirchengesch. 6, 37); oder das Fuhrwerk wird an den Himmel versetzt zum Dienste der Götter und ihrer Gestirne. Das Sternbild des Großen Bären heißt Wagen und Wuotanswagen; statt Wôden spricht der Niederdeutsche Frû Waogen, d. i. des Herren Wagen, und der Name der Milchstraße lautet auf Baltrum Waogenpat, d. i. Wagengeleise. Nach dem altnord. Sigrdrîfumal stehen Runenzeichen eingegraben „auf dem Rade, das da rollt unter Odhinns Wagen" Simrocks Edda 170, Strophe 15. Noch knüpft sich die Appenzeller Bauernregel an dieses Gestirn: Steht der Herrawaga nieder, so

giebts wohlfeil Brod, wenn hoch, ſo wird's theuer. Tobler, Sprachſchatz 264a. Ebenſo malt man in England das Siebengeſtirn auf den Wirthshausſchild, zum Zeichen billiger Zeche. Nicht anders läßt der Speiſe und Trank nach Herzenswunſch beſcherende Gral in einem Carroccio oder ſilbernen Fahnenwagen an der Tafel der Gralsritter ſich umherfahren, jedem Gaſte darbietend, wonach dieſer die Hand ausſtrecken will. Es iſt ein Satz des lebenden Aberglaubens, daß um Mitternacht der Himmelswagen ſich mit großem Geräuſche umdrehe, gleichwie die Schweizerſagen aus dem Aargau 1, no. 84 von dem eiſernen Heerwagen des Guenisheeres erzählen, der nächtlicher Weile einher geraſſelt kommt. Und wie dieſer Alles zermalmen würde, was ihm nicht ehrerbietig ausweiche, ſo wurden einſt die Todeswürdigen wirklich unter die Räder des Götterwagens geworfen, ein Zeugniß, wie alt die Todesſtrafe des Räderns und auf's Radflechtens iſt. Das deutſche Mittelalter predigte ernſtlich von einem Wagen der Verdammniß und man kann ihn abgebildet ſehen in Geilers von Keiſersberg Predigten: die Ameiſe, Straßburg bei Grüninger 1517. In dem Eheſpiegel des Cyriakus Spangenberg, Straßburg 1578, S. 13 heißt es hierüber: „Undankbarkeit ſtoſſet in abgrund der Hellen, vnd wer alsdann hie im Karren gangen hat, muß dort gar im Wagen ziehen". Einen ſolchen zog man in Zurzach herkömmlich zur Faſnacht durch die Straße. Er war verhüllt und hieß Bachofen, weil in ihm die noch unausgebackenen böſen Jungen fertig gebacken werden ſollten. Sein Inneres hieß der Rollhafen, d. i. Höllengrund. Die darin verſteckten Burſche waren die Hegel, d. i. Teufel. Sie ließen ſich einen aus der nachziehenden Bubenſchaar vornen in den Wagen hereinſchieben, innen durch unſichtbare Hände unſauber tractieren und warfen ihn, übermäßig mit Ruß geſchwärzt, ſchließlich zum Hinterloche wieder hinaus, um hierauf einen andern ebenſo abzufangen. Dieſer Brauch iſt erſt ſeit neueſter Zeit erloſchen. Im Fricktal dagegen werden zum Faſnachtsſchluß alle ledigen Mädchen, die über vier und zwanzig Jahre alt ſind, von ihren Burſchen auf mehrere Fuhrwagen geladen, unter großer Beſpannung auf die

Almende hinausgefahren und dorten beim erſten Graben ſachte umgeworfen. Dies heißt ins Giritzenmoos fahren und die alten Jungfern begraben. Aehnlich erzählen unſere Ortsſagen von ſchwarzen, rappenbeſpannten Geiſterkutſchen, und die vulgäre Redensart behauptet von einem Verworfenen, er ſei dem Teufel vom Karren gefallen. Der Glückswunſch aber für den gütigen und wohlwollenden Bauern, der die ſingenden Kinder bei ihrem Frühlingsumgange mit Küchlein beſchenkt, lautet:

Wir wünſchen dem Herrn einen goldenen Wagen,
Damit ſoll er ins Himmelreich fahren.

Noch beſtehen für Wagen zwei andere eigenthümliche Namen: Reite und Benne. Auch ſie dienen unſerm vorliegenden Zwecke. Beide Benennungen waren den Römern bereits bekannt, aber ſie galten ihnen als eine vox gallica, das heißt, Sache und Namen war ihnen urſprünglich fremd, wie wir ſagen würden, welſch. Die Benne, angelſächſ. binne, engl. bin, gehört wie die Banſe (Karch und Krippe) zu binden und bezeichnet den aus Ruthen geflochtenen und auf das Wagengeſtell geſetzten Korbwagen. Er iſt der bekannte Zeiſelwagen unſrer letzten Landfahrer und Stromer, jener auf ihrem Wagen nomadiſch wirthſchaftenden Geſchirrhändler, Seiltänzer und Mordthatenſänger. In der Diebs- und Gaunerſprache heißt daher Benne Einkehr und Unterſchlauf, bennen ſich einquartieren. Anton, Wörterb. der Gaunerſpr. 1843, pag. 19. Unſer Landwirth kennt nur die bretterne Benne und unterſcheidet ſie in Grienbenne und Gnepfbenne. Sie beſteht aus fünferlei Hauptbrettern, den zwei Seitenwänden, der Bodendiele und zwei Stärzbrettern, die hinten und vorn die Wanddielen auseinander halten und die bewegliche Ladung von flüſſigem Dünger, Mörtel oder Kies nicht verrinnen laſſen. Vor der Hinterachſe iſt auf den Gretten eine Broffe, und auf der Vorderachſe ein Schemel, deſſen Arme über die Dielen hinausreichen, durch Querhölzer mit einander verbunden. Schemel und Broffe halten ſo die Benne in ihrer gehörigen Lage.

Die Reite, ein dritter Name für Heerwagen, hieß beim wortentlehnenden Römer rheda, der Wagen zur Fortführung

des Kriegsgepäckes, und hat der altschwyzerischen Familie Reding von Biberegg den Namen gegeben. Diesen Eigennamen übersetzen unsere altdeutschen Glossen mit carrucarius, Kärchner; es weist ihn Mone (Anzeiger 1835, 262) schon im 7. und 9. Jahrhundert als Geschlechtsnamen nach.

Auch dieser Kriegswagen wurde mit seinem Namen unter die Gestirne versetzt, da er ja gleichfalls ein Götterstz war, wenn der wandernde Germane seine Götterbilder mit in die Fremde nahm. Daher wird in J. Grimms lateinisch-deutschen Kirchenhymnen 2, 3 dem Morgenstern der Reitwagen beigelegt, und ebenso heißt in altd. Glossen (Graff, Diutisca 3, 245) der Abendstern Stelbaum, also gerade so, wie man den Reitel-, Wies- und Bindbaum auf dem geladenen Heu- und Erntewagen nennt. Der waffen- und trophäengeschmückte Götterwagen wird so eine den Frieden und die Ernten behütende feste Burg. Das Wort ist im oberdeutschen Idiom in der umfassendesten Anwendung vorhanden, denn man reitet da nicht bloß zu Roß, sondern zu Schiff, zu Schlitten und Wagen, die Kinderschaukel ist ein Ritiseil, und selbst des neugewählten Pfarrers Einzug in seine Gemeinde ist sein Aufritt. Dies ist noch ein Theil der Sprache und Anschauung, die der viehzüchtende Alemanne mit nach Oberdeutschland gebracht hat, jenes vermeintlich rohen Scythen „dessen Häuser der Wagen unstät hiehin und dorthin trägt" Horaz 3, 24. Wenn er da vom Wagen springt oder im Schiffe anlandet, dieser wandernde Fuhr- und Weidmann, der daher im Altdeutschen reit-rihtil, auriga heißt, so nennt er sogar die Tenne, auf der er sein erstgewonnenes Korn drischt, die Reite (bereiten, zu rîtan, vehi), wie auch jetzt noch die Obertenne bald Oberdiele, bald Reite, das Garbenloch in der oberen Scheune das Raitiloch, und alles Haus- und Ackergeräthe zusammen Schiff und Geschirr heißt.

Wer aber soll uns nun erzählen können, wie seine ersten Hütten und Häuser gebaut gewesen sind, die doch seit mehr als einem Jahrtausend schon, von der Flamme zerstört oder von der Fäulniß verzehrt, alle spurlos zu Grunde gegangen sind? Die

Vergleichung wird hier unſere Erzählerin werden. Vergleichung iſt die Mutter der Beobachtung, ſie hilft die eine Erſcheinung durch die andere, das Vergangene durch das noch Beſtehende aufhellen und aufklären. Man betrachte Land und Leute in einem hiſtoriſch gemeſſenen Umkreis und ſuche ſie bis in ihre innern Gewohnheiten und bis in ihre niederſten Schichten zu erforſchen; man ſcheue dabei ſelbſt das ſogenannte Gemeine und Rohe des Volkes nicht. Selbſt der gemeine Pöbel, pflegte der Sprachforſcher Fulda zu ſagen, iſt ein Archiv des Alterthums. Wer nun für unſern Zweck derjenigen geographiſchen Linie nachgeht, welche von den Walliſer und Berner Gebirgen an über Schwyz, Zürich und Schaffhauſen hin nach Oberſchwaben hineinläuft, der wird finden, daß hier auch ein gleicher Menſchenſchlag, die Züchtung deſſelben Rinderſchlages, eine verwandte Volkstracht und ein übereinſtimmender Bauſtil vorherrſcht. Und ſelbſt dann einmal, wenn im Flachlande auch dieſe Gleichheit von Tracht und Bauart durch die Mode ſchon gänzlich uniformirt ſein wird, dann wird man um Gotthard, Grimſel und Monteroſa jene Hütten noch erblicken, die das letzte Zeugniß ablegen, daß hier unſre alemanniſchen Ahnen in ihrer nomadiſchen Lebensweiſe gewohnt haben. Das Gerippe dieſer Holzbauten iſt hier allenthalben daſſelbe. A. Schott hat es folgendermaßen glücklich ſkizzirt: das untere Stockwerk ruht mit ſeinen vier Pfählen auf einem gemauerten Grunde, aber es ſteht uneingewandet und leer. Denn es hat bei plötzlich entſtehenden Stürmen dem Weidevieh zum Obdach zu dienen und wird den Winter über mit Brennholz und Futterheu gefüllt. Erſt der obere Stock macht die wirkliche Wohnung aus, und ein Brettergang, die Laube, führt außenher herum. Gleichfalls von außen in der Flucht der Hauswand geht zur Laube die Haustreppe empor. Sie iſt ſichtbar die Nachfolgerin jener bloßen Leiter, auf welcher der Alemanne in den bedeckten Wagen ſtieg, wie heute jeder Senne auf ihr in ſein Heuhaus zum Schlafen ſteigt. Wo damals zwiſchen den Wagenrädern das Vieh gelagert war, dient jetzt das hohle Erdgeſchoß zum Nothſtall für das Vieh;

und wie einſt unter der beweglichen Leiter, ſo lagert jetzt der Haushund unter der feſten Treppe im hohlen Raum der unterſten Treppenſtaffel.

Dieſer Bauſtil mag nun nach Form und Material örtlich ſich ändern, aber die Gründe der Abänderung ſind dann locale, die ſich raſch erkennen laſſen. Denn daß man hier die Wände aus Holz herſtellt, dorten einmal aus Lehm und Stroh, geht theils aus der localen Häufigkeit dieſer Materialien, theils aus dem Klima und der Lage der Thalſchaften hervor. Der Aelpler baut kein Stroh, darum kennt er nur das niedrige Holzdach, das er gegen den Sturmwind mit ſtumpfem Giebel zimmern und mit Felsblöcken belegen muß. Ueberall ſpringt es weit vor über die Hauswand und reicht mit der Wetterſeite tief gegen den Boden hinab. Dies hat ſeinen natürlichen Grund in der ſehr hohen Regenmenge. Altersgebräunte, reichgezierte Holzhäuſer mit vielen luftigen Galerien hat das Berner Oberland; im Berner Vorland nehmen ſie zu an Höhe und Dachraum. Nach Solothurn und Aarau hin verkriechen ſich die ſchönen Giebel unter einer allſeitigen breiten Strohhaube, denn man ſteht hier im Bezirke der Kornbauern. Dagegen geſellt ſich in Appenzell zu dem Giebel ein beſonderes Erkerthürmchen an den Galerien, während letztere wieder am Vierwaldſtätter See und überhaupt im Luzerner Vorlande durch vielfache Dachanſätze verdrängt werden, durch welche die Breite der Hauswände von ferne wie liniirt erſcheint. Sie dienen zum Schnelltrocknen, denn man ſteht hier im Lande der Heubauern.

Doch der Zweifel iſt des Glaubens liebſtes Kind, heißt es; man glaubt zwar gerne die von der Sprache dargebotenen Beweismittel, aber man will einen thatſächlich verbürgten Beweis, ja man verlangt zu erfahren, aus welcher Quelle dieſe Thatſächlichkeiten geſchöpft ſind. Woher alſo weiß man, daß das Wohnhaus des Germanen dieſe hier geſchilderte Geſtalt gehabt habe?

„Aus der Geſtalt der Germanengräber und aus der Form der in ihnen gefundenen Graburnen.“

Unſer Leſer kennt bereits die Ausdrucksweiſe der Alter-

thumswiſſenſchaft, wonach man auf die Steinzeit mit ihren Hünengräbern die Bronzezeit mit ihren Kegelgräbern und auf dieſe ſchließlich die Eiſenzeit mit den Plattengräbern folgen läßt. So pflegt man die Urzeit nach drei Perioden einzutheilen und bis zum Anbeginn der hiſtoriſchen Zeit herauf zu führen. Die der Steinzeit angehörenden Hünengräber, älter als die Periode der Einwanderung der Germanen nach Europa, haben eine längliche Form, welche bedingt iſt durch die längliche oder viereckige Steinkiſte im Innern, über welche die Erde des Hügels hergehäuft iſt. Da die Grabſtätten der Urvölker zugleich ein Abbild ihrer Wohnſtätten ſind, ſo wird in der Steinperiode wohl auch die Wohnung viereckig geweſen ſein wie das Grab. Hierauf folgt die Bronzezeit mit den Kegelgräbern, welche vertreten iſt durch das Volk der Kelten und Germanen. Daß dieſe Völker in Rundhäuſern wohnten, ergiebt ſich aus der Rundgeſtalt ihrer Gräber und beſonders der darin erhobenen Urnen. Dieſe letzteren ſind eben ihrer ſprechenden Form wegen unter dem Namen Hausurnen eine Zierde unſrer Alterthumsſammlungen, und fünferlei unter ihnen beſonders namhafte mögen hier eine kurze Beſchreibung erhalten. Die erſte Gattung iſt in drei Exemplaren vertreten. Eine bei Burg-Chemnitz in Thüringen aufgefundene iſt abgebildet in Klemms Handbuch der Alterthumskunde Taf. 14, no. 13; eine andere von der Inſel Bornholm ſtammende ebenſo im Leitfaden der Nordiſchen Alterthümer, Kopenhagen 1837, p. 40; die dritte dieſer Gattung ſtammt von Klos bei Halberſtadt, ihre Geſtalt giebt Weinhold, Heidniſche Todtenbeſtattung, Taf. 3, Fig. 40. Alle drei, wie auch die hier nachfolgenden, ſind in Kegelgräbern neben Bronzegeräthe vorgefunden worden und geben damit ein Zeugniß ihres durchaus zwar vorgeſchichtlichen, aber antiquariſch beſtimmten Zeitalters. Es ſind völlig geſchloßne Rundgeſchirre, in ihrer oberen Höhe mit einer Seitenöffnung verſehen. Dieſe einzige Oeffnung ſchließt ein Irdendeckel, durch deſſen Seitenöhren ein durchlaufender Bronzedraht geſchoben wird. Die Gefäße ſind alſo rund wie ein Zelt und haben die Thüre im Kuppeldache. Erinnert man ſich, wie der runde Wagenkorb des Nomaden als

zeltartiges Haus überspannt und dieses auf einer beweglichen Leiter bestiegen wird, so hat man in diesen drei Geschirren eine deutliche Nachbildung der ältesten Hausform. Zum Schutz gegen wilde Thiere und anschleichende Feinde liegt der Eingang hoch; um in das Innere zu gelangen, muß man eine Leiter ansetzen, die man hinter sich hinaufzieht. Die zweite Gattung dieser heidnischen Hausurnen ist vertreten durch diejenige von Kiekindemark, welche bei Parchim in Meklenburg gleichfalls einem Bronzegrabe enthoben und nun in Lisch Meklenburger Jahrbüchern Bd. 21, 243 beschrieben und abgebildet ist. Sie hat eine kreisrunde Wandung, oben mit einem Wulst umsäumt und mit einem kuppelförmigen Zeltdache schließend. An der Seite hat sie eine etwas höher in der Wand angebrachte viereckige Oeffnung, die Thüre; diese liegt in einem doppelten Vorgelaß und wird mit einem Riegel zugeschoben, für welchen zwei besondere Schublöcher offen stehen. Die älteste Hausform liegt also in den drei erstgenannten Urnen ausgedrückt; auf sie folgt die Urne von Kiekindemark, welche ebenfalls noch rund ist, aber die Thüre schon in der Seitenwand hat. Die Jüngste ist die Urne von Aschersleben. Sie ist in einem mit unbehauenen Granitsteinen ausgesetzten Grabhügel gefunden, besteht aus grobem, mit zerstampftem Granit durchkneteten Thon und wird in der Berliner Alterthümersammlung aufbewahrt. Ihr unterer Theil ist viereckig, ihre kurzen Wände schließt oben ein ins Geviert laufender Wulst, auf welchem ein sehr hohes Dach steht, dessen gerad herablaufende eingeritzte Linien ein Rohr- oder Strohdach andeuten. An der Vorderwand hat sie eine viereckige Thüröffnung, die durch eine Schiebplatte zugestellt wird, an der ein Knopf hervorsteht.

Daß diese in den Graburnen dargestellte Form diejenige der alten Wohnung wirklich nachahmt, ergiebt sich durch fernere antiquarische Funde, welche auf einen weiten geographischen Umkreis sich vertheilen. Mehrere Urnen aus dem Albanergebirge, der vorrömischen Zeit angehörend und neben Menschengebein auch Bronze enthaltend, sind durchaus conform der Urne von Kiekindemark. Sie sind in der Umgegend von Castell

Gandolfo und bei Ramino über dem Rande des Albaner Sees i. J. 1817 aufgefunden und stehen im Museum Gregorianum des Vatikans. Da sie unter der Schicht von hartem Peperin (vulkanischer Asche) gelegen waren, so hat man hierin ein Zeugniß für die Existenz menschlicher Bevölkerung Latiums in einer Epoche, in welcher die gewaltigen Krater des Albaner Gebirges noch thätig waren. Später glaubte man zwar dies bestreiten zu können und nahm an, daß diese Gräber vielmehr unter den schon vorhanden gewesenen vulkanischen Tuffschichten ausgehöhlt worden seien. Im Jahre 1866 haben jedoch der römische Geologe Ponzi und der Katakomben-Erforscher Michele de Rossi diese Gegend abermals durchsucht. Sie haben namentlich oberhalb Tivoli Gräber mit Steinwaffen und eine umfassende Nekropole entdeckt zugleich mit den sichern geologischen Beweisen, daß diese Grabstätten allerdings vor den letzten Ausbrüchen der Vulkane des jetzigen Albanergebirges angelegt sind.

Die altetruskischen steinernen Grabkisten sind gleichfalls stabil in der Form eines Langhauses gehauen; das Fragment eines solchen Marmorsarges im Louvre zu Paris zeigt nahe dem Dache die mit einem Laden verschließbare Luke.

Durch die alten und neuen Sprachen geht dieselbe Sinnbildlichkeit. Bei den Hebräern ist der Menschenkörper ein Topf, den sein Töpfer wieder zerbricht; beim Römer ist der Leib das Wohnhaus der Seele, so nennt ihn Cicero.

Nach diesen Vorerklärungen sind wir genugsam in den Geist der Vorzeit eingeweiht und können daher mit um so richtigerem Verständnisse den alterthümlichen Bräuchen mit zuschauen, unter denen im Nachfolgenden der Neubau aufgeführt wird.

3. Die Holzbauten und das Heidenhaus.

Wir pflegen unser Haus unsre vier Pfähle zu nennen. Es sind damit die vier Stützen und Wandpfosten eines sog. gestrickten Hauses gemeint. Sie sind mit ihren in einander gefügten Stämmen versetzbar. Schiebt man sie vom Platze, füllt das Kellerloch wieder zu und ebnet die Herdstelle aus, so wird man schon im nächstfolgenden Sommer die Stelle nicht genau mehr erkennen, wo solch ein Haus gestanden hat. Ohne daß man es nieder zu brechen brauchte, ist es so aus einer abgeweideten Gegend in die nächste hinüber geschoben worden, wie dies gegenwärtig noch im Appenzellerlande vorkommen kann. Das alemannische Haus wird daher zum fahrenden Gut gerechnet, denn es ist durchaus hölzern. Was die Fackel verzehrt, ist Fahrniß, sagt das Rechtssprichwort (bei Hillebrand, no. 54.) Nach dem Amtsrechte der Lucerner Aemter Weggis und Rothenburg, wie nach dem Hofrechte von Greppen und Malters bleiben Häuser, Scheunen und Speicher fahrendes Gut, und nur diejenigen Gebäude zählt das Willisauer Amtsrecht zum Liegenden, „die eines Gemaches hoch in vier Mauern stehen". Segesser, Rechtsgesch. 2, 451. 4, 41. In der Offnung von Meilen am Zürchersee, noch vor dem Jahre 1346 aufgezeichnet, genügt die Frist einer Woche, um ein solches Haus von der Dorfalmende hinweg auf einen andern Standplatz zu bringen: „Aber ist ein hus gelegen an dem veld, daz schedlich möcht sin oder werden den dorflüten zu Meilan: wenn sich des erkennet wirt, daz es schedlich ist vnd man dem, des es ist, gebütet, daz er es dannen züch, daz sol er tuon inrent acht tagen nach dem gebott vnd mag das hus ziehen oder fuoren, war er wil." Bluntschli, Zürich. Rechtsgesch. 1, 261. Nach der Dorfoffnung des bei Aarau gelegenen Dorfes Suhr hat jedes Haus, das man zum Verkauf aus dem Dorfe wegfährt, dem Zwingherrn von Iffenthal zehn Schilling zu entrichten, jeder Speicher und jede Stube ebenso fünf Schilling. Argovia 4, 262. Daraus erklären sich etliche Angaben in der Landes-

geſchichte, die man ohne genaue Kenntniß leicht zu den Märchen der Chroniſten rechnen würde. Das Toggenburger Städtlein Wyl war unter Kaiſer Albrecht verbrannt worden und die Einwohner hatten ſich in Schwarzenbach angebaut. Nach einigen Jahren befahl ihnen der Abt von St. Gallen, ihre Häuſer wieder nach Wyl zu führen, „und wer ſein Haus nicht wegführen will, dem ſoll man's verbrennen.“ M. Schuler, Eidgenoſſen, 1, 190. Als die Luzerner i. J. 1385 das Städtchen Rothenburg belagerten und die Burg brachen, legten ſie auch mehrere hölzerne Häuſer auseinander und trugen ſie mit nach Luzern. Da ſtanden ſie von der Barfüßerkirche bis zum Oberthor und vom Münzgäßlein bis zum Kriensbach und wurden erſt in Mitte des 18. Jahrhunderts in ſteinerne umgebaut. Kaſ. Pfyffer, Lucern. Geſch. 1, 90. Spottend wurde vom Nachbarwitze die Stadt Luzern ſelbſt das hölzerne Storchenneſtlein genannt, wegen der zahlreichen Storchenneſter auf den Häuſern aus Holz. Ebenda 163. Eine durchaus hölzerne Feſtung war einſt die Tellenburg im Berner Simmenthal, der Sitz der Edeln von Weißenburg, jetzt der Sitz der Amtsſchreiberei. Wyß, Reiſe ins Bern. Oberland. Auch die Stadt Bern muß hölzern erbaut worden ſein; denn der Reim, den man beim Ausroden des Bauplatzes ſprach, weiſt darauf hin:

Holz, laß dich hauen gern,
Dieſe Stadt ſoll heißen Bern.

Der Holzbau iſt in der deutſchen Vorzeit dermaßen vorherſchend, daß der Steinbau in der Reihe der urkundlichen Ortsnamen nur die Beſonderheit ausmacht, jener aber allgemein namensgebend iſt. Ortsnamen wie Steingaden, Steinporz, ndl. Stennenkammer treten, wo ſie nicht eine Burg bezeichnen, in unſerm Alterthum nur ſelten hervor, um ſo häufiger aber Namen wie Neckarzimmern in Schwaben (mit dem Grafengeſchlechte von Zimmern) Kirchzimmern, Sennhof am Solothurmer Hauenſtein. Frauenzimmer bezeichnet uns das einzelne Wohngemach und zugleich deſſen Bewohnerin; in ähnlicher Weiſe gehören Zimmermann und Schmied zu den geläufigſten Geſchlechtsnamen, weil ſie die zwei einzigen Handwerke ausdrücken, die

es in Deutſchland urſprünglich gab, jenes für den Hausbau, dieſes für Waffen und Ackergeräthe. Die Ausdrücke Mannsbild, Weibsbild führen auf gezimmerte, aus einem Baumſtamm geſchnitzte Menſchen. Selbſt die Kirchen großer Städte ſind urſprünglich hölzern. Eine ſolche „aus Brettern gebaut" kennt Gregorius von Tours in Rouen, eine andere „nur mit Nägeln zuſammengeſchlagen" bei Tours. (Fränk. Geſch. 5. Buch, Kap. 2 und 4.) Und wie es heute nicht die Noth und die Kunſtloſigkeit iſt, die dem im Gebirge Wohnenden den Holzbau ſtatt des Steinbaues empfiehlt, ebenſo läßt es ſich nicht auf die techniſche Erfahrungsloſigkeit der früheren Zeit allein ſchieben, wenn man den Fremdnachbar Steine brechen und Kalk brennen ließ und fortfuhr, ausſchließlich hinter Holzwänden zu wohnen. Mehr als alles andere war hier der andauernde Haincultus und die Baumverehrung ein bindendes Motiv. Oder wie wäre es ſonſt zu verſtehen, daß eine urkundliche Namensreihe ſchwäbiſcher alter Lehenshöfe (in Birlingers Schwäb. Sag. 2, p. 184) zugleich die Namen ſämmtlicher Wald- und Fruchtbäume enthält? Aus unſern Hain- und Waldtempeln wurden die Wallfahrten zu Kirchlinden, zu Weihenlinden, Gnadenwalde, Heiligenbuch und Maria Waldraſt. Oder auch gehört nicht Alles, was unſere Sprache über Volk, Abkunft, Geſchlecht und Zeugung beſonderes auszudrücken vermag, dem Baumleben an? Stammbaum, Abſtammung Volksſtamm, Fortpflanzung, Zweig betrifft den Baum und das Menſchengeſchlecht zugleich. „Leute" heißen zu deutſch die Gewachſenen, gleich dem aus der Erde entſproſſenen Waldbaum. Erle und Eſche (altnord. Askr) ſind die Namen der beiden erſtgeſchaffenen Menſchen, denen, wie der Pflanze das Waſſer und die Lebenskraft, ſo das Blut und die Seele von der Gottheit gegeben wird. Kleine Kinder, ſagt man in Tirol, kommen aus dem hohlen Eſchenbaume, der bei der Schießſtätte zu Bruneck ſteht. Zingerle, Tirol. Sitten 1857, p. 2. Es iſt noch in unſern Schweizerorten Sitte, daß wir bei der Geburt unſrer Kinder Bäume pflanzen; die Namen unſrer einheimiſchen Bäume ſind weiblichen Geſchlechtes; die Tanne und Fichte, die Eiche und Linde ſind als fruchtbare Weiber und

Mütter aufgefaßt. Männer wie Bäume gilt von einem kräftigen Volksſchlage. Das Feigenblatt der Scham, das dem Menſchenpaare im Paradieſe ſtatt der Kleidung beigegeben wird, iſt das letzte Stammblatt ihrer Abkunft aus dem Baume. Alle dieſe hier gegebenen Andeutungen ſind unſerer Volksanſchauung dergeſtalt geläufig, daß ſelbſt unſre Kinder beim Spiele davon ſingen. Im Alemann. Kinderlied aus der Schweiz 1857, S. 249 iſt das Räthſel über die Menſchengeſtalt gänzlich dem Ausſehen eines im Walde ſtehenden Holzhauſes entnommen:

Es ſind zwo Aſpe (Eſche, Espe),
ſind beed glich g'wachſe,
ob dene Aſpen e Rölli (Mund),
ob der Rölli zweü Liechtli (Dachlöcher),
ob dene Liechtlene der Wald (Haar),
dinne gumpet Jung und Alt.

Der Waldbaum hat dem Neubau eine religiösgedachte Grundſtütze zu geben, gleichwie der Deutſche die göttlich verehrte Irmenſäule als einen den Himmel ſtützenden Weltbaum anſah; und wenn alsbald im Nachfolgenden von der Heiligung der Hausſchwelle, der Stud und des Firſtbaumes gehandelt wird, ſoll ſich erweiſen, daß dieſe eben mitgetheilten Einzelzüge aus dem Baumcultus hier keineswegs als eine bloß gelegentliche Zuthat zu betrachten ſind.

Keines der Häuſer alter Art iſt dauerhaft genug geweſen, um uns ein lebendes Zeugniß von der Bau- und Wohnart unſerer Vorzeit abzulegen. Aber die Stetigkeit der Naturbedingungen und die Macht der Gewohnheit erlaubt Rückſchlüſſe zu machen aus der ſpäteren Zeit auf die frühere, und ſo zeigt man in Oberdeutſchland und den Alpen jetzt noch Heidenhäuſer, „deren Balken an Ort und Stelle gewachſen ſind.“ Ihre Erhaltung bis heute ſchreibt das Volk ſelber einem Wunder zu. Ein Zwerglein oder Erdmännchen hat ſie einſt bewohnt und gefeiet; Heiden und Zigeuner haben mit ihren Zauberkünſten dieſes Gebälke unverwesbar gemacht; dem Kriegsroß oder der größten Heerkuh hat man das Haupt abgeſchlagen und es unter die Thüre oder den Giebel gehängt, da wehrt es bis heute

die Flammen ab. Die steinernen Frô-Bilder an der Belsener Kirche in Schwaben sind von drei solchen Stierhäuptern umgeben. Drei getrocknete Ochsenköpfe hängen unter einem Hausgiebel zu Baierbronn im Murgthale, und durch dieses Haus nimmt zugleich das Wilde Heer seinen Durchweg. Meier, Schwäb. Sag. 151. Wenn zwei Armeen auf der gleichen Stelle sich bekämpfen, wenn Franzosen und Oesterreicher den Flußübergang beim Dorfe Döttingen an der Aare 1799 sich streitig machen, daß darüber ihr Geschütz den ganzen Ort in Brand geschossen hat, so bleibt ein alter Holzbau mit seinem Strohdache daselbst, den man das Heidenhaus nennt, mitten unter den niedergebrannten Firsten unversehrt und steht heute noch aufrecht. Ebenso ist das Heidenhüsli zu Dosenbach am Rhein (benachbart dem Frickthaler Dorfe Möhlin) allein den Flammen entgangen, die vor wenig Jahren das ganze Dorf verzehrt haben. Aargau. Sag. no. 223, 427. Diese wetter- und rauchgeschwärzten Heidenhäuser, aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt, sind also feuerfest, und selbst den Blitzschlag hält irgend ein Feuersegen ab, der in ihrer Grundlage vergraben liegt. Noch haben manche deutsche Kantone solche älteste Bauernhäuser aufzuweisen. Heidenhäuslein, Heidenhütten nennt der Glarner uralte, verlassene, an den Felsen klebende Hüttlein, auf unbewohnten Alpen gelegen, die daher selber Heidenstäffeli heißen, alle in weiter Entfernung von den Wohnungen der heutigen Menschen. Das Volk sagt, die fabelhaften Wesen der Geyßer (Waldmenschen) und Waldbrüder hätten hier gehaust; der Gelehrte nimmt an, Alemannen, vor den Hunnen fliehend, hätten sich darinnen schon vor 900 Jahren geborgen (M. Schuler, Gesch. v. Glarus, 34). Das Appenzellische „Hadahus" ist ein niedriger Holzbau ohne Eisen an Thüre und Gelaß, das flache Dach nach Süden und Norden tief über die Fensterwand vorgestreckt. Das Heidenhaus im Berner Dörflein Hulliſtall stand noch vor wenig Jahren; es hatte drei über einander liegende ausgelaufene Eichenböden. Ein gleichnamiges hinter dem Dorfe Könitz ist durch Jahn (der Kanton Bern antiquarisch, 246) folgendermaßen beschrieben: Es ist von außerordentlicher Größe und

von ganz ungewöhnlicher Bauart. Grundmauer, Keller und Gewölbe sind aus großen Feldsteinen, meist aus Granit und Gneus aufgeführt und tragen den Charakter des höchsten Alterthums. Der Ueberbau ist Tannen- und Eichengebälke. Obschon er innen und an der Außenseite der Thüre durch gothisches Schnitzwerk und Wappen verziert ist und die über der Thüre angebrachte Jahreszahl 1198 schon in ihren Schriftzeichen einen jüngeren Charakter verräth, so reicht doch der Unterbau ohne Zweifel über das Mittelalter hinauf und rechtfertigt den Namen als eines schon im Heidenthum bewohnt gewesnen Hauses. Unter dem Giebel des Dachgebälkes hängt ein mit Haut, Knochen und Gehörn getrockneter Rindskopf. Zu den in den Aargau. Sagen no. 249 und 427 bereits verzeichneten Heidenhäusern mit dem getrockneten Stierkopfe unterm Dache lassen sich noch folgende anreihen, über welche uns erst seither Kunde zugegangen ist. Ein Wohnhaus im Frickthaler Dorfe Sisselen, nahe am Rhein, besteht in seinem Erdgeschoß aus zwei massiven ins Geviert gebauten Steinkammern, mit je zwei viereckigen Fenstern, die sich schnurgerade gegenüber stehen, so daß man von Nord nach Süd durch das ganze Haus hindurchblicken kann. Eine dieser beiden Kammern ist bewohnt, die andere dagegen, in einem alterthümlichen Zustande, ist unbewohnt und heißt Heidenkammer. Man zeigt sie jedoch fremden Leuten nicht. Im Keller findet sich ein tiefer ausgemauerter Sodbrunnen; er bleibt unbenutzt, denn vor dem Hause sprudelt bereits ein laufender Brunnen. Ueber dem Haupteingang, der aus der Scheune in das Steinhaus führt, ist in dem Thürbogen der Umriß eines Roßkopfes eingemeißelt, links davon drei, rechts vier verschiedene ganz ungewöhnliche Hausmarken oder Steinmetzzeichen. Sie sind nun durch eine hier angebrachte Stiege verdeckt. Unter der Scheunenfirst hängt an der sog. Hochstud an einer Kette ein in grobem Zeug eingewickelter Pferdeschädel, den man hier so lange nicht hinwegnimmt, bis das letzte Glied dieser Familie einst gestorben sein wird. Schon wiederholt ist das Dach umgedeckt worden, der Roßschädel aber blieb an seiner Stelle, selbst der Uebermuth der Buben wagt

ſich nicht an ihn. Als einſt, erzählt man, dem Bauern die ſchönſten Roſſe an einer Seuche fielen, entſchloß er ſich die noch übrigen dadurch zu retten, daß er ſein Lieblingspferd opferte. Seitdem der Schädel deſſelben unter der Firſt hängt, iſt auch das liebe Vieh im Stalle hier beſtändig friſch und geſund geblieben. Anderwärts kennt man auch noch die Ueberreſte, oder wenigſtens die Standſtelle von eingegangenen Heidenhäuſern. Eine Wieſe zwiſchen dem aargauer Dorfe Muhen und dem dortigen Hardwalde heißt der Kolpen und iſt ſeit dem Jahre 1605, da ein Jakob Lüſcher urkundlich als Untervogt zu Muhen vorkommt, bis heute im Beſitze des dortigen Geſchlechtes der Lüſcher geweſen. Vor etlichen Jahren, da man dies Mattland umpflügte, ſtieß man auf Mauergeſtein, Eiſengeräth und auf eine Grube mit gelöſchtem Kalk, nebenan auf den zugeſchütteten Sodbrunnen. An dieſer Stelle ſoll zu jener Heidenzeit, da Muheim eine große Stadt geweſen, das Gerichtshaus geſtanden haben und allein übrig geblieben ſein, als die Stadt durch Feuer zu Grunde gieng. Nachdem es dann gleichfalls zerfallen war, ſah man immer noch einen hohen Mann oben auf den Trümmern der Terraſſe ſpazieren oder mit einem Dutzend Jagdhunde hinaus in den Hardwald ziehen; er trug einen Degen und war grau von Haar und Bart. Weil er eine lange Kielfeder hinter das Ohr geſteckt hatte, hielt man ihn für einen meineidig gewordenen Vorſitzer des Gerichtes. Als nun einſt ein Burſche unter ſeines Gleichen ſich groß machen wollte und höhnend in in das zerfallene Fenſter hineinrief: Komm einmal heraus, alter Präſident! fuhr ihm eine Brut von Eulen entgegen und zerhackte ihm das Geſicht. — Ein ähnliches Haus und ebenfalls in der Umgegend von Muhen war das Sennhaus auf Bärlachen. Letzterer Name bezeichnet ein bei zwanzig Juchart haltendes Ackerland, auf dem Waldhügel Rüti in der Nähe des Wannenhofes gelegen. Von fünferlei Dörfern her führen kleine Straßen in dieſe Waldung und ſollen noch zu Anfang unſeres Jahrhunderts alle auf Bärlachen gemündet haben. Denn damals ſtand hier noch ein Sennhaus, welches der ganzen Umgegend als eine Art Kurhaus diente. Nun iſt von Wegen,

Gästen und Haus hier keine Spur mehr übrig; allein an heitern Sommerabenden läßt sich hier eine unsichtbar bleibende Musik vernehmen. Der Lauscher mag sich stellen, wie er will, so wird er sie hier hören, ohne doch sagen zu können, wo sie wirklich spiele. Schließlich hört man sie in der Richtung gegen das Dorf Gränichen hin lustig abziehen. Dies kommt jedoch nur im Sommer und bei heitrem Wetter vor, im Winter spielt sie gar nicht. Aehnliches wird auch von dem Hoden-Schüerli erzählt, der höchsten Stelle der Waldberge beim Dorfe Leerau, und von dem gegenüberliegenden Hügelkopf, welcher Burg heißt. Von Scheune und Burg findet sich hier nichts mehr, aber alte verlassene Bergwege führen empor, auf denen jetzt die Geisterkutsche durch die Hochwaldung fährt. So erzählt man ferner im Frickthale von der rothrockigen Barakenfrau, die im Seckenberger Wald haust und ein Kindlein im Waldgraben liegen hat, das, wenn mans aufnehmen will, immer schwerer wird. (Aargau. Sag. no. 50.)

Während Niemand mehr ihr Haus weiß, deutet doch dessen Fremdname mitten in deutscher Landschaft auf ein ganz ungewöhnliches Alter. Das Wort Bareca ist rätolateinisch und begegnet im Testament des Churer Bischofs Tello, der i. J. 766 stirbt; es bezeichnet in der Mundart von Montavun, Davos und Domleschg das Heuhaus. Hier im Frickthale tritt es neben noch andern Orts- und Localnamen auf, deren urkundliche Namensform auf die Periode hinweist, in welcher die rätische Sprache bis in die Vorlande der Schweiz ihre Ausläufer hatte, wie dies in der Zeitschrift Argovia 1861, 94 bereits an urkundlichen Beispielen nachgewiesen ist. In eine so weite Vergangenheit läßt also die Tradition von den Heidenhäusern zurückblicken.

4. Die Aufrichte.

Betrachten wir nun das nackte Haus in ſeinem entſtehenden Gerüſte und zwar nach dem Muſter ſolcher alten Holzbauten, wie ſie im aargau-Dorfe Birr am Birrfelde zu ſehen ſind.

Wenn Könige bauen, ſagt Schillers Epigramm, haben die Kärrner zu thun. Wenn unſer Bauer ſich mit Bauprojecten beſchäftigt, ſo iſt durchſchnittlich auch ſein ganzes Dorf mit beſchäftigt. Die Gemeinde liefert ihm das Bauholz unentgeltlich, dies iſt gemeiniglich noch eine der Nutznießungen des Ortsbürgerrechtes; um die Stämme zu fällen und an Ort und Stelle zu ſchaffen, dazu leiſtet ihm die Nachbarſchaft Spann- und Handdienſte. In katholiſchen Gegenden verläuft ſchon dieſe Arbeitsmühe zwiſchen andächtigen Gebeten und Ausbrüchen wilder Luſtigkeit. Als man zu Sarmensdorf im Freienamte die untere Dorfmühle 1687 renovirte, bedurfte es eines neuen Mühlekanals. Man erwählte ſich dazu einen ungeheuern Eichbaum auf der Almende im Langenmoos. Hundert fünfzig ſtarke Männer ſammt acht und dreißig Pferden wurden zum Transport vorgeſpannt, an verſchiedenen ſchwierigen Stellen fiel man auf Commando zum Gebete nieder, unter ſo und ſoviel Vaterunſern wurde das Ungethüm ins Dorf gebracht und zum Schluſſe gabs für Alle einen Abendtrunk. Argovia 1863, 143. So lange das Zimmern der Balken und das Graben des Hauskellers dauert, dient der Bauplatz für Jung und Alt zum Verſammlungsplatz. Der des Weges kommende Fremde hat ſich im Vorbeigehen wohl zu hüten, daß ihm die Zimmerleute nicht ihre Meßſchnur als einen mexikaniſchen Laſſo um den Leib werfen. Der ſo Gefangene iſt „geſchnürt" und muß ſich mit einigen Flaſchen Wein auslöſen. In der Stadt freilich gilt dieſe Phraſe vom Schnüren gerade in umgekehrter Weiſe; denn der Wirth, der jetzt den Reiſenden ſchnürt, giebt ihm den Wein gratis dazu. Dieſes Schnüren und ſich Abſchnüren war ſonſt am Neujahr- und Geburtstage etwas allgemein Uebliches, wo man ſich die Bindbriefe an die Kleider hieng und um den Hals

warf; einen mit dem Helfing (Strick) ſchnüren, hieß ihn helfen, feſtlich beſchenken, die Helfete und Würgete hieß der feierliche Act der Gratulation und Geſchenkvertheilung. Daher ſtand auf ſolchen Glückwunſchzetteln:

Ich binde dich nicht mit Seil und Baſt,
Sondern mit dieſem Brieflein faſt (feſt).

Zur Grundlage des Hauſes dient ein kaum fußhohes Gemäuer, keineswegs immer wirklicher Steinbau, ſondern oft nur aus Lehm und Flechtwerk zuſammengewattet. Auf dieſen dichten Unterbau kommen die Stämme mächtiger Bäume ins Geviert zu liegen und in ſie werden bis zur Viertelshöhe eines Stockwerkes Kurzbalken gleich einem ringsum laufenden Gitterwerke ſenkrecht eingekeilt. So hoch als dieſe Kurzbalken ſind, ſo weit reicht das künftige Erdgeſchoß, nemlich bis zur Höhe der Fenſtergeſimſe, und aufwärts von dieſen beginnt dann erſt die eigentliche Hauswand. Dieſes aufrecht ſtehende Kurzgebälke wird von außen mit dicken Bohlen (Zimmerladen) „eingemacht", zugedeckt; die übrig bleibenden Zwiſchenräume füllt man mit Schutt aus und macht damit den Zutritt der Kälte unmöglich. Abermals werden dann auf dieſe erſte Halbwand mächtige Längenbalken ins Geviert gelegt, viereckig behauen, an den Eckfugen künſtlich verzapft und in einander gepaßt. Auf die vier Ecken werden vier ſtarke Eckbalken aufgeſtellt, oder vielmehr ſenkrecht eingelaſſen, dies ſind die Standbalken, die vom erſten Boden bis zum Unterdach empor reichen. Hier oben verbindet ſie noch einmal ein Horizontalbalken, auf den das Gebälke des Dachſtuhles zu ruhen kommt. Alle dieſe Balken ſind, bevor man ſie aneinander fügt, ehemals kirchlich eingeſegnet worden, und mancherlei Bedeutſamkeit wird ihnen beigelegt. Ein beſonders bewährt befundener Brauch iſt es, beim erſten Uebernachten im Neubau alle Balken der Diele abzuzählen; darauf wird dem Betreffenden im Traume die Zukunft des Hauſes enthüllt, denn die Bäume ſind ja die älteſten Orakel geweſen. Die Form des Dachſtuhls hängt natürlich davon ab, ob man nach der noch vorherſchenden Sitte ein zweidachiges Langhaus, oder einen franzöſiſchen Dachſtuhl mit quadratiſchem Doppeldache beliebt;

jenes bedingt den Breitwalm, dieſes den Spitzwalm. Iſt das Gerüſte des Hauſes ſo weit fertig, ſo beginnt ſogleich die Eindeckung mit Stroh oder Ziegel, und dies iſt das Feſt der eigentlichen Aufrichte, bei dem die Jugend des Dorfes gerufen oder ungerufen ſich betheiligt. Giebt es ein Ziegeldach, ſo bildet die Kinderſchaar eine Kette und eins reicht dem andern die Ziegel über die Leitern aufs Dach hinauf. Ein Stück Brod, ein Glas Wein iſt dafür ihr Lohn, der Werkſatzwein. Endlich bringt man ein Tannenbäumchen voll Goldpapier und Blumen herbei und trägt es jubelnd dreimal ums Haus. Bereits ſteht der Zimmermeiſter droben auf dem Firſtbalken, hält die Kranzrede und ermahnt die Hausfrau, ihm dieſen Baum zum allerſchwerſten zu machen. Letzteres iſt bereits nach Möglichkeit geſchehen. Die Kinder haben das Bäumchen mit einem ſchwebenden Blumenreifen umgeben, der Hausherr hat große und kleine Geldſtücke dran gehängt, die Hausfrau dazu ein nagelneues Hemd und bunte Tücher, in deren Zipfel abermals Trinkgeld geknüpft iſt. Nun wird er am Seil aufgezogen, auf die Firſt geſteckt und in des Meiſters Schlußwort beſchworen, alle Blitze und Stürme ferne, das Haus aber auf Kindeskind grünend und blühend zu halten. Zum Zeichen deſſen ſchleudert der Sprecher das Trinkglas, mit dem er eben toaſtirt hat, weit übers Dach hinab. Kommt es unzerbrochen unter die Zuſchauer, ſo gilt dies als ein Wahrzeichen, daß dies Haus niemals abbrennen, die Familie aber glücklich drinn leben werde. Nun wird Feierabend geklopft. Meiſter und Geſellen reiten droben auf der Schneide des Dachſtuhls, Alt und Jung erſteigt gleichfalls die friſch gelegten Dielenbretter, Jedes mit einem Hammer oder ſonſt tauglichem Werkzeug bewaffnet, und Alle zuſammen klopfen nun in gemeinſamem Takte einen dreimaligen Trommelmarſch. Dies dauert wohl eine Viertelſtunde lang und dröhnt weithin vernehmbar durch die Umgegend. Dann folgt der Richtſchmauß oder Beſchlußwein, an welchem die Freigebigkeit des Bauer ſeine Arbeiter bis in die ſpäte Nacht fortzechen läßt.

Wie bei einem öffentlichen Gebäude der oberſte Beamte feierlich den dreimaligen Hammerſchlag thut, damit den Bau

zu weihen und zu festigen, worauf dann Festrede und Festschmauß unaufschiebbar folgen, so hier Aehnliches bei Aufrichtung des geringsten Bauernhäusleins. Statt der Denkmünzen, die der Städter in die Grundsteine legt, wird hier Odhinns immergrüner Weihnachtsbaum münzenbehangen auf die First gesteckt; und die Zimmergesellen mit ihrem dreimal gehämmerten Trommelmarsch sind die alten Priester des Haus- und Herdgottes Donar, in dessen Schutz sie mit dreifachem Hammerstreich das neue Grundeigenthum befehlen.

Nicht stets hält der Mensch die Götter für so heiter gestimmt, daß sie sich genügen lassen an dem symbolischen Opfer der Münzen im Grundstein oder am Dachkranze; er glaubt ihnen wirkliche Opfer schlachten und dadurch den Neubau festigen zu müssen, seine darüber handelnden Lehrsätze lauten höchst grausam. Wenn der Neubau halten soll, muß er sein Opfer haben (Frickthal). Wer am frischgesetzten Grundstein eines Neubaues zuerst vorüber kommt, muß inner Jahresfrist sterben (Freienamt); daher das Sprichwort:

Es neu's Hûs,
s' mueß bald ei's drûß.

Der Erste, der die neu zu beziehende Wohnung betritt, stirbt unter den Seinigen auch zuerst. Es läßt daher die Hausfrau ihre Stubenkatze oder ihr Huhn aus der Schürze über die Schwelle voraus springen (Oberaargau). Es hängt dies Alles mit der religiösen Verpflichtung zusammen, wornach alle Erstlinge, so ferne sie als das heilbringende gedacht wurden, dankbar dem bescherenden Gotte geweiht, geopfert wurden. Wer daher zuerst die Acker- oder die Landesgrenze beschreitet, der wurde geopfert; Kinder wurden in Grundwälle und Brückenbauten eingemauert, beim Uebergang über Flüsse brachten die Franken Kinder- und Frauenopfer. „Der zuerst über die Brücke Gehende, zuerst ins Land, in den Neubau Eintretende büßt mit dem Leben, fällt als Opfer." Grimm, Myth. 40. Als man zu Rheinfelden vor vier Jahren das neue Schulhaus baute, mußte, um Licht und Sonne zu gewinnen, die dahinter stehende Ringmauer vom Fuchsloch bis zum Hermannsthor theilweise

abgetragen werden. Dabei ergab ſich, daß die Stadtmauer urſprünglich aus zwei parallel laufenden Mauern aufgeführt und deren Zwiſchenräume mit Erde und Flußkieſeln ausgefüllt worden war. Mitten im Gemäuer entdeckte man damals eine ausgekalkte Höhlung ohne Ein- und Ausgang und deutete ſich dieſelbe auf ein hier durch Einmauerung vollzogenes Menſchenopfer. Nach dem Brande des Fleckens Glarus 1861 mußte das dortige alte Rathaus niedergeriſſen werden; man fand beim Abbruch in der Mauer das vollſtändige Skelet eines Kindes. Aar. Nachrichten, 14. Dec. 61. — Ein Bauernhaus, das am Bache ſteht, feſtigt man damit, daß man Hühnereier hinter der Arche des Ufers vergräbt oder in die leeren Zwiſchenräume der Balkenwand legt, bevor ſie von innen und außen verſchalt iſt. In allen Sagen von ſpukenden Markenverſetzern und brennenden Wäſſermännern dreht ſich das Ende darum, daß der vom Geiſt zu Hülfe gebetene Menſch ihm den Markſtein ja nicht richtig ſetzen helfe, denn ſonſt würde die Strafe der Verwünſchtheit auch auf den Menſchen übergehen. Wohin ſoll ich ihn ſetzen, wo ſoll ich ihn laſſen! ſchreit der Geiſt, der den Grenzpfahl verrückt hatte, und der Menſch hat darauf zu antworten: dahin, wo du ihn genommen haſt. Bei einem Streite zweier Nachbarn, ob der Grenzſtein gewichen ſei oder nicht, ſprach nach dem richterlichen Entſcheide der eine zum andern: Setz du den Stein, wie er ſtehen muß. Dieſer aber antwortete: Nein, ſetz du ihn! Ich will aber nicht darum ſpuken gehen, ſagte der Erſte; und ich auch nicht, der Andere. Endlich baten ſie einen Dritten, daß er den Stein richten möge, wie er ſtehen ſolle. H. L. Fiſcher, Buch vom Aberglauben 2, 47 (Hanover 1793). Steht ein Haus oder eine Scheune auf einer Marke, welche zwei Gemeinden von einander ſcheidet, ſo herſcht darin kein Gedeihen; die Kühe geben wenig Milch, die Schweine wollen nicht zunehmen, ſelbſt der Hund wird lahm und bellt heiſer. Im Zofinger Mühlethal iſt zu unſern Tagen noch aus ſolchem Grunde eine Scheune verſetzt worden. Ueberhaupt liebt es das Volk nicht auf der Marke zu wohnen. Wenn der Hausgang des auf ihr ſtehenden Hauſes parallel mit der Grenze geht und zwei

ſich gerade entgegen geſetzte Thore hat, ſo zieht das Wilde Heer hindurch, am Morgen drauf wird der Dünger ſeiner Roſſe im Hausgang liegen. Aargau. Sag. 2, no. 427. Ein ſolches Haus wird im Tiroler Sarnthale unter die Heidenhäuſer gezählt (Pfeiffer, Germania 3, 254). Doch wir kehren zurück zu der Beſchreibung des Hergangs einer Aufrichte.

Um ſo ärmlicher, ſollte man meinen, werde es aber beim Eindecken eines Strohhauſes hergehen, einer geringfügigen bloßen „Strauhuttige". Mit nichten! Ein Strohdach giebt nicht allein wärmer als ein Ziegeldach, während es im Sommer Kühle bereitet, es ſichert auch das darunter aufbewahrte Getreide mehr und erhält es geſunder. Wie oft erzählen die Ortschroniken, daß man in Nothjahren Viehfutter und Häckerling aus den Strohdächern geſchnitten hat. Zwar ſind ſie nun allenthalben als feuergefährlich verboten, der Bauer umgeht aber dieſes ihm unliebſame Geſetz damit, daß er ein altes Strohdach ſo lange ſtellenweiſe ergänzt, bis abermals ein ganz neues daraus geworden iſt. Auf dem hochrothen Ziegeldache, meint er, ſitze auch der ſtädtiſche Hoffartsteufel; aber ein Strohdach mit ſeinen unzähligen Halmen, auf der Nordſeite ſchwarz und ſteil wie eine Bergwand, auf der Südſeite wieſenartig begrünt von Moosfamilien, feinſtengligen Alpenflanzen und luſtig wuchernden Weidenroſen, hat unleugbar etwas Poetiſches und iſt daher ein vom Kinderräthſel viel genannter Gegenſtand:

Wie meh Löchli as es het,
wie beſſer aß es verhet (verhebt). —
Hundert-tüſig Stängeli
gänt enander Mämmeli.

In dieſem letztern Spruche ſind die hohlen Strohhalme, über die der Regen herabtropft, mit dem feinen Mundſtück des Milchglaſes eines Säuglings, oder mit der Mutterbruſt ſelbſt verglichen. Bekanntlich trägt ein rechtes Strohdach drei Firſtmännchen auf dem Sattel. Das ſind aufrechtgeſtellte Strohbüſchelchen, am obern Ende ebengeſchnitten, in der Mitte mit einer Weidenruthe gegürtet, welche zugleich zwei in die Seiten geſtützte Arme darſtellt, niederwärts breit wie ein Weiberrock am

Dach aufstehend und mit der Weidenruthe hineingeflochten. Oft stehen ihrer drei in der Mitte und je eines an beiden Enden der First. Das sind die Drüjetli und Drüeitli, und so viele ihrer der Dachdecker setzt, so manches Drüjetlibrod hat ihm die Hausfrau dafür zu backen. Der Name leitet ab von Drüjen schwellen, körperlich zunehmen, Drüetsche ist Haarflechte (trouuen crescere, pululare, uuahsen. niederdeutsch drinten, intumescere. Graff, Diutisca 1, 269ª; 2, 220ª). Ihre Gestalt ist genau dieselbe, welche bei der Kornärnte in Baiern dem sog. Aswald, dem Glückskorn oder Nothhalm gegeben wird, einem geschmückten Aehrengeflechte, das die Schnitterinnen vom Felde heim der Hofbäuerin festlich überbringen. Man verfertigt es so: Ein Strohbüschel wird um einen Stab gebunden, oben gleichgeschnitten, daß es den Anschein von Kopf und Hals bekommt; Weidenrütchen, vom Hals bis zur Krenke gebogen, bilden die beiden auf die Hüften gestützten Arme; ein Weidengürtel trennt Brust und Unterleib, und das lange Kleid bilden die ins Dach einmündenden Halme: Es ist mithin dieselbe Figur, welche als Brodfigur unter dem Namen Mannoggel und Gritibenz hier zu Lande gebacken wird, und beide haben ursprünglich wohl auch den gleichen Zweck gehabt. Denn beim bairischen Drischelmahl wird eine solche Strohpuppe in Teig gebacken und, nachdem man ihr von sämmtlichen Trachten der Mahlzeit vorgesetzt hat, gleichfalls auf den Hausgiebel gepflanzt. Steht daselbst bereits eine ältere, so ist diese die Gretel, die neuere deren Hansel. Für das öffentliche Umtragen dieser Figur war einst dem Sennen von Groß-Hesselohe statutarisch ein besonderer Laib Brod bestimmt, den ihm das Münchener heil. Geistspital zu entrichten hatte. Panzer, Bair. Sag. 2, 445. Schmeller, Wörtb. 3, 244. Im Odenwalde ist es Brauch, ein solches Männchen sammt seiner Fuhrmannspeitsche zu kneten und es beim Schnittermahl gebacken aufzustellen. Nach beendigtem Ausdrusch folgt ein damit gleichfalls verwandter Scherz, der Strohbär; theils ein Fang- und Versteckspiel in der Scheune, theils eine wirkliche Strohmaskerade, beides aufgeführt, bevor man ans Dreschen geht. Ein gleiches „ströhern Bild" weist Grimm auf,

Myth. 56, aus einer älteren den Volksaberglauben behandelnden Quelle. Dieses Bild wurde am Tage von Pauli Bekehrung vor den Herd gestellt, auf dem man buk, und wenn es einen hellen lieblichen Tag brachte, mit Butter geschmiert, sonst aber vom Herd gestoßen und ins Wasser geworfen. Es ist das Abbild des Hausgeistes, dessen Wohnsitz im Strohdach vermuthet wurde.

Die höchste Oeffnung im Hausdache ist das Bodenloch, Heiterloch, Walbloch, Guggehü. Es muß durchs ganze Jahr offen stehen, weil hier der Hausgeist seinen Lauf hat. Er wohnt ausdrücklich im Walbloche, vgl. Aargau. Sag. no. 369, und blickt aus diesem Heiterloch herunter, ibid. no. 25; wird das Strohdach einmal mit Ziegeln umgedeckt, so muß ihm ein Ziegel aufrecht gestellt werden, damit er ungehinderte Ein- und Ausfahrt habe. Hinter diesem Aberglauben steht der heidnische Glaubenssatz an den beim Menschen Einkehr nehmenden Gott. Auch die Tempel der Römer hatten eine Kreisöffnung im Dache, denn der Grenzgott, sagt Ovid (Fast. 2, 669), soll nichts anderes als die Gestirne zum Anblick haben. Von den Kelten wird gemeldet, daß sie jährlich einmal ihre Tempel aufdeckten, um der Gottheit freien Abzug zu gewähren. Im Gewölbe der Dreikönigskapelle des Kölner Doms war nach Angabe des Rheinischen Antiquarius von 1744, p. 725, ein vier Fuß weites Loch, das angeblich seit d. J. 1404 offen stand. Eine um die Oeffnung angebrachte Inschrift besagte, das Loch sei durch denjenigen Stein eingeworfen, der am Pflaster der Kapelle lag, den Eindruck von Krallen trug und Teufelsstein hieß. Die Dachlücke der Tempel und Häuser, welche für den Gott offen gehalten war, vergröberte der Glaube des Mittelalters in den Glaubenssatz, der Teufel müßte in jeden Neubau seinen Stein schleudern.

Eine ganze Reihe von Satzungen und Bräuchen ist mit dem Strohdach verknüpft.

Im St. Galler- und Appenzeller Lande mußte ehedem der einzeln hausende Mann, der eine Klage vor Gericht anhängig machen wollte, einen oder drei Halme aus seinem Strohdache

mit vor den Richter bringen. In Baſelland beſagt die Pratteler Polizeiordnung v. J. 1460: Kann ein Kläger keine Zeugen beibringen, ſo nimmt er Hund, Katze und Hahn ſeiner Wohnſtatt, nebſt drei Strohhalmen des Daches mit zu Gericht und legt auf dieſe den Schwur ab. Lenggenhager, Schlöſſer in Baſelland, 270. Aus dieſem Alemannenbrauche geht hervor, daß Strohhalm und Aehre als Rechtsſymbol galt, und ſo erklären in den Bildern zum Sachſen- und Schwabenſpiegel Aehren, neben einem Todten aufwachſend, ſymboliſch die anzutretende Erbſchaft. Grimm, Rechtsalterth. 202. Den Halm einer Kornähre brachen und vereinigten die altrömiſchen Brautpaare zum Zeichen des Eheabſchluſſes, und nannten dieſe Feierlichkeit nach der dabei verwendeten Stoppel stipulatio. Indiſche an alter Sitte haftende Bergbewohner laſſen bei Schließung ihrer Verträge einen Strohhalm zwiſchen beiden Theilen brechen, und dieſelbe Rechtsform war auch den Deutſchen gemeinſam. Unſere Glücksgöttinnen erſcheinen ſtrohflechtend; die eine der drei Mareien im Kinderliede „Rite-rite, Rößli" ſpinnt Seide, die dritte Haberſtroh. Das Volkslied ſingt von einer Geliebten, die aus Haberſtroh klare Seide ſpinnt. Nach Saliſchem Rechte (Lex Sal. 53, 3) begiebt ſich der Kläger vor den Richter, empfängt von ihm den Halm und hebt erſt dann die Klage über Vertragsbruch an. Mittelſt eines Strohhalms belehnt der Thierkönig den Reinaert mit deſſen väterlichen Lehensgütern; Grimm, Reinh. Fuchs 202. Im Roman von Rollo, den der Normann Robert Wace im 12ten Jahrhundert verfaßte, (überſ. von Gaudy 1835, 247) iſt dieſelbe Rechtsüblichkeit enthalten:

Es lief ein Mann ins Land
Und legte an ein Haus die Hand,
Nahm eine Hand voll Dachſtroh mit,
Kehrte zum Herrn mit raſchem Schritt;
Sire! rief er, nehmt dies Unterpfand
Als Zeichen, daß von dieſem Land
Ihr in Beſitz euch habt geſetzt;
Euch iſt es unbezweifelt jetzt.

Das Solothurner Chorherrenſtift Schönenwerth, an der Aare

zunächſt Aarau, wurde unter dem auſtraſiſchen König Carlman an den Straßburger Biſchof Remy nach auſtraſiſchem Inveſtiturbrauche mittelſt eines Beimeſſers (kurzes Schwert) vergabt. Remy machte damit den Brüdern Radpert eine Scheinabtretung, erhielt es von dieſen ſogleich wieder zurückgeſtellt und zwar, zum Zeichen eines förmlichen und gänzlichen Rechtsverzichtes, mittelſt des Strohhalmes. Bridel, Kleine Fußreiſ. durch d. Schweiz 2, 108. Jungfrauen, die ſich dem Himmel verlobten, warfen den Halm. Schon dem Kelten war das Stroh heilig; Brich das Stroh mit ihm, ſagt heute noch der engliſche Kelte dem, welchem er rathen will, die Verbindung mit einem andern abzubrechen. Das litthauiſche Sprichwort, Steck in den Zwiſchenraum deine Aehre, bedeutet: ſteh mir bei, gieb dein Scherflein auch dazu. Schleicher, Litthau. Märchen, 188. Vergönne mir von deinem Stroh, hieß die oberdeutſche Vertragsformel. Davon erzählt eine Zeugenabhörung in Baſelland v. J. 1460; ſie berichtet, wie Graf Ott von Farnsburg einſt zu Prattelen unter der Linde das Gerichtsgeſtühle habe aufſtellen laſſen, um mit dem Basler Ritter von Ramſtein den Zweikampf zu halten. Inzwiſchen ſei Junker Götzmann von Eptingen auf dem Platze erſchienen, dem hier die hohen Gerichte innerhalb des Etters zu Prattelen zugehörten, und habe verlangt, Graf Ott möge hier nichts Gerichtliches vornehmen, ſonſt würden die Leute glauben, der Eptinger Rechte ſeien hier erloſchen. Darauf erwiederte Graf Ott: Das wäre mir leid! So gönne mir doch, von deinem Stroh zu kaufen (d. h. gewähre mir hier ein „gekauftes," außerordentliches Gericht), und alsdann will ich außerhalb deines Dorfetters ſtühlen. Lenggenhager, Schlöſſer in Baſelland, 270. Mit Ueberreichung eines Strohhalmes huldigen die Amtmänner von Bendorf (mittelrhein. Dorf bei Koblenz) ihrem Landesherrn und werden mit Darreichung eines andern Halmes vom Oberrichter wieder neu in ihre Aemter eingeſetzt. So geſchah's noch i. J. 1787. Bibra, Journal v. u. f. Deutſchl. 1787, II. 19. Gewährte der Strohhalm gerichtlichen Schutz und machte er zugleich rechtsverbindlich, ſo kann ihm die nächſte Folgerung auch eine geheimnißvolle Kraft beilegen, die alles

gewöhnliche Maß überschreitet. Der Alpgeist, der in die Sennhütte eindringen will, schiebt dem da übernachtenden Jäger einen Strohhalm durch ein Astloch herein und spricht: Häng deinen großen Hund an mit diesem Strohhalm! Zingerle, Tirol. Sag. und März. no. 288. In den Aargau. Sag. no. 287 wiederholt sich die Erzählung, wie ein Knabe, im Spiel mit seines Gleichen, sich an einem Strohhalm erhängt. In der bairisch. Oberpfalz ist's Schnitterbrauch, drei Halme mit den Aehren um den Leib zu winden, um sich dadurch gegen Verwundung mit der Sichel zu schützen. Will man ebendorten Jungvieh zum Zug gewöhnen, so legt man ihm drei Strohhalme unters Joch, für das Handvieh aus des Mannes Ehebette genommen, für das Nebenvieh von des Weibes Lagerseite. Bavaria II., 299, 301. Alljährlich am Abende vor Weihnachten umwickelt man die Gartenbäume mit dem Küssen, einem aus Widstroh besonders geflochtenen Garbenband, das sie alsdann für kommenden Sommer um so bärhafter machen soll. Die Aargau. Sag. no. 471 enthalten hierüber eine besondere Legende nebst ferneren hier einschlägigen Beziehungen, auf welche hiemit hingewiesen sein soll. Den höchsten Grad des Kopfwehes nennt der Oberpfälzer Augenschein, weil einem Hören und Sehen vergeht. Dagegen hilft, daß man das Haupt drei Tage lang vom Scheitel bis unter das Kinn mit drei Halmen Roggenstroh mißt, in diese drei Knöpfe bindet und sie an einen Baum hängt. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 3, 239. Gegen Warzen und Hühneraugen schneidet man einen Kornhalm in gleicher Länge des leidenden Gelenkes ab, stupft damit dreimal mit jedem Theil stark in die Haut und vergräbt ihn auf der Schorstätte. Brugger handschriftl. Receptierbüchlein. — Kornhalme ins Kreuz gelegt, stillen das Nasenbluten. War dem Halm eine rechtskräftige Verwendung gegeben und eine festigende, verbindlich machende Beziehung beigelegt, so mußte seine Schutzkraft ebenfalls, bald gegen Körperleiden, bald gegen Zauberei anwendbar scheinen. Unter den auf dem Concil zu Leptinä im Hennegau i. J. 743 verurtheilten dreißig Heidenbräuchen heißt der neunzehnte: Von dem Strohbündel. Das gemeine Volk übt heute den schon da-

mals verrufenen Brauch mit dem galium verum, welches U. L. Frauen-Bettstroh und St. Marienbündel genannt wird. „Daraus wird auch bereitet der Trunk, um der kindenden Frau Nachwehen zu heilen.“ Brugger handschriftl. Receptierbüchlein. Der Senne braucht die Pflanze auch als Lab beim Käsen. Der verbreitetste Aberglaube, überall sich wiederholend, nimmt an, Alp, Trut und Hexe kämen in Gestalt einer Kornähre, eines Strohhalmes zum Schlafenden ins Bette. Der Schustergeselle wirft einen solchen Halm Nachts zum Fenster hinaus, des Morgens darauf hat die Nachbarin den Hals gebrochen (Panzer, Bair. Sag. 2, no. 269). Der Schmiedegeselle spannt den Bett-Halm sogleich in den Ambos und zerhämmert ihn finsterlings, des Morgens liegt die Meisterfrau todtgeschlagen in der Werkstatt. Der Mann zu Balzers stört mit ihm im brennenden Lichtdocht herum, des andern Tages hat sich die Nachbarsfrau die Finger verbrannt. Vonbun, Beitr. zur Myth. 1862, 82. Das Sprichwort, über einen Strohhalm stolpern, erhält dadurch seinen ursprünglichen Sinn wieder; denn wer dem Blendwerke des Zauberers nicht gewachsen ist, der glaubt in jedem Strohhalm, den des Zauberers Hahn vor allen Zuschauern im Schnabel davon trägt, einen gewaltigen Balken zu erblicken. Solches Blendwerk ist daher Sache des Teufels. Es läßt sich der Satan statt seines zum Tode verurtheilten Anbeters aufhängen; allein dann sieht man am Stricke nur ein Bund Stroh hängen. Vernaleken, Oesterreich. Myth. pag. 381. Seifarts Hildesheimer Sagen erzählen, wie man einen Werwolf hängt und statt seiner nur eine Gerstenbose droben am Galgen erblickt. Statt des fahrenden Schülers hat man zu Terlan, statt des Bürgermeisters einst zu Ansbach eine Garbe Stroh gehangen. Zingerle, Tirol. Sag. u. März. no. 579. Aargau. Sag. 2, pag. 279.

Das allgemeinste Pfandzeichen ist der an einer Stange aufgesteckte Strohwisch; wifa, das um Stange und Ast Gewundene, wird er schon im Langobardischen und im Baiwarischen Volksrechte genannt; vgl. Osenbrüggen, Langobard. Strafrecht, 138. Grimmigste Schande für ein Mädchen ist es, wenn ihr

die Dorfknabenschaft über Nacht einen Strohmann aufs Hausdach setzt. Er ist eine poetische Figur aus der sonst so prosaischen Sprache der Landwirthschaft, ein Tropus, der besagt, ein im Banne der Jungfräulichkeit liegendes Mädchen habe einem Unberechtigten das Wegrecht eingeräumt, wie man durch frevlerisches Ausreißen der Pfandzeichen abgesperrte Grundstücke zugänglich macht. Ein solcher Mißtritt eines Mädchens setzt ihre temporäre Ausschließung unter ihres Gleichen mit Recht voraus. Ganz aus demselben Grunde streut man der nicht mehr jungfräulichen Braut Häckerling vor die Thüre; sie hat den heiligen Halm der Stipulation eigenmächtig vor der Zeit gebrochen. Die altrömische Priesterkrone war ein Aehrenkranz, die corona spicea; Donars Gemahlin, die Herdgöttin Sif, ist berühmt durch ihr in Aehrenschimmer erglänzendes Goldhaar, das gleiche trägt auch die jungfräuliche Mutter Gottes. Ihr berühmtes Wallfahrtsbild zu Bogen, am linken Donauufer bei Straubing, trägt lange goldgelbe Haare, einen rothen, mit Weizenähren durchwirkten Mantel und läßt unter dem Herzen eine strahlenumgebene Oeffnung des Leibes sehen, in welcher das aufrecht stehende Jesuskind die Vorstellung des gesegneten Leibes gewährt. Bavaria I. Abtheil. 2, 1000. —

---

5. Dach und Fach.

Die Scheune.

Die primitivsten Zustände, wenn sie auch die ärmlichsten heißen, sind für unsere sittengeschichtlichen Beschreibungen die redendsten; wir stellen daher hier die verachtete Strohhütte wieder voran, um in ihren wenigen Einrichtungen schon jene ersten Spuren von Bräuchen und Rechtssatzungen herauszufinden, unter deren Fortdauer auch das Bauernhaus Form und Stil, Wohnlichkeit und Anmuth gewonnen hat.

Ein Strohdach, das mit seinen vier Seiten steil abfällt, mit dem hintern und vordern Schild bis in die Erde hinein-

reicht, ſtatt des Kamins vier Taglöcher hat, welche die Stelle des Rauchfangs vertreten; in deſſen Mitte ſich ein gewaltiger Maſtbaum erhebt, die Stud, bis an die Firſt emporreichend — ein ſolches weiſt noch ganz deutlich auf die Form des Nomadenzeltes zurück, das gleichfalls die eigene Wand zum Fundamente, die Zeltſtange zum Giebel und die Zeltthüre zum Rauchfang nimmt. Und wie der Nomade den höchſten Werth auf den Viehſtand legt, mit ſeinen Thieren ſein Obdach theilt; ſo iſt auch hier Haus, Scheune und Stall noch unter demſelben Dache, erſt der Ackerbau ſondert es für Wohnung, Viehzucht und eingeheimſte Frucht in drei Theile. Tacitus zeichnet alſo die Wohnungsweiſe des Germanen, der zwiſchen ſeinem Vieh auf demſelben Boden und Einer Streu zuſammenliege, ſicherlich nicht zu grell, nur bedarf es eben auch hier wieder der ſelbſtgewonnenen Anſchauung, um des Römers Schilderung richtig zu faſſen. Jetzt noch kann der Reiſende Augenzeuge ſein, wie der begüterte und weit gereiſte Kaufmann oder Hofbauer der deutſchredenden piemonteſiſchen Thalſchaft von Greſſoney in einem und demſelben Gemache mit ſeinen Heimkühen wohnlich zuſammen lebt. Nachdem die Heerde den Sommer auf der Alpenweide frei oder unter dem Nothdach der Heuſcheunen verbracht hat, wird ſie mit dem Herbſt in die Thalſtälle herab genommen. Aber dieſe Ställe ſind zugleich Winterwohnungen für den Menſchen, mit wohleingerichtetem Stubenraum und gewaltigem Steinofen. Mitten durch die Breite des Zimmers zieht ſich bis zur Höhe der Stubendecke ein geſchreinerter Lattenverſchlag hin, ganz von der Art jenes eingegitterten, braungetünchten Verſchlags in oberdeutſchen Bauern- und Wirthsſtuben, „Kanzlei“ genannt, hinter welchem Hausfrau oder Wirth mit dem Schenkgeräth hantiert, wo auch die Stammgäſte ihren Abendſitz nehmen. Der Fuß dieſes Lattenverſchlages bildet der ganzen Breite nach den Hühnerſtall; unmittelbar hinter dieſem, entlang der Flucht der beiden Zimmerwände, ſteht die Reihe der ſtattlichſten Alpkühe am Baren. Ihr Futter erhalten ſie durch die Ledluken oder Futterlöcher, die in die Außenwand des Hausganges münden und zur Winterszeit mit Schiebern

verſehen ſind. Der Name Ledluke iſt im Wortſtamme eines mit Augen-Lid, mit angelſächſ. hlid Thüre, ſchwed. led Deckel. Die Thiere ſtehen auf „Brüggen", nemlich auf ſchiefen Stallbritſchen, die beiderſeits nach der Mitte des Stalles zu gegen zwei Bodenrinnen ſich abflachen, worin der Dünger durch die Hinterwand mündet. So kommt wechſelweiſe die Stallwärme dem Menſchen, die Ofenwärme den Thieren zu gut. Ein ſolcher Wohnraum heißt Gadem. Der Touriſt, der hier ausruhend ſein erſtes Geſpräch mit der rothrockigen Bäuerin beginnt, verwundert ſich nicht wenig, in dieſem reinlich hellen Gemache plötzlich durch ein neugierig drein meckerndes Geislein unterbrochen, oder gar durch ein Ferkel aus dem Hintergrunde her interpellirt zu werden.

Das nach zwei Seiten ſteil niedergehende Strohdach deckt heute noch in den meiſten Sennhütten einen bloß ebenerdigen Wohnraum, einen Riegelbau, deſſen Wandung Strickwerk mit Lehmverwurf, und deſſen Inneres bis zum Dachbalken hinauf hohl iſt. Das Herdfeuer, freibrennend und den Rauch bis ins Dach emportreibend, giebt dem oberſten Gebälke den Namen Feuerdiele, Feuerbühne, Rußdiele. In jenem Verkommniß der Waldſtätte v. J. 1376, das man den Pfaffenbrief nennt, wird mit dem Ausdruck hûsröücke die Familie bezeichnet, welche eignen Rauch hat, eignen Herdes iſt, und auch jetzt noch pflegt man jenes Zweckeſſen, das man nach dem Einzug ins neue Haus den Nachbarn giebt, die Husräucki zu nennen. Dies ſind Zeugniſſe, wie lange das Haus ohne Kamin und das Innere ohne Dachkammerraum geweſen iſt. Daß der Blick von unten direkt bis zur Firſt emporreichte, beſagen die Stichbalken und Tremköpfe, auf denen das Dach ruht, ſie heißen Himmel; ahd. himil iſt coelum und tectum, das Ueberkleid der Erde und die Decke des Hauſes; die Diele ſelbſt heißt noch Himlezzi, gleichwie der über dem Bette ſchwebende Holzſchild an der Stubendecke der Betthimmel iſt. An dieſen Stichbalken ſitzt der Fleiſchgalgen, eine ſieben Fuß lange Stange, an welcher horizontale Aeſte mit Hakenenden emporlaufen, an die man den Fleiſchvorrath hängt, den man beim Mangel eines Rauchfanges

im Dachrauche trocknen läßt. Ein ähnliches Zeugniß für die Beschaffenheit des ältesten Wohnraumes giebt die Hochstud. Ihr Name bezeichnet das aufgerichtet Stehende und leitet vom Präteritum stôth ab. Sie reicht bis zur First empor und trennt heute das Wohnhaus von der anstoßenden Scheunenwand. Ihr ehemaliger Standplatz war aber nicht die Seite, sondern die Mitte des Hauses, und selbst noch jetzt ist sie, als wäre sie dem Auge der Hausbewohner wie vormals sichtbar, mit Schnitzwerk verziert. Sie trägt z. B. in einem Strohhause des Frickthaler Dorfes Zeiningen die Jahreszahl 1580. Das Alemannische Gesetz knüpft die Erbfähigkeit des Neugebornen an die Bedingung, daß er die Augen geöffnet, den Firstbalken des Hauses erblickt und die vier Wände beschrieen habe: wen daz kint geporen wirt und den firstbôm gesehen mag, sagt die Dorfoffnung von Zürcher-Dürnten. Schauberg, Beitr. 3, 196. Dasselbe wird in der Bilderhandschrift des Schwabenspiegels damit ausgedrückt, daß in der Höhe der vier Hauswinkel vier lauschende Ohren angesetzt sind.

Schräg vom Firstbaum laufen über beide Dachseiten die Rafen hinab, die Dachbalken, auf welche die Latten genagelt werden mit dem Rechen, Leist und der Vogeldiele, wo man die Hausschwalben brüten läßt. Auf diese vorspringende Sparrenreihe der Rafen wird in späterer Zeit die Heiligung des innern Hausraumes übertragen; sie hat den freien Raum rings ums Haus, soweit sie ihn überdeckt, mit gesetzlicher Vollmacht zu schirmen und bestimmt Hausrecht und Hausgrenze rechtskräftig. Unter ihr werden giltige Zeugschaften abgelegt. Ueber Testaments- und Vermächtniß-Errichtungen bestimmt das Amtsrecht der Aargauischen Freienämter, aufgesetzt i. J. 1595 durch den Landvogt Kaspar Kündig von Luzern, folgendes:

Ob eine Person krank oder so vnvermögenlich wër vnd an die Grichtzstatt nit gan möcht, berüeft ein Vnderuogt ein Gricht vß sinem huß, vnd wenn sie für die Tachtröff on stecken, füeren vnd heben gat, daselbst abgehörter maaßen ihr Gmächt vnd letsten Willen eröffnet vnd bestättigen laßt, darnach on

ſtecken, füeren vnd heben wiederumb inhin gat, ſols guet kraft vnd macht haben. —

So lange das Haus noch als gefreiter Ort galt, war jedes Vergehen, das ſich ein Fremder unter dem rußigen Rafen erlaubte, mit doppelter Buße belegt, von fünf bis zu zwölf Pfund Pfenninge.

Dieſe in faſt allen ſchweizerdeutſchen Rechtsquellen vorkommende Satzung (vgl. Segeſſer, Lucerner Rechtsgeſch. 2, 677, über das Herrſchaftsrecht von Tagmarſellen, und Bluntſchli, Zürich. Rechtsgeſch., über die Offnung von Wipkingen 1, 241) lehrt, daß der Hausfrieden auf dem bewohnten Hauſe ruht und dieſes unter der von Rauch und Ruß geſchwärzten Dachſparre gedacht iſt. Die Offnung von Wettenſchwil v. J. 1468 büßt den Frevler mit jedem einzelnen der Rafen, den er unter fremdem Dache weiter überſchreitet, je um dreimal neun Schilling. Grimm, Weisthümer 1, 39. „Welcher den Andern us ſinem ruwſigen rawfen freffentlich fordert und ladt, ſoll für jeden rawfen (um den er vorwärts ſchreitet) buß zahlen fünf Pfundt.“ Dorfrecht von Vilmergen v. J. 1606, Abſchrift durch Schulmeiſter Beyli von Vilmergen, 1859. Das außerordentlich hohe Alter dieſer Beſtimmung ergiebt ſich aus ihrem Vorkommen in der Lex Burgundionum XXVII, 1, wo es heißt, wer in frevleriſcher Abſicht den Hauszaun durchbricht, wird nach der Zahl der von ihm durchbrochenen Pfähle beſtraft. Ja ſelbſt in den angelſächſ. Geſetzen von Wales (Ancient laws and institutes of Wales, Ausgabe von 1841. 1, 577) wird daſſelbe frevelnde Ueberſchreiten der „rafter“ dem Könige mit 20 Pence gebüßt.

Noch ſtarren unter der Dachtraufe die verſchiedenen Scheuchbilder, die den heimlich oder nächtlich anſchleichenden Feind zauberiſch zurück zu ſchrecken haben: Im Dorfe Leuk (Oberwallis) ſind's ausgeſtopfte Wölfe, denen das Stroh aus dem Rachen hängt; im Bernerdorfe Gerlafingen Hechtsköpfe mit weit aufgeſperrtem Rachen; (vgl. Aargau. Sag. 1, pag. 11 und no. 164). Davon trägt ſeinen Namen das bair. Kloſter Thierhaupten am

Lech, seit 955 erbaut; und seit 1428 das baier. bei Riedenburg liegende Augustinerkloster Schamhaupt, ein Name, der ein verlarvtes oder Schemenhaupt bedeutet. Statt ihrer nagelt man jetzt Weihe, Eulen und Fledermäuse mit ausgebreiteten Schwingen an's Scheunenthor und glaubt, Viehseuchen und Blitzschlag damit abzuwehren. Die Dachtraufe kann von verfolgenden Irrlichtern, bösen Geistern nicht überschritten werden, sie bricht den Zauber; so erzählen die Aargau. Sagen 2, pag. 151, und die Naturmythen, pag. 155. Der sein Schicksal Erforschende gräbt in der Charfreitags Mitternacht hier den Boden auf; findet er Kohlen, so glaubt er ein Jahr lang seines Glückes sicher zu sein. Auch der Schiffer in seinem Fahrzeug bedarf desselben sichernden Rechtes; daher genießt im Hofrechte von Schwyzerisch Wangen (Kothing, Schwyzer Rechtsquellen 365) das Schiff des obrigkeitlichen Fehren, sei dasselbe ein Weidling, Nauen oder ein Tannen, jenes gleichen Hausrechtes: „Wer och, daz ieman den andern dem feren in sinen schiffen beschalcheti, der sols dem feren büoßen als vnder sinem ruoßigen rafen."

Das über Stall und Futtertenne weit vorspringende Hausdach gewährt einen Vorraum im Freien, der im allgemeinen der Aeren (area Vorplatz), und wenn er obenher eingebrettert ist, die Vorbühne heißt. Man übermalt diese mit Blumenarabesken und geometrischen Kreisen, nagelt kleine Gesimsbrettchen und alte Filzhüte dran, damit hier jene Vögel bauen können, die das Haus gegen den Blitzschlag und das Stallvieh gegen Beherung schützen, Schwalbe, Goldzeisig (Gelemätzli) und Rothbrüstchen (Gademrötheli). Am Tennenthor ist in der Schwebe ein winddürrer Tannenzweig angenagelt, der sogenannte Wettermann, und dient als Barometer, je nachdem er in trockner oder feuchter Luft sich hebt oder neigt. Wer eine neue Tenne machen lassen, oder die alte neu umhacken und in kürzester Zeit wieder trocken gelegt haben will, der muß bei der Dorfjugend gut angeschrieben stehen, alsdann erfüllt sich sein Wunsch kostenlos und aufs rascheste. Er nimmt zwei Spannstricke oder Pflugzäume, bindet sie zu beiden Seiten der Reiti oder Oberdiele an, legt in die Mitte des Strickes ein Sitzbrett und läßt

auskünden, daß bei ihm eine neue Schaukel errichtet sei. Nun erscheint ein paar Wochen lang hier Alt und Jung: an Sonntagen Jungfrauen und Frauen, der Bursche und sein Schatz, an Werktagen sämmtliche Kinder, sobald die Schulstunde vorbei ist. Das Mädchen reitet auf dem Brettchen, ihr Knabe steht hinten mit drauf, stemmt beide Füße zum Stoße an und setzt so die Schaukel in Bewegung. Hierauf beginnt erst das eigentliche Wettschaukeln, das nach einem sonderbaren Ziele geht. Ueber den Köpfen des schaukelnden Paares liegen droben die unbefestigten Trämen der Oberte (Obertenne), aber jetzt unbeladen, ohne Garben und Heu. An diese beweglichen Trämel hängt man alle Rollen des Schlittengeschelles, alle entbehrlichen Glocken der Kühe und Geißen, daß die einzelne Latte droben bei jeder Berührung erklingt, so oft es dem Knaben gelingt, sein Mädchen bis in diese Höhe emporzuschwingen, oder ebensodem Mädchen, schwindellos und rechtzeitig einen dieser losliegenden Prügel im Schwunge mit herab zu stoßen. Der gewinnt, wer den Andern höher schwingt und im Schwung noch mehr Latten mit herunter nehmen kann. So wird dem Bauern der frische Lehmboden der Tenne durch die unermüdlichen Füßchen der Dorfjugend in kurzer Zeit glatt getreten und trocken gelegt.

Am Tenn- und Scheunenthor wird man vielfach und künstlich verschlungene symmetrische Figuren eingeritzt oder angeröthelt finden, deren Zweck dem vorübergehenden Fremden nicht einleuchten wird. Um eine festgesetzte Zahl von Punkten ist ein Maschengewebe gezeichnet, das jeden einzelnen Punkt besonders einschließt und in seinen eigenen Anfang zurückläuft, so daß ein Zweifel obschwebt, wo dieses Geschlinge begonnen oder wo geendigt worden ist. Dieses Maschengewebe heißt Zwifelstrick. So nennt auch das Volk in Schwaben die drei in einander geschlungenen Steinwulsten von bretzelartiger Form an dem Thurm der Johanniskirche zu Gmünd den Zweifelsstrick (Schönhuth, die Burgen Würtembergs 1, 159). In der Schweiz ist die Zwyfle der Name des Krampfes und der Kolik (Stalder 2, 486). Der Tiroler nennt die Erbbücher, die ihm magisch wir-

lende Mittel angeben, Zweifelbücher. Ihr Name drückt ihm den Gegensatz aus, in welchem aller Zauber steht gegen die von Gott gebotene naturgemäße Ordnung der Dinge. Also dient der Zweifelstrick gegen bösen Schaden, er hält Hexen, Geister und Krankheiten ab. Es leuchtet ein, wie in Namen und Gestalt dieser Figuren ein wirklicher Strick vorausgesetzt ist, mit welchem der zu Bannende wirklich verstrickt und gebunden wird; und so redet denn auch die übliche Bannformel direkt vom magischen Binden des flüchtigen Diebes, oder die Volksmedicin vom freien Verband, insofern nicht bloß die Wunde, sondern besonders das Werkzeug, womit sie geschlagen worden ist, sogleich nach dem Schaden symbolisch verbunden werden muß. Seifart, Hildesheim. Sag. 2, pag. 174. Die Idisi im Merseburger Zauberspruche scheinen gleichfalls nicht anders zu verfahren. Diese weisen Weiber von göttlicher Begabung erledigen einen ihrer Krieger aus Feindesfesseln dadurch, daß sie aus Weidenruthen einen magischen Hast knüpfen und unter Zaubersprüchen alsbald wieder entknüpfen. Alle Beschwörung läuft mithin auf ein gleichzeitig vorgenommenes Binden und Lösen hinaus.

Folgerichtig muß unter dem gesetzlichen Schutze, den die Dachtraufe gewährt, auch die mitbeschirmte Haus- und Stallschwelle mit eingeschlossen sein. Alles Ungerade, das dem Bewohner oder seinem Stallthiere zustoßen könnte, wendet man dadurch ab, daß man durch einen Wunderdoktor oder Kapuziner ein Loch in die Schwelle bohren, Geweihtes hineinstecken und es in den heiligen drei Namen verzapfen läßt. Es genügt aber auch das bloße Zeichen des Pentagramms, Alpkreuz genannt, oder ein in Kreuzform gelegter Strohhalm. Weil der Dieb sein gestohlenes Gut unter die Schwelle vergräbt, sicher überzeugt, daß man diese nicht aufbrechen dürfe, so entsteht der Glaube, unter den Schwellen ruhen Schätze, die von Geistern gehütet werden. Ein solches Histörchen statt vieler möge hier den Abschnitt schließen. Der alte Bauer Isak im Mühlethal bei Zofingen ansäßig, den man traulich Herdöpfelisack (= Isak) nannte, sah einst am Antritt der Hausthüre einen Unbekannten

ſtehen und fuhr den vermeintlichen Strolch hart an: Was witte? Gang furt i's Tüfels Namme! Der Angefluchte verſchwand, kam aber wiederholt und ſprach das drittemal: Ich bitte, jag mich nicht fort, ſondern ſag mir die drei Höchſten Namen, dann bin ich erlöſt und du kannſt unter deiner Schwelle Geld finden. Iſak that ſo, der Mann verſchwand unter großem Sauſen, das Geld fand ſich vor.

---

6. Küche, Keller und Wohnſtube.

Küche und Keller ſind ſprachlich ein unzertrennliches Paar, wie in der Ehe Mann und Weib, Sohn und Tochter. Hänschen im Keller iſt der noch ungeborne Sohn, Gretel in der Küche die noch ungeborne Tochter. Die Theile des Hauſes erſcheinen wie Gliedmaße des menſchlichen Leibes, oder wie Glieder der Familie. Der Keller des Bauernhauſes iſt nicht gewölbt, ſondern niedrig, in die Erde gegraben und hat einen lehmgeſtampften Wickelboden. Die Fallthüre, die vom Hausgang in ihn führt, heißt Kellerſchlag. Sein alter Name iſt tunc, d. h. unterirdiſcher Webkeller. Als ſolchen, der bei den Germanen und zur Winterwohnung gebraucht wurde, erwähnt ihn ſchon Plinius. Allenthalben hat man die Ueberreſte alter trichterförmiger Gruben entdeckt und unterſucht, die man mit Grund für die Keller des urſprünglichen Rundhauſes hält. Um ihren Innenrand läuft ein Abſatz, auf welchem der Bretterboden des Unterbaues aufſaß; die Wände ſind feſt, wie geſchlagener Thon, der Grund ſtets trocken, in der Tiefe finden ſich die Gegenſtände des höheren Alterthums: Urnenſcherben, Kohlen, Knochen, Auſterſchalen. Sie kommen gewöhnlich paarweiſe, zuweilen aber in Gruppen bis auf einige Hundert vor, ſo daß ſie an das Einzelhaus in der Einöde und an ganze Dorfgaſſen erinnern. In Graubünden hat ſie H. Schreiber (Taſchenb. v. J. 1844) zuweilen von 116 Schritt Umfang und von 40 Fuß Tiefe bemerkt; auf dem Elm im Braunſchweigiſchen zeigen ſie gegen

300 Fuß Umfang. Sie sind in Frankreich allgemein unter dem Namen der Mardellen bekannt, in England sind sie nicht minder zahlreich und heißen Pennpits, Pitsteads. Bei den Syrjänen heißt Grube und Haus gort (Kruse, Esthnische Urgesch. 1846, 108), also ebenso wie indogermanisch gart Wagen und Haus ist. W. Wackernagel (Haupt, Ztschr. 7, 128) sieht daher in ihnen jenen von Plinius HN. 19, 1 erwähnten unterirdischen Arbeitsraum des germanischen Wohnhauses, der in seinem Unterraum als Korngrube, im Oberraum als Webkeller diente und sein Licht durch Kellerlöcher empfieng, die man zur Abwehr der Winterkälte mit Dünger eindeckte. Daher hieß im ehemaligen Augsburg der Webkeller die Tunke mit den Weberdunkfenstern, wie noch das Insekt Kellereisel auch Dunkesel heißt. Birlinger, Schwäb. Wörth. 127. Schmeller Wörth. 1, 385. So geringfügig diese bloße Erdhöhle ist, so hat sie doch ihren eignen Ortsgeist, die Kellerkröte und die Hausschlange. Die Kellerkröte, sonst vorzugsweise Muhme genannt, heißt hier zu Lande der Nahrungshund. Man füttert sie mit dem täglichen Abraum der Melkkübel, darüber bekommt sie den Umfang einer Süßwasserschildkröte oder, wie der übertreibende Aberglaube behauptet, eines Kartoffelkorbes. Der Hausschlangen sind immer je zwei, ein Männchen und Weibchen. Die eine kommt nicht eher zum Vorschein, als bis die Hausmutter sterben soll; die andre zeigt sich erst beim Tode des Hausherrn, alsdann erleidet sie gleichfalls den Tod. Das Wohnhaus aber bleibt dann gleichwohl nicht ohne seine Kellerschlange, vorausgesetzt, daß die Eheleute einen Erben hinterlassen haben. Zu diesem Kinde legt sich das neue Schlänglein gern in die Wiege, kommt herbei, wenn man jenes stillt, lebt mit ihm und behütets im Essen, Trinken und Spielen; sie ist sein Gefolgsgeist, des Kindes Fylgja. Tödtet ein mit der Sache Unvertrauter das Thier, so magert das Kind ab und stirbt. Auch im Kuhstall erscheint sie gerne; wer sie da vertreibt, erschlägt seine eigene Kuh. Hierüber sind die Erzählungen in den Naturmythen v. S. 193 an weiter zu vergleichen, da ich mich nicht selbst abschreiben mag. Im Dorfe Döttingen an der Aare erschien die

Schlange jedesmal, wenn die Mutter dem Kinde Milch gab. Das Kind wuchs zum Mann heran; als Greis erzählte er einmal den Enkeln sein früheres Zusammenleben mit der seitdem verschwundenen Hausschlange; da plötzlich zeigte sich das Thier wieder, und er verschied. Das Sennenkind auf der Scheideck schlägt die Schlange, die mit ihm aus der gleichen Schüssel Milchsuppe ißt, mit dem Löffel auf den Kopf: La g'seh, frissist öch Brot, wenn du Mammi suifist? So ist für die Vorstellung des Dorfkindes selbst der finstre Hauskeller nicht ohne allgegenwärtige Geister. Das Stadtkind dagegen erwiderte auf die bekannte Katechismusfrage, ob der allgegenwärtige Gott auch im Kartoffelkeller sei: O nein, da hätten ihn unsre Kellerratten schon längst gefressen! Bündiger läßt sich der Unterschied zwischen Stadt und Land kaum ausdrücken.

Weitaus mehr ist von der Küche zu sagen, denn ihr Mittelpunkt ist der bei allen Völkern geheiligte Herd, der Mittelpunkt des Hauses. Die Küche ist das vorderste, ursprünglich auch das einzige Wohngemach des Hauses. Direct durch die Hausthüre und über eine auffallend hohe Holzschwelle, Selle genannt, betritt man ihren uneben gestampften Lehmboden. Diese Selle ist eins mit dem Grundbalken des Hauses, ihre Höhe dient dazu, die Feuchtigkeit des Bodens und der Dachtraufe abzuhalten. Mag die Küche noch so geräumig sein, sie ist doch finster, oft noch fensterlos, nur erhellt durch das stets fortglimmende Herdfeuer, oder durch das Licht eines in der Wand steckenden Kienspanes, Spältling genannt. Da die Einrichtung des Hauses oft mehrere Menschenalter unverändert bleibt, so ist der Hausrath hier bald überzählt. Tisch und Bank mit dem Wasserzüber, ein paar hölzerne Gonen und ein Messingschöpflöffel an der Kellenhenki; das Küchengänterli, ein thürenloses Wandschränkchen mit den täglich zweimal gebrauchten Milchbecken; ein Stück Drahtpanzer, Harnischplatz genannt, womit man Pfannen und Kessel fegt; Küchleinspitz und Küchleintrichter, die beiden Hauptwerkzeuge bei jedem Familienfeste, um Küchleinteig ins Schmalz zu gießen und gebacken heraus zu spießen — das ist so ziemlich Alles, was sich hier vorfindet.

Ueber der großen Steinplatte des Herdes hängt der Eisenkessel, entweder an der Kette des Kesselhakens (Häle), oder am Arme eines noch ursprünglicheren Drehbalkens. Fehlt der alterthümliche Kessel, so hat der Herd zwei Kochlöcher für die beiden Pfannen; diese hängen sonst mit ihrem Stiel über dem Herde in den Falzen des Innenrandes der Hurde oder des Rauchmantels, der die Stelle des Schlotes vertritt. Unabgeleitet und alle Wände schwärzend steigt der Rauch in dieses mit Lehm gefütterte und in Eisenhaken hängende Ruthengeflechte empor, dörrt hier die etlichen Speckseiten und qualmt aus diesem Sammler hinweg zur offen stehenden Küchenthüre hinaus, oder durch frei gelassene Rauchlöcher ins Strohdach hinauf. Nebenan liegen irgendwo die Osterscheiter, die den noch ungebrauchten Blitzableiter zu ersetzen haben. Den Blitzableiter, urtheilt der Bauer, haben die gottesläugnerischen Franzosen erfunden, um damit unserm Herrgott die Augen auszustechen. Wenn alljährlich der katholische Priester am Charsamstag das hl. Feuer frisch am Kirchhofe entzündet, spannt sich der Knabe an ein Scheitchen Buchenholz, schleppt es zum Osterfeuer, läßt es drinnen ankohlen und bringt es am Stricke wieder heimgezogen. Bei drohenden Gewittern wird dann dies Scheit an das Herdfeuer gelegt, nicht in dasselbe. Aber ehe das neue Scheitchen ins Haus kommt, muß vorher am Charfreitage alljährlich die Rußküche frisch ausgeweißt werden, ein Geschäft, das einzig und allein der Bauernfrau zugehört. In manchen Häusern, namentlich in solchen Höfen und Mühlen, die ein Lehen sind, darf die Küche auch jetzt noch nicht verlegt werden, mag ihre Lage für die jetzige Hauswirthschaft auch noch so unbequem sein; auch der Herd soll nicht versetzt werden, denn oft steht er gerade auf der Grenze und ist die Marke selbst. Man hat geschichtliche Fälle hiefür.

Als 1516 das Wirthshaus zum Löwen in Schwyz verkauft und darauf die Küche darin versetzt wird, verfügt deshalb das Landbuch von Schwyz: das man die kuchy wider setzen söll vff die mitty jn das huß, da sy vorhin ouch gestanden." Ko-

thing, Landbuch, pag. 247. Schloß Keffikon, eine Stunde von Frauenfeld in der Pfarre Gachnang, lag auf der Marke der hier zuſammenſtoßenden Grafſchaften Thurgau und Kyburg, und zwar ſo, daß der beide Gebiete ſcheidende Markſtein gerade in der Schloßküche geſetzt iſt. Fäſi, Helvet. Erdbeſchreib. 3, 246.

Betreten wir jetzt die Stube.

Der Stubenofen nimmt gewöhnlich den fünften Theil des Wohnzimmers und ohnedies den vierten ein, wenn man die drei Bänke mitrechnet, die ihn umgeben. Das Volksräthſel nennt ihn den Großhans in der Stube, den Hitzkäfer, den Wohlleber und Wohlwäber, von wabern, ausdünſten. Er iſt aus grünen Kacheln gebaut, mit weißen Ecken und Rändern; auf älteren Ofenplatten und Kacheln findet man Heiligenbilder gemodelt, Sinnſprüche eingebrannt; ſo z. B. an einem Ofen in Frick:

Der heilige Vater in Rom thut klagen,
Das Volk gehorche nicht mehr in dieſen Tagen;
Gott woll' ihm geben ein ſeliges End.
Im Jahre achtzehnhundert und zehnd.

Das Dörren im Herbst,
das Tröcknen im Winter,
das Backen im Ustig
dunkt d' Hûsfrauen lustig.

En guete Ofen ist en Capital im Hûs,
doch mit me schlechte kome Ma und Frau nit ûs.
1754.

Fernere Reime ſolcher Art ſtehen geſammelt im Aargauiſchen hiſtor. Taſchenbuch 1, 114. — Der daran gebaute Kunſtofen, ein Produkt neuzeitlicher Holznoth, hat bei Abendfröſten und Regenwetter die Stube zu wärmen und die Nothwäſche zu trocknen. Er beſteht aus zwei langen hohlen Werkſtücken, die in Form zweier Treppenſtufen hinter einander liegend, zur Seite

des Stubenofens hingebaut sind. In ihre Doppelhöhlung hinein zieht vom Küchenherde die Hitze des Kochfeuers, da Herd und Ofen stets beisammen liegen und nur durch eine dünne, nachträglich aufgeführte Zwischenwand von einander geschieden sind. Auch diese Zwischenwand ist meist aus Hohlkacheln gebaut, steht mit den Feuergängen des Kunstofens in Verbindung und ist also in ihrer ganzen Länge eine heizbare Stubenwand. Auf den zwei Steinstufen der Ofenkunst ersteigt man den Stubenofen, um auf dessen oberster Plattform der Länge nach hingestreckt auszuruhen. Von hier bis zur Diele reicht ein kurzes Gestänge mit beweglichen Vorhänglein; bald trocknet man daran die durchnäßten Kleider, bald schläft man hinter diesen heimlichen Gardinen; daher des Ofens Lob im Volksräthsel:

Außen grün und innen schwarz;
Sommers kühl und Winters warm.

Unmittelbar darüber in der Diele liegt die Fallthüre, durch die man in die Kammer und in die Oferkammer steigt; in der einen übernachten die größeren Knaben, in der andern, wohlverschlossen vor den Jungen, steht der Schnitztrog mit dem Dürrobst. Das Wort Ofen ist die älteste germanische Benennung für den Herd selbst. Gothisch auhns, althochd. ovan ist hervor gegangen aus der älteren Form uknas und entspricht dem vedischen áçan steinern, acmanta Steinherd. Kuhn, Zeitschr. f. Sprachforsch. 5, 135. Galt im Alterthum der Herd zugleich als Altar, so stand damit auch die Küche im Rang des Tempels, die Hausfrau in dem der opfernden Priesterin. So standen einst die Bildnisse der Hausgötter wirklich auf dem Herde, wie jetzt das Feuerzeug in Form von Schnitzfigürchen und Hampelmännchen auf dem Gesimse unsrer Kamine; so wurden hier nachweisbar einst den höheren Elementargottheiten, dem Donar und seiner Gemahlin Sif, Speiseopfer dargebracht, wie jetzt noch hie und da das Landvolk in Tirol und in der Oberpfalz die Elemente füttert, oder im Hennebergischen den Feuergott Lichterlû und Lûnerlû beruft. Frommann, Mundarten 3, 401. Am Christabend füttert die Bevölkerung um

Salzburg die vier Elemente und wirft dabei Speise auch ins Feuer. Dieses hat sein Futter am längsten bekommen, so daß noch seit Menschengedenken die Weiber am heil. Abend beim Kochen des Nachtessens einen Kochlöffel voll ins Herdfeuer geschüttet haben. Zingerle, Ztschr. f. Myth. 3, 335. Beim Ofen zu loßen und das Schicksal zu erfragen, ist bekanntlich noch ein Brauch heiratslustiger Dienstmägde am Andreastage, vor ihm zu knieen, ihn anzubeten, ihn um einen Ehemann zu bitten, ist eine Strafaufgabe in Gesellschaftsspielen. Aber was jetzt zum Spielscherz oder persönlichen Aberglauben dient, bestand bei unsern Ahnen mit religiösem Ernste, und wie lange und ernst haben die Concilienbeschlüsse seit Bonifacius bis auf den Hexenhammer dagegen zu eifern gehabt! Unglückliche und Verfolgte wenden sich zum Ofen, klagen ihm ihr Leid, enthüllen ihm das Geheimniß, das sie vor der Welt nicht sagen dürfen. Die ganze Geschichte der Züricher-, der Luzerner- und der Sanenländischen Mordnächte stützt sich auf diesen Cultus. Unselige Geister und Verwünschte verlangen hinter den Ofen ihrer Wohnung zurückgetragen zu werden. Auf dem Herde darf weder ein Thier mißhandelt, noch getödtet werden. Die reinigende Kraft des Feuerelementes mußte der Vorzeit eben so heilig sein, wie unser Herz noch immer glüht, unsre Vaterlandsliebe flammt, unsere Rache auflodert. „Das Feuer erst schafft das Heim, es ist dessen Gottheit, das Symbol der Liebe;" so sagt der Afrikareisende Werner Munzinger, nachdem er von den Nachtfeuern der Neger, an Erfahrung und an Heimatsliebe bereichert, zu uns zurück gekehrt ist. Das Feuer hat heilende und entsühnende Kraft. Der Lehrsatz, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer, war unsern Ahnen lange vor Hippokrates begreiflich, denn ihnen war der Gott der Herdflamme zugleich der Gott der Geburtshilfe und der Heilkunst. Die Göttin, welche erfunden hatte, das Getraide durch Rösten eßbar zu machen und zu Brod auszubacken, war zugleich unsre Mütter- und Kindheitsgöttin, ihr war der Menschenleib als die Geburtsstätte überwiesen. Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte 36, 70 von

Ocrisia, der Königin Tanaquil Sklavin, die in der Asche des Ofens sitzend, schwanger geworden; so wurde Servius Tullius geboren, der Nachfolger im Reiche. Wen gemahnt dies nicht an unsern Märchennamen Aschenbrödel? Der Ofen steht nur noch auf drei Beinen, der Ofen knackt, er will einfallen, bezeichnet uns die nahe Niederkunft der Hausfrau; drei Kinder aus Einem Ofen heißen sprichwörtlich die Kinder Einer Mutter. Ofengucks heißt sowohl das Letztgeborne als auch jenes große Milchbrod, das bei der Backete zu Weihnachten zuvorderst in den Ofen gesetzt wird, „so daß es da beinahe noch zum Ofenloch heraus guckt.“ Ein kleines Kind schwingt man auf dem Arme spielend gegen den Ofen, als wollte man Brod einschießen, und spricht: Schieb's in den Ofen, daß es gar wird! Unausgebacken sein oder ein Backfischchen sein, gilt von einem körperlichen Zärtling und von einem unreifen Mädchen. Ueber eine zu ungleiche Heirat und eine zu feine Bauernfrau sagt das Wendische Volkslied, bei Haupt-Schmaler 2, 123:

Solch ein neuer Ofen,
solch ein altes (vornehmes) Haus,
solch ein schönes Mädchen
backt das Brod nicht aus.

Beginnen wir jetzt die weitere Umschau in der Stube. Unter dem Stubenofen im Gitterverschlage hält die Frau sich Turteltauben, die ihr die Gliedersucht und den Karbunkel aus den Beinen vertreiben. Am äußern Pfosten der Ofenbank hängt an einem Kettchen der Schuhlöffel aus Buchsholz, unter der Bank steht der Stiefelhund. Hinten in der Ofenwand liegt in einem halbmondförmigen Loch Zunderbüchse und Feuerstahl; die neumodischen Zündhölzchen stehen in dem übeln Rufe der Brandstifterei. Hier herum hat auch das Essigfäßchen seinen bleibenden Standort, den es nur einmal im Jahre verläßt, am Charfreitag. Da bringt z. B. der Bewohner der oberen Freienämter zu ganzen Dorfschaften die Essigmutter an das Bünzflüßchen getragen, wäscht sie da, legt sie zum Abtrocknen unter ei-

nen Baum und so gereinigt thut man sie daheim wieder auf ein Jahr ins Fäßchen. Ringsum an den Wänden laufen Holzbänke, oder vielmehr Truhen, deren bewegliches Sitzbrett herzförmig geschnittene Luftlöcher hat. An Spinnabenden hat man hier hinein ehemals den Kunkelstock gesteckt, bevor das Spinnrad erfunden war; und der Bauer im Jura behauptet, für die kleinen Erdmännchen seien diese Löchlein gemacht worden, so lange sie vormals noch fleißig zur Rockenstube zu kommen pflegten. Auf diesen Bänken nimmt an manchem Abend die ganze Nachbarschaft Platz. Da schnarcht bereits der arbeitsmüde Bube, aber die Schwester weckt ihn, indem sie ihm eines mit der Mehlbürste aufmißt: „Gang i's Bett, bruch'sch hinnächt keine Räbe (Rüben) meh z'choche, mer hei morn Schnitz.“ Im Winkel zwischen den beiden Eckfenstern steht der Eßtisch. Er ist rund, aus Eichenholz, ein Schieferstein ist ins Tischplatt eingelassen, auf dem man die Hausrechnung abmacht. Die weit gespreitzten Beine hält eine künstlich gedrehte Schräge vereinigt, als Fußbank für die Essenden. Die Tischlade kann von beiden Seiten heraus gezogen werden. Nur Gabeln und Messer liegen darin, nebst dem Laib Brod, der indeß nie anders als schon angeschnitten hinein kommen darf; ein unangeschnittener Laib deutet auf Geiz und nimmt den Segen aus dem Brode. Wer über Land muß, schneidet sich sein Stückchen Brod ab und nimmts in der Tasche mit, dies schützt vor Bezauberung und vor Heimweh. Zuweilen sieht man in der Mitte des Tisches noch das Eßmutteli oder Erdäpfelloch; in diese Grube werden die Kartoffel aus dem Hafen heraus angerichtet und zugleich die Knochen und Schalen überm Essen geworfen. Unmittelbar dahinter ist an der Wand die Löffelrahme angenagelt; ein Jeder zieht aus ihr seinen vorbestimmten runden Blechlöffel heraus, den Schöpfer, um ihn nach der Mahlzeit, sauber abgeleckt, wieder an den Platz zu stecken. Das niedrige Wandtischchen nebenan in der Ecke ist der Katzentisch für die ungeberdigen kleinen Kinder; die Stühlchen ohne Lehne ringsum sind der Schuhmacherlifitz, das Hockerli, das Blütschi (ein bloßes schemelartiges Blöckchen)

und die Sidele. In der Ecke hängt beim Katholiken ein geschnitztes Krucifix, mit dem Fuße auf einen Hufnagel gestellt; dahinter stecken die drei oder fünf Glücksähren vom letztjährigen Kornschnitt, drunter an seinem besonderen Henkel der Kalender (die Praktik) und das Paternoster. Beim Reformirten aber nimmt der Wandspiegel diese Ecke ein. Allein Niemand sonst schaut in ihn hinein, als die Zimmerfliegen, und er ist von den schwarzen Punkten, die sie darauf zurückgelassen, eigentlich blind gemacht. Hinter dem Spiegel steckt das Kinderschreckmittel, die Birkenruthe; sie wird alle Ostern feierlich verbrannt und durch eine grüne ersetzt. Wandbilder, Tafeln, giebt es beim Reformirten keine, wohl aber hinter Glas und Rahmen allerlei Confirmationsscheine und kalligraphisch ausgekünstelte Grabreime mit weißen Blumen umkränzt, ein Angedenken an früh verstorbene Kinder. Die große hölzerne Schwarzwälderuhr heißt das Zitli, und das Zithüsli ist ihr Holzkasten, in dem der Zitplemper (Perpendikel) läuft und die Gewichtsteine hängen; in diesem Rohre könnten manchmal zwei geduldige Menschen Platz finden. Die zwei Flügelthüren des Wandschrankes sind außen mit rothgrünen Phantasieblumen bemalt; ihre Innenseite enthält das mit Kreide geschriebene Tagebuch des Bauern, nebst der Wein- und Milchrechnung. Eine nischenförmige Liegerstatt in der Ofenwand, ein altherkömmliches Lotter- oder Spannbette, ist die Gutsche; ihr Prototyp ist der offne Bettkasten, dreischläfrig und mit Heu angefüllt, wie er unter gleichem Namen noch beim Appenzeller Sennen vorkommt. Das Züricher Rathserkenntniß von 1558 (Bluntschli, Rechtsgesch. 1, 434) bestimmt: Nach des Ehemanns Tod soll der Wittwe an Hausrath erblich verbleiben: „ein aufgerüste Gutschen, das Bet, darinn sy beide gelegen, ein Gätzen (Wasserschöpflöffel), ein Häll (Kessel) und etwas Kernen vf der Beillen“ (Weizen auf der Kornschütte). Der jetzige Bauer nennt seine Gutsche moderner das Ruehbettli. In den meisten Bauernstuben, auch in ärmlicheren, wird man hinter der Stubenthüre ein in Rollen laufendes Handtuch nicht vermissen (Zwäheli, Handlumpen) und unmittelbar nebenan das Handbecken; beides stammt aus der Zeit her, da es wegen

des Ermangelns der Gabeln von Island bis in die Schweiz Sitte war, mit den Fingern aus der Schüssel zu essen, und also Handwasser und Trockentuch für den Gast bereit gehalten werden mußte. Als Parzival, die Blume der höfisch gebildeten Ritterschaft, endlich die Gralsburg und dorten das Ziel seines höchsten Wunsches, den heiligen Gral selbst, aufgefunden hat, muß er doch mit allen Gralsrittern die Speisen aus Einer Schüssel heraus fingern und hat darauf nur diesen Vorzug, daß man ihm zum Abtrocknen ein gesticktes seidnes Zwähelein darreicht. Der große Dielenbalken, der die Stubendecke trägt, ist der Unterzug und zwischen ihn hinein schiebt man die ganze Hausbibliothek. Sie besteht aus Gebet- und Gesangbüchern, nebst der großen Erbbibel, auf deren hinterste Seite der Vater die Constellationszeichen einschreibt, unter denen seine Kinder und Stallthiere geboren werden. Die literarische Quintessenz dieser Sammlung ist der Kalender; über Kalenderreime hinaus erstreckt sich das Reich der Dichtkunst auf dem Lande selten; so war es schon, da der böotische Hesiod seine „Tage und Tageswerke" dichtete, da Virgil und Palladius ihren römischen Landwirthschaftskalender verfaßten, und so beherscht noch „der Hundertjährige" mehr als irgend ein anderes wissenschaftliches Produkt den Körper und Geist des Bauern. Neben diesen Scharteken stecken beim Katholiken die von dem letzten Palmsonntage her aufbewahrten geweihten Palmschößlinge. Droht ein Hagelwetter, so nimmt man sie aus ihrem Staube herab, taucht sie in das am Thürpfosten hängende Weihbrunnkesselchen und sprengt in den drei höchsten Namen das Wasser unter die Dachtraufe. Ein gleicher Zweig von Palmkätzchen steckt auch im Schlafgemache, gerade so wie der Schreiber dieser Zeilen es einst in dem Münchener Königsschlosse sah; da hiengen über jedem Bette der Töchter des Königs Max Joseph I. die geweihten Palmkätzchen an der feinen Tapetenwand. Wetterkräftig ist auch der Name der heiligen drei Könige, der an dem betreffenden Festtage jährlich neu und mit drei Kreuzen über der Stubenthüre angekreidet wird. Oder man holt den

gedruckten Wetterſegen zum Ableſen von ſeinem Nagel herunter über der Stübleinthüre. Gegen jegliche Feuersgefahr liegt bereits in den vier Winkeln des Hauſes ein Stücklein Brodes, das am letztverwichenen Agathentag kirchlich eingeſegnet wurde. Auch hat man am letzten Fronleichnamstage Prozeſſionskränze und Altarbäumchen vors Haus geſteckt; das Laub von dieſen liegt gleichfalls noch am Eſtrich, weil es feuerbannend iſt und zugleich die Kornmäuſe abhält. In der Fenſterblendung hängt der Barometer; aber er heißt nach ſeinem Geſellen, dem Wetterhahn, auf gut deutſch der Wettervogel; daher ſtammt der Reim:

Der Winter iſt ein Wettervogel,
Er treibt die Weiber hintern Ofen.

Da das Fenſter kein Kreuzzeichen tragen kann wie die Stubenthüre, ſo iſt es wohlgerathen, nur mit Vorſicht hinaus zu ſchauen. Anſtatt es ganz zu öffnen, ſteckt man lieber den Kopf durchs enge Länſterli, ein Schalter, der ſeitwärts über den einen Fenſterflügel weggeſchoben wird. Auch ſo iſt ſchon manchem Neugierigen der Kopf augenblicklich dermaßen angeſchwollen, daß er ihn nicht mehr hereinbringen konnte. Denn der Teufel lauert vor jedem Fenſter und was da ein und ausgeht, wird ihm unterthan. Darum ſoll man kein Kind zum Fenſter hinausgeben, oder durchs Fenſter auf die Straße hinausheben. Entweder wächſt es nicht mehr oder es wird gar von der Streggelen entführt, welche die Frau des Wilden Jägers Dürſt iſt. Die Fenſterladen ſind fallende Laden, die mittelſt Seilen, welche in die Stube gehen, aufgezogen und durch den Schubfalz herabgelaſſen werden. Sie ſind durchweg bunt bemalt, heraldiſch geflammt und mit dem Heilandsnamen IHS. geſchmückt. Die Kammern haben ſtatt der Glasfenſter nur Holzladen, Beien genannt. Draußen unter dem Vordache, dem Wettermantel, liegt die Bige des kleingeſpaltenen Holzes ebenmäßig bis zum Fenſterrande heran aufgeſchichtet. Die Redensart über ein vollbuſiges Weib, ſie habe Holz vor dem Fenſter, iſt aus dieſer reinlichen Vorſchlichtung entſprungen, welche ih-

rer blanken Fensterreihe gar schmuck zu Gesichte steht. Hier außen pflegt die Katze sich zu sonnen, bis das Kind den Läufter öffnet und seinen Tischkameraden herein läßt.

Die Thüre in die Nebenstube (Rißkammer, Nebetkammer) hat nur eine hölzerne Klinke, Kapuzinerfalle (Riegel) genannt. Hier steht das zweischläfrige Ehebette, an der Diele darüber ist der Betthimmel, „die Himlezi", ein Schild, auf dem der Mond mit den Sternen gemalt ist. Vom Bette aus wird die nebenan stehende Wiege mittelst eines Zugstrickes geschaukelt. Damit das Kind nicht behext oder von jäher Krankheit befallen werde, hängt an der Wiege ein Bündelchen von neunerlei geweihten Kräutern und ein Benediktuspfennig. Die älteren Kinder schlafen im Obergadem, ihre Betten sind noch lange nicht überall mit Federn gefüllt, sondern mit Haberhülsen. An ihrer Thüre vorbei und rings unter dem Hausdach herum zieht sich die Laube, eine offne, zierlich gegitterte Galerie, die sich an der Fronte des Hauses oft zweimal und dreimal bis unter den Dachgiebel hinauf immer kleiner werdend wiederholt. Der Fremde möchte darin eine bloße Spielerei der Holzschnitzer vermuthen, bis er selbst mit angesehen hat, wie man beim täglichen Umschlag der Witterung und den immer drohenden Sommerregen den Hanf und Lein, aber auch das Heu nicht auf der Wiese, sondern unter dem Schirm des Daches auf diesen dreifachen Vorbühnen trocknen muß. Dann plötzlich wird ihm klar, daß hier die Bedeutung der Sache in ihrer Gestalt sichtbar werde und der rechte Zierrath stets der sinnvolle ist, der das Zweckmäßige wohlgefällig macht.

7. Das Stöcklein und der Hausgarten.

Das Stöcklein, auch Speicherlein genannt, ist ein kleines zweistöckiges Blockhäuschen, erbaut aus reihenweise auf einander gelegten Baumstämmen im untern Stockwerke, im obern aus gestrickten Balkenwänden. Stockabûr heißt im Norden das Nebenhaus, aus Balken (stockir) gebaut. Auch statt der Grundmauern hat es Standbalken und kann also auf unterlegten Walzen von der Stelle geschoben und anderwärts postirt werden. Es ist an den vier Ecken so reichlich und ebenmäßig verzapft, daß die Köpfe der Holznägel in einer dichten Reihe dran empor laufen, wie die Blechknöpfe an einer Bauernjacke. Das untere Stockwerk ist gänzlich hohl und dient als Vorrathskammer. Ursprünglich erhob es sich stelzbeinig auf vier mannshohen senkrechten Grundbalken. Jeder trug auf seinem Balkenkopf einen rings überragenden mühlsteinförmigen Stein, den die Feldmäuse nicht überklettern konnten, und über diesem erst baute sich luftig der Speicher auf. Alle ältern Häuser in Oberwallis sind in dieser Art gebaut. Eine von außen empor gehende Holztreppe führt auf die offene Laube, die den Stock ins Gevierte kränzt, und von da ins Innere, das aus zwei niedlichen Stübchen und einer kleinen Küche besteht. Hier wohnt Niemand, wenn keine Großältern vorhanden sind, oder so lange der Vater nicht das Gut an den Sohn abgetreten hat. Alsdann setzt er sich in diesem Pfrundstübli zur Ruhe und beschließt hier mit der Aeltermutter sein Leben; daher wird es bei uns auch Schließ genannt und im Berner Oberlande die Schrießeten. Recht veranschaulichend sagte über diese niedrigen Stüblein mit ihren altersgebeugten Greisen der nun vergessene Joh. Ludwig Ambühl aus dem Toggenburg (Gedichte 1803, Vaterlandslied):

Da hausten sie altväterlich
Im Stübchen eng und klein,
Und duckten unterm Balken sich
Und giengen aus und ein.

Wenn im vorigen Jahrhundert im Bern. Oberlande die Neu-

jahrspredigt zu Ende war, dann begann für den jungen Hochländer in einer eignen Art die Schriefseten. Der Burſche holte ſein Mädchen aus der Kirche ins Wirthshaus ab, bewirthete ſie hier Tage lang und wenn damit die neue Verbindung glücklich eingeleitet war, ſo wurde ſie bald darauf durch die Trauung beſiegelt. Denn Heiraten mußten immer nach der Neujahrspredigt abgeſchloſſen werden (Storr, Alpenreiſe v. J. 1781, LI.). Iſt ſolch ein Stöcklein bewohnt, ſo werden es die buſchig breiten Geranienſtöcke verkünden, wenn ihre hochrothen Blüthen über das Fenſterlein hinabwuchern. Alsdann geht die junge Hoffrau mit einem recht werthen Sonntagsbeſuche im Sommer einmal hier herüber zur Großmutter, die den älteſten Honig hat, den beſten Kafee kocht, das Schmalz an den Küchlein nicht zu ſparen braucht und bei dieſer Gelegenheit ihre Schauſtücke und alten Angedenken aus dem Glasſchrank hervornimmt. Gleich auf der großen Ankenſchüſſel ſteht zu leſen:

Das Herz in meinem Leibe
Theil ich mit meinem Weibe.

Unter dem Spiegel liegt ein Chriſtuskindchen aus Wachs boſſirt in einem merkwürdigen Drahtkörbchen; oder ein gar nicht mehr känfliches Badenerkiſtli, eine buntbemalte Holzkiſte, wie man ſolche früher zu Baden den Gäſten feil bot. Nach der Hand macht man einen Spaziergang in den Baumgarten, der hinter dem Stöcklein beginnt und einem Wäldchen nicht unähnlich iſt. Eitler Verſuch, die zahllos wechſelnden Namen hier angeben zu wollen, mit denen die Bäuerin ihre Lieblingsſorten von Aepfeln, Birnen und Kirſchen aller Orten anders benennt! In den Wipfeln und auf beſonderen Stangen ſind Bretterkäſten angebracht mit rundem Schlupfloche, in denen die Staaren ſicher brüten können. Ein Lieblingsbaum ſteht dem Hauſe zunächſt, er trägt Aepfel oder Moſtbirnen. Man weiß, welcher Großvater ihn einſt pflanzte. Nun dient er als Blitzableiter. Der wäre ein Frevler, der ihn ſchädigte; man umwickelt ihn mit Strohbändern, wenn der Froſt kommt, man ſchüttelt und weckt ihn unter dem Weihnachtsgeläute, man reibt ihn ab mit jenem Wolllappen, mit dem man die Leiche eines Verwandten

abgetrocknet hat, damit er alljährlich reichlich trägt; man berührt ihn zu keiner der vier Fronfasten, damit er nicht unfruchtbar wird. Hier hat der Bauer nebst seinem Wohnhause den zweiten Aufenthalts- und Schutzort; hier am Stamme steht gewöhnlich der Dengelstock, auf dem er, wie er sagt, den Sommer und die Heuernte ankündigt. Und sogar für den Fall, daß sein Haus einmal abbrennen könnte, gedenkt er dieses Baumes mit einem Trostspruche:

Han ich au kei's Hüsli meh,
So mueß mer du di's Schutzdach ge.

Aehnliche fromme Rücksichten werden auch den Bienen gewidmet, deren Standhäuschen im Baumgarten ist, nicht weit entfernt von dem laufenden Brunnen. Wenn einst der Großvater die Augen schließt, dann wird sein Enkel an den Stand treten, jeden Stock rütteln und sprechen:

Bienen, unser Herr ist todt,
Verlaßt mich nicht in meiner Noth!

Denn den Tod des Hausherrn muß man seinen Thieren anmelden; unterläßt man's, so sterben sie ihm vor Heimweh nach. Wie gut läßt sich hier der tief sittliche Grund erkennen, welcher wie ein Schutzgeist den alten Aberglauben im Volke fort erhält. Denn wer in solchem Augenblicke einer lebenslänglichen Trennung bereits des Verstorbenen, seiner Lieblingsgeschäfte und Lieblingsgeschöpfe vergißt, der ist überhaupt einer dauerhaften Neigung unfähig weder für seine Leute, noch für seine Hausthiere.

Ein Bauerngärtlein ist ein Nutzgarten, ein Zwiebel- und Krautland, aus dem man an jedem Sommertage Salat und Kohl zum Zugemüse bricht oder auch feißten Mangold zur Schweinemast. Immer ist er nur klein; denn der Bauer wird sich wohl hüten, sein Land zu Nebenzwecken zu zerstückeln. Seine Lage gehört auf die Sonnenseite, wie könnte man sonst so früh im Jahre schon zu den Spinatkuchen und Krautwähen kommen, die man nach altem Brauch auf Ostern in jeder Haushaltung auf dem Tische erwartet. Der Zaun, der den Garten umgiebt, ist ein Lebhag, oder auch ein Scheitergatter, dessen Stäbe mit

dem Ziehmesser gerade geschnitzt und durch mehrere starke Hagscheiben aufrecht gehalten werden. Sie sind weiß angestrichen, die Lattenköpfe grün; das genügt, denn der Zaun ist nicht etwa der Pracht wegen da, sondern bloß zur Abwehr der Hühner. Ein schmales Thürlein führt in den fußbreiten Weg, der den Garten der Länge durchschneidet und durch einen zweiten in der Mitte rechtwinklig gekreuzt wird, so daß dadurch alles Gartenland in vier Hauptfelder zerfällt, die Schilde genannt. In dem schmalen Weglein kann man nicht selbander gehen. Aber für Spaziergänger ist hier überhaupt nichts gemacht, und wer den Ertragswerth des Bodens bis auf die einzelnen Halme berechnet, der wird ihn nicht auf Wege vergeuden. Der Nutzen ist des Bauers Ziel; nimmer Nutz, nimmer Guts. Jeder Gartenschild ist nach den Regeln der Wechselwirthschaft mit etwas Anderem besäet; es giebt also einen besonderen Zwiebelschild, einen eigenen Krautschild. Hier ist die eigentliche Elementarschule und das Seminarium etablirt für die Runkelrüben und Kabissetzlinge, die man nachher einmal auf die Universität des freien Feldes hinaus versetzt. In der Mitte der vier Schilde auf dem Kreuzweglein steht die Rosmarinstaude in ihrem eignen mit Buchs eingefaßten Rundell; wie ein Wächter steht sie auf erhöhtem Platze und schaut über alle andern Pflanzen hin. Sie ist das älteste Familienangedenken unter dieser jungen Pflanzenwelt, sie bezeichnet Geburt und Tod. Mit ihren immergrünen Schoßen geschmückt, trat einst der Hofbauer sammt seiner Braut zum Traualtare, die Pflanze wird einst auch seinen Söhnen und Töchtern zur gleichen Liebeszier dienen. Am Hochzeitstage theilt nemlich die Gelbe Frau, wie man die Pathin der Braut als deren Brautführerin nennt, jedem Gaste einen Rosmarinzweig aus; aber der dem jungen Ehepaare gegebene wird nach der Hochzeit sorgsam in einen Topf und mit dem Frühling ins Gartenland verpflanzt. Dies Symbol ausdauernder Liebe dient auch dem Kinde, mit einem solchen Zweiglein geht es zur ersten Communion. Und wieder erinnert dieselbe Staude an das Lebensende; einst stecken die Nachbarn ein Zweiglein an Rock oder Hut, wenn sie auf ihren Schultern die Leiche der Bäuerin

zu Grabe tragen. Der starke würzige Geruch, sagt man, stärke das Gedächtniß der Ueberlebenden an ihre Heimgegangenen. Nur etliche wenige Zierpflanzen stehen noch mit der Rosmarinstaude im gleichen Beete beisammen, jede ebenfalls mit ihrem besonderen Zwecke. Die mastigen Wurzeln der Meisterwurz (astrantia major) dienen gegen rheumatische Uebel; man legt sie auch dem Vieh in die Krippe und trägt sie mit sich über Feld, ein Schutzmittel gegen Zauber und fremde Bosheit. Minzenkraut, Pfefferkraut, die kleine Malve (Käspappel), Kamille und Stiefmütterchen (viola tricolor) ergeben jedes seinen besondern Thee. Lavendel und Eibisch dienen zu mildernden Umschlägen gegen Wunden und Geschwulst. Schon ehedem zu Pestzeiten hat bald ein Erdmännchen aus dem Jura, bald die Stimme eines Engels oder fremden Vogels diesen Lavendel den Leuten als Universalmittel anempfohlen, beim Sennenvolke ist er auch jetzt noch unter dem Namen Zipprio hochberühmt. Majoran gehört in das Küchenschubfach, ein unentbehrliches Würzkraut beim Wurstmachen. Die Blätter der Salbeistaude werden zu jenen Frühlingsküchlein verbacken, welche man Mäuslein nennt; die Sonnenblume („Sonnenwende") liefert gutes Brennöl. Das confessionelle Bekenntniß bringt seine eigene Blumenliebhaberei mit sich. Im Garten des Reformirten finden sich andere, in dem des Katholiken wieder andere Pflanzen bevorzugt. Ueberall und immer stehen sie jedoch nicht einzeln gepflanzt da, sondern stets haufen- und büschelweise auf einem Fleck beisammen. So will es der Geschmack des Bauern, auch seine Speisekarte lautet Viel auf einmal. Die Sternen- und Studentenblumen (Narcissen), die Frisli (Federnelken), die Stierenaugen (zwitterblütige Astern), die Tulipanen, die Krautnelken (Goldlack und weiße Levkojen), Himmels- oder Pfingstrosen mögen allenthalben beliebt sein; aber schon die letztere hat den Prozessionsschmuck herzuleihen zum Pfingst- und Fronleichnamsfeste. So wird beim Katholiken in irgend einer Gartenecke auch die Buchsstaude, die sog. Ephipalme, besonders stehen. Vorzugsweise von ihr pflückt sich die Knabenschaft die Palmsträuschen, steckt sie auf hohe Stangen, trägt sie am Palm-

ſountage zur Kirche und läßt ſie prieſterlich einſegnen. Alsdann vertheilt der Ortsprieſter ſolche von ihm geweihte Aeſtlein eigens den verſammelten Gemeinderäthen, die ſie feierlich in der Kirche umhertragen und damit Chriſti Einzug in Jeruſalem ſinnbildlich wiederholen. Mit demſelben Zweige wird auch der Sarg umflochten, mit ihm der friſche Grabhügel belegt, aus ihm der Wedel in der Weihwaſſerurne geflochten, der zur ſegnenden Beſprengung des Grabes dient. Man denkt ſich in ſeiner immergrünen Farbe ein Symbol des Sieges, den der Hingeſchiedene über die Leiden dieſer Welt errungen hat.

Ein Küchengärtlein hat für Bäume keinen Platz. Schattenbäume hindern den Pflanzenwuchs und ſind zumal dem Bauern unnütz, der den Tag über weit vom Hauſe weg im Felde draußen ſich müde hantirt. Aber der niedere Hollunder hat ſeine Stelle am Zaun und wird da mit ehrerbietiger Scheu behütet. Aus ſeiner Blüte wird Thee gegen Fieber, aus ſeinen Beeren ein herbes Obſtmus und eine wunderthätige Latwerge gekocht, die tellerförmigen Dolden verbackt man zu betäubend wirkenden Schmalzküchlein. Wegen der ſchwindelerregenden Wirkung von Blatt und Blüte heißt es, wer unter dem Hollerbaum einſchlafe, erwache nicht wieder. Er muß das oberſte Kreuzchen hergeben, das man auf die Stange der Oſterpalmen pflanzt, aus ihm ſchnitzelt man auch das proviſoriſche Grabkreuzlein, das einer Leiche vorausgetragen wird. Obſchon recht eigentlich ein Baum des Schattens und des Todes, nennt man ihn und jenes Grabkreuzchen mit auffallendem Euphemismus Lebelang. Er iſt der beliebteſte Platz im Verſteckſpiele der Kinder, wie der bekannte Spielreim es beſagt:

Sie ſitzen unterm Holderbuſch
Und machen alle Huſch-huſch-huſch!

Aus dem Hollerſchoß machen ſich die Knaben ihre Knallbüchſen und Waſſerſpritzen, aus dem Marke jene Purzelmännchen, die umgeworfen immer von ſelbſt wieder auf ihren genagelten Einfuß kommen. Das Mark taucht man ſcheibenweiſe in Oel, läßt es angezündet im Waſſerglas ſchwimmen und erkennt bei ſeinem Scheine in der Chriſtnacht alle Hexen, Zauberer und

Gespenster der ganzen Umgegend. Weil dieser Baum ein Geister abwehrender ist, so kommt er auch häufig auf den Düngerhaufen zu stehen, hilft diesen beschatten und feucht erhalten, zugleich aber auch das Vieh in der zunächst gelegenen Stallung vor bösem Schaden behüten. Im Volksglauben heißt es, ein beschädigter Hollunderbaum nehme Rache an seinem Schädiger. Ein Schmeichelname der Geliebten heißt Holderstock, indem man die eigene Holde zusammenhält mit der Liebesgöttin Hulda, in deren Namen der Baum ursprünglich geweiht zu sein scheint. Ganz besitzlos sein und keinen Holderstock haben, ist in der Volksrede synonym; dies zeigt folgender Reim, den ein Armer seinem reichen Nachbar spottend ans Fenster steckte:

Hesch drißig Küeh am Baren obe
und drißig vor der Thüre (auf der Alm);
Ich hab keis Vieh, kein Gitzibock
Und au kein einzige Holderstock,
Und lebe doch dafüre.

Auch dem Haselstrauch wird gern ein altes Erbplätzchen im Garten gegönnt, er ist gleichfalls etwas Unentbehrliches für die stille Uebung der Sitte, die den Gang und Verlauf des landwirthschaftlichen Jahres begleitet. Mit seinen Bartnüssen behängt man zu Weihnachten dem Kinde das Zimmerbäumchen; zu Ostern flicht man drei Ruthen von ihm zur Traggabel, auf die man den Busch der Osterpalme steckt; im Sommer soll er den Blitz vom Hause abhalten. Den Quellenschmeckern und Schatzgräbern muß er die in der Zwiesel gewachsene Sommerlatte liefern, die, wenn sie in dem richtigen Zeichen und unter den zutreffenden Sprüchen geschnitten wird, freiwillig an der Stelle anschlägt, wo der „Wunsch" verzaubert im Boden liegt. Aber noch vollgültiger als diese Bäumchen und Sträucher bleibt allenthalben die eine Haus- oder Donnerwurz (sempervivum tectorum), man pflanzt sie nicht eben aufs Dach, sondern nebenan am Zaune wird ihr ein Sonderpfahl mit einem Brettchen errichtet, auf dem sie wie auf einem Altärchen fortwuchert. Wie das getrocknete Rindshaupt hängt am Firstbalken der Heidenhäuser, um dem Ausbruch der Seuchen und dem Blitzschlag zu wehren; so hat

draußen vor dem Hause die Donnerwurz dieselben Dienste zu leisten. Man hängt sie in den Schlot, so kann keine Milchstellerin und Hexe hindurch fahren; man schält ihre fleischigen Blätter und legt sie auf Wunden und Quetschungen; man verkocht sie zu Thee gegen Schmerz und Ohrensausen. Treibt sie langstengelnde Blüten, was bekanntlich nicht alljährlich ist, so kann der Familie ein besonderes Ereigniß bevorstehen. Die weißblühende zeigt auf einen Todesfall, die rothstengelnde auf einen Glücksfall. Verdorrt sie gar, aber dagegen liegt sie immer in frischen Dünger eingebettet, dann droht auch die Haushaltung bald zusammen zu schrumpfen oder ganz auseinander zu gehen. Freilich nicht dieser Pflanze wegen; allein der hier einreißenden gröblichen Stumpfheit wegen, die dieses ehrwürdige Andenken der Väterzeit und des Vaterhauses achtlos hinwelken läßt. In allen ihren volksthümlichen Namen trägt sie noch die Abzeichen der ihr gewidmeten Verehrung. In der französischen Schweiz heißt sie Joubarbe, des Jovis Bart, wie in der deutschen Donnerbart; dagegen in der Saaser Mundart in Oberwallis heißt sie Frôwentrübli, die Traube jenes Gottes Frô, des Herrn, nach welchem ebendaselbst auch der Donnerstag noch Frontag genannt ist.

8. Die Hausthüre im Rechtsfrieden.

Das Germanenvolk hielt sich selbst für ein haingeborenes, baumentsprungenes Waldgeschlecht. Das ganze Weltgebäude dachte es sich unter dem Sinnbilde eines gigantischen Baumes, dessen Wurzeln die Schwellen legten zur untersten Schattenwelt, dessen Wipfel das Dach des Himmels trug, dessen breites Astwerk der Schöpfer zum tausendfachen Wohnhaus der Menschen zurecht gezimmert hatte. Als ein Abbild dieses Weltbaumes und seines darin waltenden Schöpfers dachte man sich den ragenden und tragenden Hochbalken in Tempel und Haus, das Sinnbild

geordneten Ebenmaßes, erhaltender Kraft und dauernden Schutzes; in dieſem gleichen Ideenzuſammenhange wurde auch das zweipfoſtige Thürgeſtelle, das mit dem wagerecht liegenden Jochbalken oben abſchließt und nach unten die Schwelle deckt, das naive Sinnbild des in ſich vollendet Abgeſchloſſenen und blieb religiös geheiligt und geweiht, ſo lange das bürgerliche Geſetz ſelbſt noch das Ergebniß des religiöſen Glaubens war. Eide wurden auf die Thüre abgelegt und des ganzen Erbes Beſitz damit angetreten, daß der Schwörende oben den Pfoſten und unten die Schwelle berührte. Nach dem Bilde dieſes dreigliedrigen Balkenbaues denkt ſich der Germane die ganze ſittliche und natürliche Welt geordnet; die Schöpfung iſt ihm eine dreitheilige, ihr Schöpfer ein Dreiherrſcher, der deßhalb in der Skalda der dreiwaltende Gott genannt iſt, Thrîvaldi. In dreierlei Volksſtämme hatte Plinius, in dreierlei Stände Tacitus das Germanenvolk eingetheilt gefunden; nur drei Jahreszeiten zählte und benannte es, die mit der jährlich dreimaligen Wiederkehr jener Volks- und Gerichtsverſammlungen zuſammenfielen, welche das Echtding oder die tria legitima placita, sc. judicia hießen. Seine Göttertrinität, die ihm wie allen andern Völkern gemein war, benannte es Wuotan, Donar und Frô (altnord. Odhinn, Thôrr und Freyr) und ſtellte dieſe drei Schöpfer von Raum und Zeit gleichfalls unter dem Bilde zweier durch den Deckbalken vereinigten Stützen dar; denn aller guten Dinge ſind drei, omne trinum est perfectum, oder wie Schiller dichtet: Dreifach iſt des Raumes Maß, dreifach iſt der Schritt der Zeit. Nach derſelben Norm ordnet der Germane Rede, Lied, Satzung und gerichtliche Zeitfriſt durchaus dreigliedrig. Wie wir unſer Wort ſetzen, unſern Brief ſtellen, unſere Periode bauen, ſo nennt er die Abſchnitte ſeines Geſetzbuches die gezimmerten Balken (altnord. bâlkr) und beſtimmt ihren innern Sinn und Zuſammenhang durch je dreimal wiederkehrende gleiche Alliterationsſtellen, die er die Liedſtäbe, die Pfeiler und Stützen der Rechtsſatzung nennt. Auch noch die nachmalige reimende Liedſtrophe iſt ſolcher Beſchaffenheit geweſen, da ſie aus den beiden ſich gleichen Stollen und dem Abgeſang beſtand. Eine

ſolche Strophe ruht auf zwei gleichen Stühlen oder Füßen und wird, wie ein Gezimmer und Haus, mit dem Abgeſang als dem darauf gelegten Giebelbalken gedeckt. Ein Lied wohl dichten, heißt bei unſern mittelhochdeutſchen Dichtern ihm ein Dach zimmern, gute Rede iſt des Sinnes Dach, das Lied iſt „ein in Form und Gedanken fertig abgeſchloßner Rederaum" (W. Wakernagel). Uebergehend auf den allgemeinen Namen, den der Germane ſeiner Gottheit gab, kann es nach dem eben Geſagten nicht verwundern, wenn Ruodolf von Fulda über die Nordſachſen berichtet, ſie hätten ihren Allgott unter dem Bilde und Namen eines mächtigen Tragbalkens verehrt: truncum ligni, non parvæ magnitudinis in altum erectum, sub divo colebant, patria eum lingua Irminsûl (Allſäule) appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia. Obſchon dieſe Irmenſäule als eine aus einem mächtigen Baum gehauene hochragende Bildſäule beſchrieben wird, iſt ſie gleichwohl nur truncus ligni genannt; und ähnlich iſt auch die dem achten Jahrhundert angehörende Meldung von dem Heiligenſtock in Neuſtrien „stips, diversis imaginibus figuratus", welchen der hl. Walaricus, † 622, umwerfen ließ, um ihn der heidniſchen Verehrung zu entziehen. Myth. 108. Der nachher zum Appellativ gewordene Eigenname der deutſchen Götter und ihrer Balkenbilder war althochdeutſch ans, ſächſiſch ôs, eddiſch âs, plur. ahd. ansî, mittellateiniſch Anses. — Aesir, hœpt und bœnd: Balken, Haften und Bande ſind die nordiſchen Benennungen der alle Weſen behaftenden und einigenden Götter. Wuotan als allwaltender Ein- und Allgott heißt Answalt, ſpäter verunſtaltet in Oswald. Das Wort ans aber erklärt ſich uns urkundlich in ſeiner doppelten Bedeutung von Balken und Gottheit. Ulfilas überſetzt δοκός Balken (bei Lukas 6, 42) mit gothiſch ans, während eben dieſes letztere ſein lateinſchreibender Landsmann Jornandes cap. 13 mit quasi semideus erklärt. Der Ans Wuotan iſt alſo der Wage- und Tragebalken des Himmelsgewölbes, oder er iſt auch dieſes letztere ſelbſt, wenn es ſich als Schirmdach niederſenkt auf das Gebirge, auf deſſen Höhen die übrigen Seligen beiſammen wohnen. Oberdeutſche

Urkunden, bei Meichelbeck Nro. 629 zum Jahre 843, verzeichnen noch die beiden merkwürdigen Eigennamen Kêrans und Folchans; der eine der speerschwingende Wuotan, und der andere dessen Sohn, der alles Landvolk in seine Himmelsräume einnehmende Donar. In seiner nackten Sinnlichkeit haben dies Wort unsere oberdeutschen Chronisten aufbewahrt. Der Berner Chronist Anshelm, dessen Name selber hier einschlägt, weil er synonym dem ahd. Cotahelm ist, citirt zum Jahre 1511 ein Schreiben der Freiburger Kriegshauptleute im Felde aus Varese: „Die Franzosen hattend die Bruck an der Treis ganz zerrissen und die Joch, Ansbäum und anderes geschleift." Tschudi 1, 128 zum Jahre 1231: „Der Graff von Safoi reit gan Bern vnd halff selbs den ersten ansbaum an die Bruck (der Aare) legen." — Schultheiß und Räthe zu Aarau kommen mit Wernher von Reitnau, ihrem Zimmermann und Brückenbauer, überein: Were aber, daz man Ansböm legen wurde, einen oder mer, darvmb sol man im taglön geben als vorbeschiden ist." Hans von Falkenstein schenkt (zu diesem Brückenbau): den burgern iiij Ansböm. Aarauer Rathsmanuale, fol. 117. 120. Walter Asenbovn, 1321 urkund. Zeuge zu Altorf in Uri. Chnecht Asenbovn, 1315 Zeuge eines durch Graf Friedrich von Toggenburg Namens des Glarner- und Urnerlandes geschloßnen Friedensvertrages. Kopp, Geschichts-Bl. 4, 312 Note 9, und 457, Urk. 13. Ansbaum, Asenbaum und Asnibaum, entsprechend dem ahd. âsôn, sich stützen, bezeichnet im Lande Obwalden den horizontal über dem Feuerherd liegenden Doppelbalken, an dessen Stäben das Rauchfleisch hängt, und das an der Diele angebrachte Gestänge zum Trocknen der Lichtspäne. So stellt sich also das Wort ans unbezweifelbar in seiner sinnlichen Bedeutung heraus als trabs, internodium lignorum, und aus dem bisher Angeführten erhellt, wie in diesem Worte die Begriffe von Tragbalken und Säule, Brückenjoch und Bergjoch, Hausstütze und Himmelsstütze, Hausherr und Himmelsherr, mit correcter Sinnbildlichkeit in einander übergehen. Ist das Götterbildniß also der zum Wagebalken der Thüre gezimmerte Baum, steht das Götterhaupt büstenartig ausgeschnitzt am Balkenhaupte und Hochsitze des Hauses, oder auch am Spiegel des Wikin-

gerſchiffes, ſo iſt ſchon hier im Voraus einzuſehen, warum noch nach der Behauptung des ſpäteſten Aberglaubens die böſen Hausgeiſter, Zauberer und Hexen, auf der That ertappt, ſich ſchleunig in unfaßbare Balken und Baumſtämme verwandeln (vgl. Aargau. Sag. Nro. 371), mit andern Worten: Die Geiſter ſchwinden wieder in die götzenhaften Schnitzbilder zurück, die einſt ein Abbild von ihnen geweſen waren.

Im Norden hieß der techniſche Name für ein ſolches Götterſchnitzbild skurgodh, von skurd, sculptura; im Süden ſcherzt die volksthümliche Rede jetzt noch über den mürben Herrgott mit ſeinem hölzernen Biſchof, buchsbäumigen Pfarrer und hagebuchenen Küſter. Die Phraſe deutet zurück auf jene geſchnitzten oder thönernen Zwergenpopanze, die mit dem Ausdruck plumper Lachluſt auf Schränken und im Getäfel der Wohnſtube aufgeſtellt waren. Sie ſind die ſpäten Nachkommen und Ueberbleibſel jener kleinen elbenhaften Hausgeiſter, welche den römiſchen Laren und Penaten gleich, im Innern des germaniſchen Wohnhauſes ſtanden und ihren Schirmdienſt verrichteten, die ſog. Heimchen und Heinzelmännchen, Diminutivnamen von Heimo, Heim (=atsgott). Ihre älteſten deutſchen Namen ſind hûsing, Hausabkömmling; stetigot, Gott der Wohnſtatt; ingoumen, Hüter des innern Hauſes; ingesîde, daz liebe heilige ingesîde, das himmliſche Ingeſinde des Hauſes. Sie ſind Herdgötter, und da der Herd für ſie die Thüre bildet zu ihrer unterirdiſchen Wohnung, ſo iſt die Folge davon, daß ſie ſpäter einmal ſelbſt zu Unterirdiſchen, zu Erdmännchen, zwergenhaften Haus= und Schiffskobolden (Klabautermänneken) werden, wie auch der römiſche Lar auf larva, Geſpenſt und Dämon führt (Myth. 468).

Wohl noch jetzt wird jenes alte Bauernhaus in Tegerfelden vorhanden ſein, in welchem nach den Aargau. Sag. 1, pag. 305 der ſchon durch Prieſtergebet hinweg beſchworne Hausgeiſt an vorbeſtimmten Abenden zwiſchen Feuer und Licht wieder einkehrt, zum Herde hintritt, bis zu deſſen oberer Platte des Männleins Geſtalt eben hinauf reicht, und mit ſtummer Friedfertigkeit in das Kochfeuer hineinſtaunt. Dieſe Hausgei=

ſter ſind von doppelter Art, die einen ſind ausſchließlich an das Wohnhaus geknüpft, und dies iſt eben der vorhin namentlich angeführte Stättegott und genius loci; die andern dagegen ſind der mit der Familie vom Hauſe wegwandernde spiritus familiaris. Jene haben kleine Niſchen ſowohl in der Wand neben den Herde (Aſchenloch), als auch hinter dem Stubenofen (die Hell), wo man ihnen ihr Brod und Milchnäpfchen hinſtellt; ihretwegen widerfährt auch dem Ofen beſondere Verehrung, wenn ihm in Spiel und Märchen gebeichtet, oder wenn er zur Spielſtrafe geküßt und knieend angebetet wird. Sie verbleiben ſtandhaft im Hauſe, wenn dieſes auch ſchon ſeit Jahrhunderten ſeine Geſchlechter und Beſitzer geändert hat. Der spiritus familiaris dagegen wandert, wie die trojaniſchen Penaten mit Anchiſes, aus der verlaßnen Wohnſtatt in die Fremde mit fort, denn er iſt das urſprüngliche Götter- und Ahnenbildniß ſelbſt, ohne welches man dem neu zu ſuchenden Wohnplatze nicht mit Glück nahen kann. Das ſind mithin die wirklichen Balkengötter geweſen, ſie haben als ſolche nachweisbar bis auf unſere Zeiten fort gegolten. So wird Gott Thôrr in Hymisquidha-Saga der Schiffswaltende genannt, und es iſt bezeugt, daß größere Fahrzeuge ſein Bild als Galeon führten; Mannhardt in Wolfs Zeitſchrift 2, 313. Nordlandsfahrer, die ſich Island näherten, um ſich dorten anzuſiedeln, pflegten die miteingeſchifften Pfeiler des heimatlichen Hochſitzes aus dem Schiffe ins Meer zu werfen und da ſich anzuſiedeln, wo jene landeten. Geijer, ſchwed. Geſch. 1, 104. Der Volksglaube auf Inſel Rügen theilt jedem Seeſchiff ſeinen Schiffsgeiſt zu, den Klabautermann, der auf folgende Weiſe zum Entſtehen kommt. Hat ein Kind einen Bruchſchaden, ſo ſpaltet man einen jungen Eichbaum, zieht daſſelbe bei Sonnenaufgang dreimal durch die Spalte und verbindet ſie wieder. Mit dem verwachſenden Baum verwächſt auch der Bruch. Stirbt ein auf dieſe Weiſe geheilter Menſch, ſo geht ſein Geiſt in den Baum über. Wird dieſer nach Jahren zum Schiffsbau tauglich und dazu benutzt, ſo entſteht aus dem im Holze weilenden Geiſte der Klabautermann. Wenn das Schiff auf dem Stapel ſteht und das letzte Stück Holz darin

angebracht ist, dann geht auch der Klabautermann darauf. Kommt dasselbe in Noth, so macht er großen Lärm; reißt eine Seitenplanke ein, bricht der Mastbaum, so vermag er beides im Sturme noch festzuhalten, obschon er nur ein kleines Männlein ist und ganz feine Hände hat. Wolf Zeitschr. 2, 141. Der Sinn dieser Schifferſagen erklärt sich leicht; die Seele des Abgeschiedenen wird wieder die eines Kindes, und da sie aus dem Waldbaum geholt worden ist, geht sie wieder in diesen zurück. Nicht bloß Wald und Hain also, sondern folgerichtig auch der einzelne altvererbte Balken konnte auf diese Weise ein Gegenstand des Cultus werden. Darum werden noch in manchen Kirchen solcherlei altgeheiligte Balken unter verschiedenen anekdotenhaften Angaben vorgewiesen; so der Balken des heil. Burkhard im Freienämter Dorfe Beinwil, und ähnliche in der Kapelle von solothurnisch Stüßlingen, in der Kapelle von Rollbach im Speſsart, in der Münchener Frauenkirche. Hiebe man den Pfahl um, der im Städtchen Klingnau morsch und zwecklos unterhalb der Schloßruine steht, so käme dorten der Schwarze los, ebenso wie das Landvolk bei Au am Zürichsee noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen gewissen Holzblock daselbst nicht von der Stelle schaffen ließ, weil es ein großes Uebel für die ganze Umgegend damit anzurichten fürchtete. Das Ausführlichere hierüber ist bereits in den Aarg. Sag. 1, pag. 47 u. 75 erzählt und erklärt. Beim Orte Steeg in Tirol zeigt man einen Platz, auf dem ein durch einen Hausgeist beunruhigtes Wohnhaus abgebrochen wurde, um es an einer andern Stelle aufzubauen; nur die Thürschwelle wurde an Ort und Stelle zurückgelaſſen, damit das Gespenst auf dem alten Platze gebannt bleibe. Zingerle in Wolfs Ztschr. 2, 347. Gleiches über eine unter Letten und Ehsten lang nachdauernde götzendienerische Verehrung der Balken und Pfosten erzählt aus der Gegenwart Rußwurm: Eibofolke §. 353; die schwedischen Pastoren hatten noch im 17. Jahrhundert über die Verehrung eines Eichenbalkens am Strande des Peipus Klage zu führen, und einen Pfosten bei Klein-Lechtigal wagte man nicht von der Stelle zu nehmen.

In der vorsätzlichen Kürze dieser Einleitung war erst zu erweisen, daß und warum der Germane die Pfosten seines Wohnhauses, die drei Balken der Hausthüre, als Sinn- und Abbilder seiner Schutzgötter verehrte, damit wir mit diesen gerechtfertigten Vordersätzen nun zur Sache übergehen und die Hausthüre mit ihren religiösen und rechtlichen Bestimmungen schildern können. Das hiefür uns zu Gebote stehende Material ist solcher Art und Alters, daß die Ergebnisse noch eine ursprüngliche religiöse Anschauung an sich tragen und mit dieser erst auf die rechtsgeschichtliche überleiten.

Wenn das Recht der Stadt Ens vom J. 1212 die Heiligkeit des Hausfriedens mit dem Satze bezeichnet: unicuique civium domus sua sit pro munitione, so fühlt sich der Herausgeber Gaupp (Stadtrechte 2, 211) dabei an die berühmte englische Redensart erinnert: my house is my castle. Dies ist ganz zutreffend für die Fehde- und Faustrechtszeiten, wo das Gesetz dem Wehrlosen in seinem uneingefriedeten Hause die gleiche Sicherheit zusagt, die der Adelige hinter seinem wehrhaften Thurm sich selbst verschafft. Gleichwohl muß auch schon dieser Rechtssatzung ein früheres Glaubensmotiv vorausgegangen sein, durch welches jede Wohnung mit ihren idealen Grenzen der Dachtraufe, des Dachrafens, der Thüre und ihrer beiden Schwellen geheiligt und unzugänglich gemacht war. Denn darum erst, weil über einer jeden dieser einzelnen Grenzen auch eine einzelne Schutzgottheit waltend gedacht war, hat jede unbefugte Ueberschreitung hier für eine gegen diese mehrfachen Götter begangene gesteigerte Ruchlosigkeit gegolten und ist von den Rechtssatzungen unter dem Namen der böswilligen Heimsuchung mit einer um jeden weiter vordringenden Schritt des Unbefugten sich steigernden Buße belegt worden. Schwäbisch Epfendorf war einst ein zum Kloster Petershausen gehörender Freihof; der diesen Hof betretende, sagt die Offnung, sollte damit gegen jeden fremden Verfolger ebenso gesichert sein, als ob er in eine Kirche getreten wäre, und will sein Gegner nicht ablassen, so ist dem Hofmeier das Recht ertheilt: „er mag im den kopf auf seiner hausschwellen abhawen, vnd sol im drei heller

vf das herz legen, hiemit hat er in gebüeßet vnd (ist) weiter darumb niemand nichts schuldig." Uhland in Pfeiffers Germania 4, 90 ff. Aehnlich sagt auch das Laufenburger Stadtrecht, gegeben 1315 von Graf Johannes Habsburg-Laufenburg: „Wer den andern in seinem haus benöten will, mag der gewinnen sein überhand: er soll in erlegen auf die schwellen, also daß der körper außerhalben der schwellen liege, vnd soll ime das haupt abschlahen, es sei pfaffen, layen, ritter oder knecht. Er soll dasselbe haupt nemen bei dem har, dem cörper nachwerfen vnd sein tür zuethun." Abschriftlich im Laufenburger Stadtarchiv, ungezeichnet, Fol. 95. Der Hausherr darf den bis über die Hausschwelle unbefugt Eingedrungenen erschlagen; die Schwelle des Hauses bleibt in den Bestimmungen über den Hausfriedensbruch das Bedeutungsvollste, so in den österreich. Weisthümern (Samml. von Kaltenbaeck) 1, 16: so bald er vnder dy dachtropfen khumt oder den ainen fueß über das drischybl setzt: LXXVIII, 10. Die Dachtraufe formirt den Ambitus des Hauses; wer über die Schwelle tritt, gelangt in das Haus selbst, daher ist an dieser letzteren Stelle der Wandel dessen, der „in gevar" über eines Anderen Schwelle läuft, doppelt so hoch als desjenigen, der ihm unter die Dachtropfen nachläuft. Osenbrüggen, der Hausfrieden, S. 12, Note 4. Wenn dabei dennoch von einer für den begangenen Todtschlag zu entrichtenden Buße die Rede ist, so ist dies eine in verächtlichem Sinne gemeinte Scheinbuße, in welcher das zu zahlende Wergeld in einem Minimalwerthe durchschimmert. So schreiben die von Osenbrüggen erörterten österreichischen Pantaidinge (Wien 1863, 42) vor, es seien drei Pfennige auf drei Wunden des Getödteten zu legen, eine Compositionsart, die wiederum eine Folge der verbreiteten Satzung ist, daß wenn mehrere Verletzungen vorgekommen sind, nur drei berechnet werden sollen. Das Meraner Stadtrecht bestraft die Verfolgung bis unter die Dachtraufe mit der Hälfte der Hochbuße, dagegen die Ueberschreitung der Schwelle mit der ganzen: kumpt aber der, der in da jagt, fürbaz vnz über daz drischûvel, so sol er ze ganzer buoze geben 50 pfunt. Haupt, Ztschr. 6, 429. Und in der 1509 geschriebe-

nen Dorfordnung des bei Meran gelegenen Ortes Schenna ist dem Dorfknechte auch bei seiner Amtsverrichtung nicht gestattet, die Schwelle des fremden Hauses zu überschreiten; trifft er beim Aufbieten zu Gemeindeversammlungen einen Gemeindegenossen nicht zu Hause, so soll er drei Steine auf die drischubel legen und damit jenen giltig geboten haben. Frommann, Mundarten 5, 370. Das Vorbild zu dieser Dorfsatzung liegt in der Lex Bajuwariorum (Pertz, Leg. III. 420): Nemo ingrediatur alienum domum per violentiam; et postquam intraverit et se cognoscerit reum, injuste quod intrasset: det wadium (ein Pfand) domini domus; et si ille defuerit, mittat ipsum wadium supra liminare, et non cogatur amplius solvere quam 3 solidos. Am genauesten aber unter den hier einschlägigen und dieser Arbeit zu Gebote stehenden Satzungen wird im Augsburger Stadtrecht, Art. 184, also unterschieden: Swer den andern jaget mit gewafneter hant in eines mannes hûs, wes daz ist, slehet er nach im in daz bîstal, oder in die tür, oder in daz driscufel (Lesart driuschiuvel), oder in daz übertür, so hat er den wirt vil sere geheimsuochet. Grimm, RA. 891. Hier wird die Thüre gradweise nach ihren drei Theilen als ein dreifacher Friedkreis, dessen letzte und heimlichste Grenze die Schwelle ist, angesetzt, und hier ist es nun am Platze, die alterthümliche Bauart der Thüre und ihrer Einzeltheile in Erklärung zu nehmen.

Die Thüre zerfällt nach obigen Benennungen erstens in das Bîstal, das im Berner Oberlande noch das Bîstel genannt ist, Stalder 1, 175; es ist die Doppelsäule der beiden aufrechten Thürpfosten. Zweitens wird dann die Thüre selbst genannt. Diese aber bestand, wie es die im Namen vorherrschenden Pluralformen erweisen (goth. daurôns, ahd. turî, lat. fores), aus einer Zerlegung des Brettes in zwei wagerechte Hälften, aus einer Ober- und einer Unterthüre, so daß man die obere Hälfte ladenartig nach innen zurückschlagen und auf die geschlossene Unterthüre als auf eine Fensterbrüstung sich herauslehnen konnte. Richters bekannte Illustrationen zu Claus Groths Quickborn zeichnen so heute noch die Thüren norddeutscher Bauernhäuser.

Auch die Unterthüre bestand aus einem ähnlichen sich nach innen öffnenden Flügel, welcher offen stehend als Einschlupf für Geflügel und kleine Kinder diente; daher die Phrase der Demüthigung: er muß mir unten durch, oder der noch in Hessen und der Wetterau durch die Rechtssatzung erzeugte Aberglaube (in Wolfs Beitr. 1, 217): Wenn man durch eine Unterthüre kriecht, so hat man Unglück. Waren beide Flügel einer solchen Thüre icht geschlossen, sondern nur angelehnt, so kam der unversehens Hereinlaufende allerdings buchstäblich mit der Thüre in's Haus gefallen, und in derselben Art entstand die andere Formel, einen mit der Thüre vor den Kopf stoßen, wenn man gegen einen unbegehrten Besuch die Oberthüre von innen plötzlich zuschlug. Statt der älteren Oberthüre mit ihrem Abschlusse des nackten Jochbalkens hat der spätere Holzbau einen mit Schindeln gedeckten Wandvorsprung bekommen, Vorhäuslein, Für- und Schirmdächlein genannt, und ein gleiches Fürdächlein zieht sich zuweilen auch noch über der Fensterreihe des ersten Stockwerkes hin. Nun folgt der dritte Theil der Thüre, die Schwelle, Drischübel genannt. Bevor man aber an die Erklärung dieses Namens geht, ist das eben Dargestellte erst aus den Sprachdenkmälern nachzuweisen und zu erklären. Jener althochdeutsche Vocabularius, welcher dem heil. Gallus zugeschrieben wird, kann zwar nicht vom heil. Gallus († 640) selbst herrühren, weil in diesem gleichen Codizel auch Astrologica vom heil. Beda († 734) mit vorkommen. Jedenfalls aber gehört dieses St. Galler Schriftstück noch der Zeit des heil. Othmar an, somit der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts. Dasselbe benennt nun die eben geschilderte Beschaffenheit der Thüre in ihren einzelnen Theilen folgendermaßen: poste(s) turisuli, die Thürsäule; suplimitas ubarturi, Ueberthüre; ostium turi, die Gesammtthüre; sublimitare (statt superliminare) drisgufli, das Drischübel. Aehnlich wird dieselbe Reihenfolge der Begriffe in andern althochd. Glossen, z. B. in Hoffmanns Sumerlaten, pg. 51ª, aufgeführt: postis turstudil (Stud, Thürpfosten) superliminare vbertver, janua tver, limen driskuwil.

Es beginnt die Betrachtung dieser Theile im Einzelnen,

zuerſt des Thürgerüſtes. Sein älteſter Name iſt Seule und Stud; in den Schlettſtädter Gloſſen (Haupts Ztſchr. 5, 334ª) postes turistuodil, die Thürſtud, der Standbalken. In dieſem Namen begegnet zugleich jener der Hochſtud, durch welche das Innere des Hauſes den Götterſchutz genoß, wie das Aeußere des Hauſes durch die Thürſtud den Rechtsſchutz. Dieſe iſt alſo erſt eine Folge von jener, denn ſo lange ſchon iſt der Innenbau des Hauſes ein veränderter, daß die Hochſtud nun unſerer Anſchauung ganz mangelt und auch in den Satzungen nicht mehr erwähnt wird. Nur ausnahmsweiſe kennt man in unſern Juradörfern irgend ein vereinzeltes ärmliches Strohhaus, in dem der auf der Bauſtelle geſtandene Nußbaum mit ſeinem Aſtwerk zur Stud zugeſtutzt und als Stützbalken der Firſt mit in's Haus eingebaut worden iſt. Nach Reinbots von Durne mhd. Legende vom heil. Georg umfaßt dieſer Heilige im Hauſe der armen Frau den Stützbalken, worauf dieſer ſofort ſich in einen zwölf Ellen hohen, breitäſtigen Baum verwandelt, unter deſſen Blüten, obwohl es Winter iſt, Vögel ſingen und erquickende Früchte hängen. Statt dieſes ragenden Hochbalkens der urſprünglichen Bauart gilt der Name Stud nun dem Mittelbalken des Einbaues, der ſenkrecht auf die Sellen oder Querbalken trifft. Dennoch iſt auf dieſen die ſeinem Vorgänger gewidmet geweſene Verehrung übergegangen und verräth ſich in halb kirchlichen, halb abergläubiſchen Bräuchen. An ihm pflegt man den letztgeſchnittenen Aehrenbüſchel der Kornärnte, das ſog. Glückskorn, aufzuhängen; hier haben die kirchlich eingeſegneten Oſterpalmen ihre Stelle, die für feuerabwehrend gelten; hier hängen beſondere Fläſchlein, mit Weihwaſſer gefüllt, zu geheimnißvollen Salubritäts- und Sicherheitszwecken. Neben der Waſſerbeſprengung mit dem heidniſchen Heilawâc werden der Stud auch Frucht- und Blumenopfer, alſo gerade die Erſtlinge dargebracht. Und ſo werden ſich nachher bei Beſprechung der Schwelle gleichfalls ähnliche Spuren von Opferung junger Thiere und Einmauerung kleiner Kinder verrathen. Die Stud dient ferner zur Schickſalserforſchung; denn in derjenigen Richtung, in welcher bei einem Hausbrande die Hochſtud ſtürzt, nach dieſer hin wird

auch die nächste Brunst entstehen. Zugleich ist sie denjenigen Hausgeistern zum Wohnsitze angewiesen, die sich durch ruhelose Ungeberdigkeit lästig machen, jedoch ohne Gefahr für den Hausbestand nicht gänzlich aus der Wohnung hinweg gesegnet werden dürfen.

Erst wenn ein solches Haus abgebrannt ist, kann man des Hausgeistes los werden, insofern man das alte Gebälke unbenutzt auf der Brandstelle liegen läßt und nicht wiederum verbaut; darin muß der Kobold dann zurückbleiben: Aarg. Sag. Nro. 59—62. Die Lex Baiuwar. (Pertz Leg. 3, 308) zählt der Reihe nach das Gebälke der Wohnung und dessen gesetzlichen Werth im Einzelnen auf, nach dem es bei Hausbruch und Brandstiftung vergütet werden muß. Die Firstsäule (Firstsûl) wird mit 12 Solidis vergütet; die innere Angelsäule (winchilsûl) mit 6, und jeder Wandbalken (quos Spanga vocant, eo quod ordinem continent parietum) mit 3 solidis. Alle übrigen Balken des Gebäudes werden je mit einem solidus vergütet.

Es zeigt sich also klar, daß hier die Stud noch etwas vom Ansehen des ehemaligen Hochsitzes hat, an welchem die Bildnisse und Abzeichen der Hausgötter angebracht waren, wie denn der Name Stud jetzt noch allenthalben nicht bloß den obrigkeitlichen Pranger und Galgen, sondern auch den Feld-Bildstock und das Heiligenbild mitbezeichnet; daher z. B. jene Nikolausstud im Seehafen zu Zürich und zu Luzern, ebenso die nach dieser Stud des Schutzpatrons der Schiffer sich benennende oberrheinische Flößerzunft der Stüdler. Auch gezaubert wird an der Stud. In sie nagelt man unter Nennung der drei höchsten Namen und desjenigen Feindes, den man magisch in die Ferne hin zu tödten sucht, den obersten Schoß, die sogenannte Kerze eines Tännleins. Mit dem verdorrenden Zweig stirbt auch der Gegner ab.

Ein gar merkwürdiger alterthümlicher Zug solcher Art wird aus dem westfälischen Landleben durch Woeste in Wolfs Ztschr. f. Myth. 2, 98 gemeldet. Der dortige Bauer verleugnet unter dem Gebälke seines Holzhauses noch nicht jenes deutsche Gemüth, das für seine Erhebung zum Ewigen einst in die Eiche

des heil. Haines emporſchaute; er legt daher demjenigen Raum im Hauſe die meiſte Heiligkeit bei, welcher aufwärts und umwärts den größten freien Raum darbietet. Dies war urſprünglich der innere Dachſtuhl, zu welchem durch das noch hohle Haus Feuer und Rauch des Herdes emporſchlug, wie jetzt noch in den Alphütten. Daher heißt dieſer nun mit Bretterwerk unterſchlagene Raum oberdeutſch immer noch Fü'rbühne, Fü'rdieli, Rueßdieli, Himmel und Himmlezi; denn Himmel iſt zugleich coelum und tectum, das Ueberkleid der Erde und des Hauſes. Einen ſolchen Ueberblick vom Erdgeſchoſſe des Hauſes bis unter das Dach hinauf erlaubt jetzt nur noch die eine Stelle unter der Bodenluke auf der Tenne, in Weſtfalen Balkenhuol genannt. Auf dieſer Stelle wurden und werden die ländlichen Ehen geweiht, hier wurden die Eide geleiſtet, hier muß am Tage der Beerdigung der Sarg ſtehen, bevor er zum Gottesacker geführt wird; hier unter des Sterbhauſes Balkenhöhle, ſchreibt das Lüdenſcheider Recht vor, haben die Hinterlaſſenen zu ſtehen und zu beſchwören mit leiblichem Eide, daß ſie nichts von dem zu theilenden Erbe voraus ſich zugeeignet haben.

Jedoch wir haben uns von der Hochſtud im Hausinnern nun heraus zu wenden zu ihrem Abbilde, dem turistuodil und der turisüli. Unter den hier vorkommenden Rechtsbräuchen dürfen die altteſtamentlichen nicht übergangen werden. Die Sprache des Morgenländers pflegt den Namen Pforte ſtatt Wohnhaus und Palaſt zu brauchen; ſo redet die Bibel von den Pforten der Hölle, der Türke von der Hohen Pforte des Sultans.

Nach hebräiſchem Rechte wird an Thüre und Thürpfoſten derjenige körperlich behaftet, der nach ſechsjährigem Knechtsdienſte ſeine Freilaſſung ausſchlägt: So bringe ihn ſein Herr vor die Götter und halte ihn an die Thür und Pfoſten, und bohre ihm mit einem Pfriemen durch ſein Ohr, und er ſei ſein Knecht ewig. 2. Moſ. 21, 6.

Ein ähnliches Beiſpiel der Güterauflaſſung nach Bajuwariſchem Rechte enthalten die Tradit. Frising. I, Nro. 607.

Der Edle ſteht hier ſchwertgegürtet unter dem Dreigebälke ſeiner Hausthüre: viriliter circumcinctus gladio suo stetit in medio triclinio domus suae, und übergiebt ſeine Güter an die Freiſinger Kirche mittels feierlicher Berührung der Thürbalken: per superliminarem domus suae. Schwindet der alte Rechtsbrauch, ſo ſetzt ihn wenigſtens der zaubernde Aberglaube noch eine Weile fort; wie, dies ergeben nachfolgende Beiſpiele.

In einer hölzernen Säule vor dem Gemeindehauſe zu tirol. Fiß findet man hunderte von hölzernen Nägeln eingeſchlagen, von denen manche auf ein mehrhundertjähriges Alter ſchließen laſſen. Zieht man einen heraus, ſo findet ſich im Bohrloche ein Büſchel Thierhaare, die man zur Nachtzeit hier eingekeilt hat, damit man Glück habe mit der Heerde. Zingerle, Tirol. Sitt. Nro. 952. Wen die Nachtmahr beſucht, bohre ein Loch unten in die Thür und lege ſoviel Schweineborſten hinein, bis es ausgefüllt iſt. Wer Warzen hat, nehme eine große braune Schnecke und nagle ſie mit einem hölzernen großen Hammer an die Thürpfoſten. Myth. Abergl. Nro. 878, 975. Wenn ein Kind einen dicken Nabel hat, ſo nimmt man einen gefundenen Nagel und ſchlägt ihn unter drei Vaterunſer in der Höhe von des Kindes Nabel in die Thüre. Wolf Beitr. 1, 208. Die Inſelſchweden auf Worms ſetzten zur Zeit der Peſt ein angebohrtes Stück vom Vogelbeerbaum, der im Norden Thôrrshülfe heißt, in die Thürpfoſten und verkeilten das Loch mit einem gleichen Holze; ſeitdem iſt auf dieſer Inſel die Peſt nicht mehr erſchienen. Gegen Viehſeuchen ſchnitt jene Inſelbevölkerung einem Schafe den Kopf ab und nagelte ihn über die Stallthüre: eine Kuh begrub man ſtehend in die Grube vor der Pforte, mit dem Kopfe nach dem Stall gewendet; ein Hufeiſen nagelte man zugleich auf die Schwelle, da Eiſen gegen Zauber ſchützt. Rußwurm, Eibofolke Zweit. Th. Pag. 281, 283, 402.

Der Thürpfoſten erklärt uns endlich auch die Art und Weiſe, wie man im Heidenthum jenes ſeit Karl d. Gr. ſo oft verbotene Nothfeuer angemacht hat. Wer mit aufmerkſamem Blick manches ältere Bauernhaus im oberen Suren- und Winenthal betrachtet, wird an beiden Thorpfoſten von Scheune

und Stall manchmal ein paar, oft sogar eine ganze Reihe sich gegenüber stehender alter Bohrlöcher bemerken, die theils ganz ausgerundet und ausgeglättet, theils aber ebenso tief ausgebrannt und verkohlt sind. Sie sind am häufigsten noch an solchen Wohnungen zu sehen, die auf einem besonders engen Platze, in geschlossener Dorfgasse oder sonst an einem Bächlein in der Schlucht gelegen sind, also thalauf und thalab nicht wohl umgangen werden können. Auf die Nachfrage über Ursprung und Zweck dieser Brandlöcher erhält der Fremde die sonderbar lautende Antwort, sie rührten her vom Ankenmilchbohren, einem einst unter der Dorfknabenschaft üblich gewesenen Spiele, das nun wegen Feuergefährlichkeit allgemein verboten sei. Ein glücklicher Zufall aber gibt uns genauesten Bericht über Bewerkstelligung und Absicht dieses vermeintlichen Knabenspieles, und Nachfolgendes stützt sich getreu auf die Schilderung, die ein katholischer Bauer aus dem Luzernischen Amte Münster nach seiner eigenen Jugenderinnerung hierüber gemacht hat.

Je zur Zeit der Sonnenwende (namentlich um Johannis, 24. Juni) hat sich die Knabenschaft des Ortes ein Haus ausgesucht, dessen Lage an einem Bächlein in der Thalenge zum Ankenmilchbohren eine passende und dessen Eigenthümer mit dem Spiele voraus einverstanden ist. Hat man die Wahl, so trifft sie auf ein wohlhabenderes Haus, das am Ende die ganze Genossenschaft zu beköstigen vermag. Mit anbrechendem Abend macht man hier in gleicher Höhe der beiden Thürpfosten ein doppeltes Bohrloch, spreizt der Quere nach eine starke widerhaltige Stange hinein und verstopft sie an beiden Enden mit harz- und ölgetränktem Werch. Hierauf wird ein klafterlanges Seil in einmaliger Schlinge darumgebunden, zwei Bursche, die Brüder sind oder gleichen Taufnamen und gleiches Altersjahr haben, fassen die beiden Seil-Enden, ziehen sie wechselweise an und beginnen so die Stange wie einen Wellbaum hin und her zu drehen. Durch das schnelle Umdrehen der Stange und das Reiben des Strickes an beiden Bohrlöchern bricht aus diesen allmählich Rauch und Glut hervor und wird mit bereit gehaltenem Zunder genährt und gemehrt. Endlich hat man das be-

gehrte neue und pure Feuer. Es wird mit einem allgemeinen Freudenruf begrüßt, eigene Sprüche und Reime werden dazu gesagt und gesungen. Nun greift man zu dem schon vorher im Dorfe zusammengebettelten und hier in der Nähe aufgeschichteten Brennmaterial. Die Haufen von Bohnenstroh, von Hanf- und Flachsabgang, von zerrissenen Körben und Zeinen werden in Brand gesteckt, lodern in doppelter Reihe durch die schmale Gasse hinunter und beleuchten die beiden Wände der Thalenge. Auch dem Bächlein werden seine Feuerbüschel auf Brettern und in Körben zugetragen, die es lustig thalab wirbelt, begleitet von der bekannten scherzhaften Reimfrage der Knabenschaft, wer heute den Rheinstrom verbrannt und wer ihn wieder gelöscht habe. Während der Abglanz der still hinschwimmenden Feuerbüschel das nächtliche Ufer umleuchtet, bemächtigt sich der staunenden Knabengemüther eine enthusiastische wilde Lustigkeit. Sie halten ihre Kienfackeln bereit, entzünden sie an der neu gewonnenen Flamme und rennen damit in langer Feuerzeile hinaus auf die Almend, um diese zu durchräuchern. Das ist die „Weidbräuki", die Beräucherung der Viehweide, damit vertreibt man alle die Frucht beschädigenden Feldgespenster, alle das Milchvieh behexenden Weiber. Sind die Fackeln auf einem Ziel der Hutung schließlich auf einen Haufen geworfen und zusammengebrannt, dieser Ort wird davon die Feuerbraschlete genannt, so streut man auf dem Rückwege die Asche in die Saatfelder und macht sie damit fruchtbar. Heimgekehrt, kann ein noch ernsteres Geschäft folgen, dasjenige der „Hüsbräuki." Nicht allein Wunn und Weid, sondern namentlich auch die Wohnstatt soll mit reinem Feuer neu geweiht werden. Hat der Bauer einen Neubau bezogen, hat der Mieths- und Lehenmann die Wohnung gewechselt, so beräuchert ihm die Knabenschaft das neue Quartier, und er beköstigt sie und seine Verwandtschaft dafür mit einer Abendmahlzeit. Jedoch hinter diesem ziemlich allgemeinen Brauche steht immer noch der weit ältere und drum längst zum Mißbrauch gewordene, und was an diesem nun unserem Geschmack mißfällig sein wird, das kann unserem ethnographischen Wissen gerade um so schätzbarer werden. Setze man den Fall, daß

dieſes Haus mit einem kranken Geſinde, dieſer Stall mit krankem Vieh geplagt iſt und daß der Hausherr, ohne gerade abergläubiſch zu ſein, von jenem guten Bauernſchlage iſt, der ſich noch auf Schimpf und Glimpf verſteht, ſo läßt er vielleicht mit gutmüthigem Lächeln heute einen Scherz der Knabenſchaft in ſeinem Hauſe weiter ſpielen, den einſt ſein altgläubiger Gutsvorfahr in tiefem Schrecken von der Kirche zu begehren und mit barem Gelde zu bezahlen pflegte. Alsdann beſteht dieſe Hausbräuki in einer burlesken Nachahmung aller Beſchwörungsmittel, deren ſich exorciſirende Mönche bedienen. Haus- und Stallräume durchſchreitet die Knabenſchaft, vermummt als Mönche und Nonnen, Kerzen in der Hand, in alle Winkel hineinzündend; — und ſo manche Spinneweben ſie aus Stall oder Stube herabzukehren verſtehen, ſo manche Maß Wein werden ſie dann aus des Hausherrn Keller und auf der Bewohner Geſundheit gratis trinken. Mitten durch dieſen Scherz ſchaut noch der alte ernſtgemeinte Zweck hervor; die mitgetragenen Kerzen deuten auf die Reinigung mittels Feuers, auf die heidniſche Luſtration zurück. Denn der kirchliche Brauch, der hier allein nachgeahmt ſcheint, iſt ja ſelbſt nur ein dem Heidenthum abgeſehener und nachgemachter *). Und daß dieſes gerade hier ganz beſonders der Fall iſt, dies erweiſt ſich aus dem Namen des Spieles, das Ankenmilchbohren, und aus dem nachweisbaren Zwecke jener Holzhaufen, die dabei vor dem Hauſe die Gaſſe hinab in langer Zeile angezündet wurden. Denn Alles, was im Bauernhauſe war, Menſchen und Vieh, krankes und geſundes, wurde früherhin zwiſchen dieſen Feuern hindurch getrieben; die Enge des Ortes, die Lage zwiſchen dem Bache und den Bergen erlaubte keinen Ausweg; entſprang ein Thier etwa ſeitwärts, ſo war es mindeſtens durch eine der Feuerzeilen gegangen und ſchon

*) Der Benediktinermönch Frize in ſeinem Manuale Benedictionum, Kempten 1737. Pag. 273, 276 nennt dieſe Weih- und Hausbräuki Hexenrauch, er theilt den kirchlich vorgeſchriebenen Exorcismustext mit, betitelt Fumigatio ad expellendum Diabolum, und verzeichnet auch die von der Kirche zur Beräucherung angewendeten Mittel: Sonnenwirbel, Raute, Storchenſchnabel, Wachholderbeeren, Weihrauch, Schwefel und Teufelsdreck.

dadurch heil. Burſchen und Mädchen ſprangen vereint über die Flammen. So ſchloß aller Orten vormals dieſer Abend bei der Feier der Sonnenwende.

Damit man aber einen älteren Gewährsmann dieſer Thatſachen habe als der jetzt eben ſie Beſprechende iſt, ſo laſſen wir im Nachfolgenden ein gutes, nur wegen der Wahl ſeines Titels wenig gekanntes Buch an unſerer Statt fortfahren. Dies iſt Bartholomäus Carrichter, Der Teutſchen Speißkammer. Straßburg 1614. Fol. pag. 17 und 18.

Es haben die Alten vermeynt wo Fewr ſey, daſelbſt vermögen die böſen Geiſter nichts ſchaffen: Vmb deß willen haben ſie bei jhren abgeſtorbenen Leichen, biß daß ſie zur Erden beſtattet wurden, Fewr vnd brennende Liechter wöllen haben. Vnd wiewol die Alten ſolches ohn grund der H. Schrifft angericht, ſind doch der Chriſten viel (wie die Affen) nachgefahren, haben dieſen brauch gelobt, vnd zuletzt für ein verdienſtlich gut werck laſſen außruffen. Vnd damit ich der närriſchen ſuperſtition vnd mißbräuch einer gedencke, ſo haben etliche der Teutſchen, ſonderlich im Waßgaw, einen ſolchen glauben vnd zuverſicht, ſo bald ein Viehſterben einher fellt, vermöge daſſelbig durch kein ander mittel abgeſchafft werden, es werde dann ein nothfewr angezogen: das bringen ſie auß dürrem Eychen Holtz, mit großem nothgezwang einer ſtangen zu wegen, dieſelbig muß man auff dem dürren Eychenholtz mit gewalt wie ein Schleiffſtein herumber treiben, vnd iſt ſolche ſtang auff beyden ſeiten der vnterſten höltzer mit ketten angebunden, das ſie keineswegs mag weichen, vnd ſo man gemelte gebundene ſtang eine zeitlang mit arbeit vmbtreibt, ſo kommt nach vieler Bewegung erſtmals eine große hitz, nach der hitz folgt ein rauch, vnd nach dem rauch entzündet ſich das Fewer, das empfähet man mit andacht und großer reverentz in zunder vnd anders. Auff ſolch gezwungen nothfewr ſind etliche Jungfrawen bloßes Leibs mit etlichen Ceremonien ordiniert vnd beſtellt, tragen bloße Schwerdter in ihren Händen, darzu ſprechen ſie ihre reymen vnd ſprüch, alsbald darnach wird ein großes Fewr angezündet mit vielem Holtz, zu ſtund treibt man das Viehe mit ernſt vnd andacht

durch das errungen nothfewr, guter hoffnung vnd zuverſicht, der vnfall vnd Vieheſterben ſoll dadurch gewendet werden, vnd wie diß Volk glaubt, alſo geſchichts etwan. Man muß aber vorhin, ehe das nothfewr gemacht iſt, alle andere Fewr im Dorff vnd Flecken, als vntüchtig vnd ſchädlich, mit Waſſer außleſchen, vnd ſo jemands diß Gebott vber führe, der wird hart gebüſſet.

Die i. J. 1801 erſchienenen „Darſtellungen aus dem Gebiethe des Aberglaubens, Grätz bei J. A. Kienreich" berichten pag. 129, daß zu Anfang dieſes Jahrhunderts das oberöſterreichiſche Landvolk die Schweine, unter denen die Bräune ausgebrochen war, ganz in der von uns geſchilderten Weiſe durchs Feuer gejagt habe; zum Schluſſe heißt es: „Durch dieſe neue Flamme, die nur auf einem engen Platze angemacht wird, jagt man die Heerde mit Gewalt hindurch; daher hat es den Namen Nothfeuer." Ueberraſchend iſt es, daß genau derſelbe Vorgang und aus gleichem Grunde erſt i. J. 1828 im hannöverſchen Dorfe Eddeſſe ſtattgefunden hat und nach dem Berichte eines Augenzeugen nun zu leſen iſt in Colshorns D. Mythologie 350.

Noch iſt im Aargauer Kulmerthal ein Ueberreſt dieſes Brauches erkennbar. Wenn das Ankenmachen oder ſonſt eine landwirthſchaftliche Verrichtung nicht gut von ſtatten gehen will, nimmt man ein Füllen aus dem Stalle und läßt ihm eine Welle Stroh unter dem Leibe verbrennen. Aarg. Sag. 2. pag. 279. Iſt ein Stück Vieh krank, wie man gewöhnlich denkt, verhext, ſo wird ein heißer Gluthſtein aus dem Bügeleiſen der Hausfrau mit feurigen Kohlen und Räucherwerk überlegt und dem Thiere unter den Leib geſtellt. So that ein Bauer im Juradorfe Aſp mit ſeiner kranken Geiß, als ein des Weges kommendes Weib laut lachend ſtehen blieb. „Ja, lach du numme," ſchrie der Bauer, „du Siebechätzere, die Geiß iſch ſcho gſund."

Der Name Nothfeuer iſt eine Umdeutſchung des unverſtändlich gewordnen Niedfyr, das zuerſt in Karlmans Capitulare genannt iſt. Nieten iſt ſtoßen, man ſtößt die zu butternde

Milch, und daher heißt denn der Butterrahm Nidel. Zu ahd. hnutten ſteht altnord. hnudla subigere, ſchweiz. notteln und nudeln, vibrare. Nidelſtoßen, Ankenmilchbohren und Nothfeuermachen geht auf ein Bohren zurück, das Buttern und das Feuerreiben diente der Vorzeit als Sinnbild der Geſchlechtsliebe. In Schwaben heißt die auf die drei Fasnachtsdonnerſtage folgende Nacht die Nidelnacht und ſteht in übelm Rufe (Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben); ebenſo iſt in Bünden der Luckmilchſonntag der auf den Aſchermittwoch folgende. Auf dieſen ladet die Bündnerin ihren geweſnen Fasnachtstänzer oder den erklärten Liebhaber in ihr elterliches Haus und ſetzt ihm hier geſchwungnen Rahm vor, ſo dick, daß ein Eßmeſſer drauf liegen und der Löffel drinn ſtecken bleibt. Landwirthſchaftlich angeſehen, entſpricht der Name Ankenmilchbohren allerdings dem Zwecke des geſchilderten Knabenfeſtes. Denn er beſagt, bei einer jeden Sonnenwende, mit der das Wirthſchaftsjahr ſchließt oder beginnt, verſichere ſich die Familie oder Gemeinde ihres künftigen Milch- und Buttergewinnes im Voraus, indem man eine in die Bohrlöcher der Thürpfoſten eingefügte Welle ſo raſch und bis zur Selbſtentzündung umdreht, daß ſie damit ein ſymboliſches Abbild des Sonnenkörpers wird, der ſich an Umſchwungskraft und Feuer ſo eben neu verjüngt hat, um Alles mit einander, Gras und Kraut, Butter und Milch, Fleiſch und Blut neu wachſen zu laſſen. Das urſprünglich ſchuldloſe Symbol verdrehte ſich in ein magiſches Mittel der Zauberei, das naive Spiel in abſcheulichen Aberglauben. Wie viele Hexen hat das chriſtliche Mittelalter gefoltert und verbrannt, weil ſie die Milch, die ſie den Nachbarskühen zauberiſch abgewonnen haben ſollten, auf die vorbeſchriebene Weiſe vor den Augen der Inquiſitoren nicht wieder aus dem Hausbalken bohren, oder aus dem Ofenſtänglein herausmelken konnten. Und wie viele andere glaubten dann erſt dieſen Zauber um ſo feſter und ahmten ihn nach, eben weil ſie ſchon ſo viele andere für denſelben hatten auf dem Scheiterhaufen ſterben ſehen. Daher verzeichnet die Kloſter-Handſchrift von öſterreichiſch St. Florian (Myth. Abgl. XLVIII.) den Fall, wornach das zaubernde Weib, um

die Milch der Nachbarskühe für ſich zu gewinnen, in den Samstagsnächten nackt, auf allen Vieren und rückwärts zum Nachbarsthor kriecht, es rücklings erſteigt, mit der einen Hand ſich anhält, mit der anderen drei Späne ausſchneidet und ſpricht:

ich sneit den dritten span,
in aller milich wân.

Der Beraubte wendet begreiflich dann daſſelbe Verfahren gegen den Räuber an. Von der Thüre, durch welche der Hausdieb gegangen, ſchneidet man in den drei höchſten Namen drei Spänlein, löſt unbeſchrieen ein Wagenrad vom Wagen und fügt es wieder an, nachdem man die Spänlein auf die Nabe gelegt hat. Hierauf dreht man das Rad unter Zauberformeln um, jedoch nicht allzu geſchwind, weil der dadurch zur Umkehr genöthigte Dieb ſonſt ſich zu todt ſtürzen müßte. Wolf Beitr. 1, 257. So wußte der Düri-Joggeli von Teufenthal die ihm entfliehende Hexe wieder bis zu ſeinem Hauſe zurück zu hetzen. Aargau. Sag. Nro. 382.

Zweierlei Satzungen ſieht hier der Aberglaube vor ſich, eine religiöſe und eine rechtsübliche; keine richtig mehr faſſend, vereinbart er die beiden durch folgenden grobſinnlichen Schluß. Soll und kann das an dem Thürpfoſten vorgenommene Ankenmilchbohren den Milchertrag des dahinter ſtehenden Milchviehes erhöhen und ſichern, ſo kann der Kuh durch ein Beſchneiden der Thürpfoſten der Nutzen gleichfalls abgeſchnitten werden. Der gemachte Fehlſchluß liegt in der Verkennung des Zweckes beider Ueblichkeiten. Beim Nothfeuer oder Ankenmilchbohren feiert und wiederholt man ſymboliſch den Umſchwung des Sonnengeſtirnes als der Quelle aller unter dem Lichte wachſenden und auszeitigenden Nahrungsmittel; und eben die Art der dabei vorgenommenen Feuerreibung ſtellt uns noch dar, wie das älteſte Feuerzeug beſchaffen und die älteſte Art der Butterung geweſen war. Hierüber hat bereits Ad. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers 1859, erſchöpfend gehandelt. Das Beſchlagen, Benageln oder Beſchneiden der Thürpfoſten dagegen ſtellt nichts anderes als das alte Rechtsſymbol giltiger Zueignung und Beſitzergreifung dar. Gerichtliche Uebergabe eines Hauſes

wurde dadurch bewerkſtelligt, daß der Fronbote einen Span aus dem Thürpfoſten hieb und dem neuen Beſitzer einhändigte. Das Solothurner Stadtrechten (=Buch), aufgeſetzt 1615, gedruckt 1817, ſchreibt pag. 58 vor, daß bei Vergantung von Haus oder Feld eine Erdſcholle oder ein Thürſpan davon durch den Stadtknecht herbeigeholt und auf offener Straße beſchrieen werde. Jenes Gebiet auf dem Kinderſpielplatze, von und nach welchem ausgelaufen und zurückgeſprungen wird, heißt Anſchlagigs; wer unberührt vom Gegner dies Ziel erreicht, muß es mit der Hand anſchlagen und iſt damit außer Verfolgung; wer vorher ſchon erreicht wird, erhält zum Zeichen giltiger Gefangennahme vom Gegner einen Schlag. Vom Beſchlaghammer, der ſymboliſch den beendigten Hausbau einweiht, wird nachher noch die Rede ſein.

Von hier übergehend auf die Thüre, wird daran erinnert, daß dieſe quer durchgetheilt war in eine Ober= und Unterthüre und alſo zur Hälfte beliebig offen ſtehen konnte. Für den Gaſtempfang konnte es aber nichts ehrenhaftes ſein, zur Unterthüre einzutreten, alſo unten durch zu müſſen. Daher rührt auch der Aberglaubensſatz: Wenn ein Kind aus dem Hauſe getragen wird, darf die Oberthüre nicht zu ſein, es wächſt ſonſt nicht größer. Myth. Abgl. Nro. 345. Der vorliegende Oberbalken, unter dem man ſich hinausdrückt, droht des Kindes Wachsthum zu erdrücken. Allein bei Sprichwort und Aberglaubensſatzung hat man ſtets auch auf das gerade Gegentheil ihrer eben aufgeſtellten Behauptung gefaßt zu ſein; daher gilt auch folgender Brauch: Leute, denen früher ſchon Kinder geſtorben ſind, tragen das Neugeborne zur Taufe nicht durch die Thüre, ſondern ſtecken es durch das Fenſter. Ibid. Nro. 843. Trägt man den Täufling zur Kirche, ſo hebe man ihn zum Fenſter hinaus, er wird deſto länger und geſünder leben. Ibid. Nro. 265. Hier iſt die ganze Thüre verhängnißvoll, durch welche hinaus die verſtorbenen Kinder getragen worden, und man wählt nun das Fenſter, das doch, wie man nachher noch ſehen wird, ein vom Aberglauben nicht minder verſchrieener Ausgangspunkt iſt. Da die geöffnete Thüre im rings hohl geweſenen

Hauſe direkt nach dem Herd und den dorten ſtehenden Hausgöttern blicken ließ, ſo iſt die Innenwand der Thüre ein den Hausgeiſtern beliebter Wohnſitz geworden. Die allgemeine Regel verbietet dem Hausfremden, den Kopf raſch zur Thüre hereinſtreckend, eine Anfrage zu thun und ohne Verweilen ebenſo raſch wieder davon zu gehen: weil man ſonſt die Hausruhe mit fortträgt. Was unter dieſer letzteren gedacht wurde, zeigen folgende Meinungen. Man ſoll die Thüre nicht hart zuſchlagen: es ſitzt ein Geiſt dazwiſchen, dem es wehthut. Myth. Abgl. Nro. 995. Nach Schönwerths Sag. 1, 287 iſt es allgemeiner Glaube bei der katholiſchen Bevölkerung der Oberpfalz, daß die armen Seelen beſonders an Samſtagen aus dem Fegefeuer in ihr Wohnhaus zurückkehren dürfen und da unter den Thürangeln zu ſitzen pflegen. Die Mutter zankt daher mit den Kleinen, die gewöhnlich die Thür hart zuſchlagen: Wart nur, dir kluppen die armen Seelen ſchon einmal den Kopf zwiſchen die Thüre ein! Auch ſagt man, wer in der Zeit der Zwölften (von Weihnachten bis Dreikönige) die Thüre hart zuſchlägt, der hat im Sommer den Blitz zu befürchten. Naturmyth. pag. 101. Häuſer und Scheunen, in welchen die Vorder- und Hinterthüre in ſchnurgerader Linie ſich gegenüber liegen, ſind mit dem Durchzuge der Nachtgeiſter und des wilden Heeres heimgeſucht. Ein Bauernhof am Battenberge bei aargauiſch Brittnau kann nach dem Volksglauben kein Thor an der Scheune haben, weil der Geiſt des Schloßherrn von Witenbach jede Mitternacht in goldner, mit vier Schimmeln beſpannter Kutſche hier hindurchfährt. Ein altes Strohhaus zu Merenſchwanden, im Dorftheile Brühl gelegen, hat in der oberen Hälfte ſeiner Hausthüre vier in Form eines Malteſerkreuzes eingeſchnittene Windlöcher. Schloß man, bevor dieſes Kreuz eingeſchnitten war, des Nachts einmal unverſehens die Thüre, ſo wurde ſie unter Einſturz drohendem Krachen geöffnet, mit großem Geräuſche zog das wilde Heer daraus hervor, um des Morgens vor der Frühglocke ebenſo wieder einzuziehen. Naturmyth. pag. 74 und 99. An dieſem Obertheile der Thüren von Haus und Scheune ſind nun jene ſehr verſchiedenartigen ſymboliſchen Zeichen eingehauen, eingebrannt,

eingeriſſen und angeröthelt, die man im Allgemeinen Hauszeichen und Reißmarken nennt. Es ſind dies theils Runen, in Geſtalt ſich mehrfach kreuzender und ſchräg ſtützender Balken gezogen, das wirkliche Erbzeichen des Hauseigenthümers; ſodann die Trutenfüße in Form eines breitgezogenen dreiblättrigen Kleeblattes; Schrättelifuß, Alpfuß und Fünfort, lauter Namen des zauberkräftigen Pentagon; die Zwifelſtricke, die bald in kruzifixförmig gelegten Bandſtreifen, bald in ſcharfkantigen Labyrinthlinien, bald in Form eines zimmermänniſchen Balkengitters (das Schrätteligatter genannt) angemalt oder eingeriſſen ſind, letztere ſämmtlich zur Abwehr von Zauber und Geſpenſt. Ob den Thüren der älteſten Dorfhäuſer zu Münchwilen im Frickthaler Bezirk Laufenburg, ſieht man einerlei Hausmarke angebracht: die oberſte wagrechte Linie bezeichnet das Balkenhaupt der Figur, die darunter folgende ſenkrechte Linie den Oberleib, aus ihm reicht beiderſeits ein Winkelhaken hervor, das ſind die zum Empfang geöffneten, mit dem Vorderarm empor gehaltenen Arme, zwei weit in die Gabel geſpreizte Langbeine ſchließen die Figur; ſie hat demnach mit den bisher bekannt gewordenen Frô-Figürchen auffallende Aehnlichkeit. Manche in jenem Dorfe halten dieſes Zeichen beinahe für heilig und behaupten, die Hexe, die drunter weg den Eingang ins Haus nehmen wolle, bleibe magiſch gebannt und müſſe, wenn man ihr nicht wegzugehen vergönne, zur Stelle ſterben. Einen ähnlichen Zweck haben Eule und Geier, die man jetzt als Stellvertreter des früherhin ebenſo aufgeopferten Jagdfalkens in ganzer Flügelbreite an's Scheunenthor angenagelt trifft.*) Ueberbleibſel der noch älteren Roß- und Rinderopfer, einſt dargebracht zur Feſtigung des Neubaues, ſind jene Roß- und Stierköpfe, die als Luftmumien außen unter dem Dachgiebel, auf dem Thürgeſimſe oder innen unter dem Firſtbalken hängen; man hieb, erzählt uns das Volk mit derſelben geſchichtlichen Beſtimmtheit, wie ſie

*) Daher der Vintſchgauer Kinderreim in Wolfs Zeitſchr. 2, 364:

Rab, Rab-radl, Zwiſchen zwei Stangen
Zwiſchen zwei Stadel, Mußt du erhangen!

als ein heidnischer Alamannenbrauch schon von Agathias, † vor 582, gemeldet ist (Myth. 41), dem Rosse das Haupt ab, nicht um es zu verzehren, sondern dem Gotte es weihend am Altare aufzuhängen. An den Häusern der Seedörfer begegnen dann ferner noch jene größten Hechtköpfe, denen mit einem Stabe der Rachen aufgespreizt ist, damit sie den annahenden Feind mit magischem Grinsen zurückschrecken sollen. Ihnen allen unterlegt der jetzige Glaube das Vermögen, Blitzschlag und Viehseuche vom Hause fern zu halten; vgl. Aargau. Sag. 1, pag. 11 und 164.

Hier kann noch auf die beißende Ironie hingewiesen werden, mit der das altdeutsche Gesetz einen bis zur Unmenschlichkeit auf seinem positiven Rechte beharrenden Geizhals heimzusuchen pflegte. Ein des Todtschlags überführter Knecht muß getödtet werden, soferne sein Leibherr sich weigert, die ganze Mordbuße für ihn zu entrichten. Aber die altnord. Satzung verfügt, daß jener alsdann über seines Herrn Hausthüre gehangen werde und hangen bleibe, bis die faulende Leiche von selber abfällt; und würde der Herr den Leichnam eher herunternehmen, so wäre er damit schuldig, die vorher verweigerte Buße voll nachzuzahlen. Genau derselbe Fall ist im Alamannischen Rechte vorgesehen, Pertz Leg. III., 39 und 82. Der Herr, dessen Hund Ursache geworden ist am Tode eines Menschen, hat dem berechtigten Kläger die Hälfte des Wergeldes des Getödteten zu erlegen; besteht aber der Kläger auf dem vollen Betrage des Wergeldes, so wird ihm, zum Hohne seiner Härte und Ungenügsamkeit, an der Stelle der zweiten Hälfte des Wergeldes der Hund ausgeliefert, man verschließt ihm alle Thüren seines Hauses bis auf eine, an welcher der Hund neun Schuh über der Schwelle aufgehangen wird und so lange hängen bleibt, bis er faulend und stückweise abfällt. Ebenso lange darf der Hausbewohner durch eine andere Thüre weder ein- noch ausgehen und muß, wenn er dagegen handelt oder das faulende Thier entfernt, die Hälfte des empfangenen Wergeldes wieder zurückzahlen. „Gestank und widriger Anblick, die ihm das Haus verleidet haben würden, sollten den Betheiligten im

Voraus bewegen, ſeine Forderung bei der Hälfte bewenden zu laſſen.“ Grimm. RA. 665. Beide Satzungen deuten zugleich darauf zurück, daß das Thürgeſtell einſt als Galgen gebraucht worden iſt; die Thüre iſt ein verjüngter zweiſtöckiger Galgen, wie das Fenſter eine verjüngte Thüre. In Lichtenſteins Frauendienſt wird gedroht, einen über das Fenſter zu henken. Der Galgen ſelbſt hieß in der Gaunerſprache ſpöttiſch Sauerbrunnen, weil auch der alterthümliche Schöpfbrunnen aus zwei aufrecht ſtehenden Seitenbalken mit darüber liegendem Querbalken beſtand, woran die Rolle mit dem daran hängenden Eimer war.

Wir gehen nun zum letzten und bedeutſamſten Theile der Thüre über, zur Schwelle, dieſer engſten Grenze der Hausgewalt und des Hausfriedens, deren Heiligung nur noch von Herd oder Ofen überboten wird. Gleichwie bekanntlich die Römer zwei ſchwellenbehütende Götter hatten, den Limentinus und die Lima (das Zeugniß für Beide ſteht bei Arnobius IV, 132), ſo erkennt Grimm, Myth. 97, einen hervorſtechenden Zug unſeres heimiſchen Heidenthums in der ſchon aus Zeugniſſen des 7. Jahrh. nachweisbaren Verbindung drei oberſter Gottheiten zu gemeinſamer Verehrung, und ſo müſſen ſie zu Dritt ſich auch in die Hut des Hauſes getheilt haben. Wuotan überſah vom Hochſitze des Himmels aus alle Welträume; ſein Bildniß durfte alſo auch im Heidenhauſe am Hochſitze nicht mangeln, von dem aus man alle übrigen Wohnräume zuſammen überſchaut. Der zweite mit Wuotan ſtets verbündet genannte Gott iſt ſein eigener mit der Erdmutter erzeugter Sohn Donar, der Freund des Landmanns, des Ackerbaues und des Hausfriedens. Ihm blüht auf dem Hausdache die Haus- und Donnerwurz, ihm gehört das Hammerzeichen an Thüre und Gebälke an, das ſich die Folgezeit dann in das nahverwandte Kreuzzeichen umgedeutet hat. Als dritter, deſſen Bildniß in Skandinavien ſtets neben dem der eben genannten aufgerichtet war, begegnet der alles erfreuende Frô (nord. Freyr), der Liebes- und Ehegott. Wie ſich noch unlängſt Donars Donnerhammer und Donnerkeil theils angezeichnet, theils als Steinwaffe in ober- und niederdeutſchen Bauernhäuſern zu ungezählten Malen vor-

fand *), so ist auch Frô's Symbol, das vierspeichige Rad, aus ältester und neuester Zeit in seiner sich gleichbleibenden symbolischen Anwendung nachweisbar. In derselben Form, mit der es als steinernes Merkzeichen am Thürm der Abtei Hirschau zu sehen ist, hängt es künstlich gezimmert und bemalt unter den Giebeln der Luzerner Bauern- und Dorfwirthshäuser, und ist außerdem in Gestalt der Festbrode, jener radförmigen, innen zweiarmig geschlungenen Fastenbretzen allbekannt. Namens dieser drei vereinigten Götter geschah es, daß man den Neubau festigte, indem man die Schwelle mit drei symbolischen Hammerschlägen weihte. Ihnen zu dritt scheint die Schwelle selbst geheiligt und deshalb deren frevelhaft unternommenes Ueberschreiten auch mit einer dreifachen Buße belegt gewesen zu sein. Sie wird von jeher mit dem Drutenfuß bezeichnet, einem aufrechten und einem gestürzten Dreieck, beide in einander geschoben; das bekannte Schutzmittel gegen böse Einflüsse. Es kommt in den österreich. Weisthümern oft vor, daß der Verletzer des Hausfriedens so viel Mal zahlen soll, als er über die Thürschwelle gelaufen ist; Samml. v. Kaltenbaeck XXX, 47: nach jedem Drischüb'l ein Pfund; XLIX, 10: als oft er über ein Drischüb'l kumbt; L, 14; so oft er damit über ein Drischüb'l kumbt, ist er der Herrschaft 5 Pfd., und am Widerauslaufen auch nach jedem Drischüb'l 5 Pfund. — Verliert sich mit der alterthümlichen Bauart der dreifache Frieden der Hausschwelle, so wird derselbe vor das Haus hinaus verlegt; daher besagt das Stadtbuch von Baden vom Jahre 1384 (Argovia 1, pag. 54, Nr. 38): ist ouch daz ein burger den andern heimsuocht fræfenlich vnd schalklich dryer fuoz vor der schwell siner düer, der git ze einung zwey pfund ôn gnaud. Ebenso das Winterthurer Stadtrecht vom J. 1297 (bei Gaupp, Stadtrechte 1, 143, §. 4): swer der ist, der den andern frevenlich haime suochet inrunt drien fuessen vor siner tür si-

*) Thôrs Hammer, dessen Wurf zugleich die Marke abgrenzt, steht im Wappen der preuß. Stadt Hammerstein; zugleich sind nach ihm benannt die urk. Hamarisstadt, Hamestal ꝛc.

nes huses, der het verschuldet ein hainsuochi vnd sol die buessen mit drin pfunden dem cleger, vnd vnserm herren oeh mit drin pfunden.

Dieſe Bemerkungen vorausgeſetzt, iſt es nun an der Zeit, den alten, undeutlich gewordenen Urkundsnamen der Schwelle in Erklärung zu nehmen.

Dréischübel nennt man im Aargau 1) die hoch und hohl gelegte hölzerne Unterſchwelle des hölzernen Bauernhauſes. 2) den Querbalken, der über dem hölzernen Thür- und Fenſtergeſtell zu liegen kommt. 3) den hölzernen Stützbalken, auch Wechſel und Unterzug genannt, welcher „eingeſchoben" iſt zwiſchen der Oberniſche von Haus- und Kellerfenſter und dem darüber weitergeführten Mauerwerk. Damit erklärt ſich die Aarg. Benennung als ein Compoſitum; das Grundwort benennt den in den Bau eingeſchobenen Kurzbalken, welcher mundartlich Schübel heißt; Dreiſchübel iſt aber wechſelnden Geſchlechtes, bald und vorwiegend männlichen, häufig auch ſächlichen. Das Beſtimmungswort drei wechſelt mundartlich ebenfalls zwiſchen drî (mhd. masculin) und driu (mhd. neutrum). Man kann nun dieſes Letztere theils für das Zahlwort drei halten, wie es auch im Volke alſo erklärt wird. Denn man legt, wird erklärt, den Schübel „gefleckt", indem man ihn auf beiden Enden mittels zweier andern Flecklinge (kleinere Balkenſtücke) ſo keilt, daß er das Gewölbe nach drei Seiten zugleich trage, nach links und rechts und zugleich nach oben. Theils glaubt das Volk in dem drî das Adv. loci darein, mundartlich drî ê zu erblicken, weil der Schübel zwiſchen Fenſterhöhe und Obermauer hineingeſchoben wird. Indeſſen die giltigen Erklärungen hierüber ſind erſt vorzutragen, nachdem die weiteren wechſelvollen Formen dieſes Wortes angegeben ſind, die ich großen Theils der ausführlichen Mittheilung entnehme, welche mir Hr. F. Staub-Rüegg in Zürich aus ſeinen Vorarbeiten zum Schweiz. Idiotikon gemacht hat. Man ſpricht Trischübel, Kt. Luzern; Trîschübel, Kt. Schwyz; Trischübel, Kt. Zürich; Trüschübel (Stalders Dialektol. 88), Trüschhübel, Sanenland. Daraus erhellt, daß hier das Beſtimmungswort in ſeiner Quantität

überall schwankend geworden ist. Derselbe Name kommt etliche Male auch als Flurname vor. Eine Alpe im Berner Habkerenthal heißt Trüschschübel, und eine Berner Alpe im Tschangnau, gelegen am Uebergange vom Emmen- in's Erißthal, heißt Trüschübel. Stalder, s. oben, und Idiotikon 1, 315. Letztgenannte Alpe bildet und bezeichnet eine ursprüngliche Grenze zwischen den eben erwähnten zwei Thalschaften und besitzt hiefür auch eine charakteristische Localsage von einer hier gewesenen Stadt, deren Thorschlüssel noch in einer (benachbarten) Tanne stecken soll. Dies meldet Alb. Jahn, Emmenthaler Alterth. u. Sagen 1865, 67. Mithin hat hier der Localname Trüschübel den unleugbaren Sinn 1) von Unterschwelle, 2) von Thalschaftsgrenze. In der ersten Wortbedeutung ist diese Alpe nur die einzelne Staffel, wie man die reihenweise höherbetriebenen Weideplätze in den Voralpen nennt; in der zweiten Bedeutung ist sie Schwelle und Riegel zweier Thalschaften und auch so wiederum mit der Glosse übereinstimmend: drischûvel, postis cum quo seratur janua (vergl. Grimms Wörth.). Beiderseits ist der Name eins mit limes. Daher ist Alb. Gatschet (Ortsetymolog. Forschungen 1865, Heft 1, 25) wohlbefugt, dieses latein. limes auch in den mehrfachen Haslithaler Alpnamen Triftlimmi, Wetter-, Stein-, Mattenlimmi, Limmerenalp (Kt. Glarus) wieder zu erkennen. Ein Lümmertgraben liegt im Bann des Frickthaler Dorfes Kaisten.

Indem ich nun die Form desselben Wortes auch aus den übrigen deutschen Mundarten angebe, beginne ich mit den urkundlich frühesten Aufzeichnungen desselben. Drisgufli superliminare, Vocab. S. Galli. — driskuwil limen, Sumerlaten 51ᵃ. — za drisguflim, ad limina. Diutisca 1, 156. — drischûvel postes, Benecke 1, 396ᵇ. — druscheufel Schwelle, in Gerberts Glossar. — Diesen ahd. und mhd. Formen kommen folgende oberdeutsche zu: Kärntisch drischüw'l, trischaufel, drischp'l, trüschubel, limen, auch postes (Lexer 71). Schwäbisch drisufle (Schmid 141). Augsburgisch drischüfel, Schwelle; die wasser und die drischübel des Erdringes (Birlinger 124ᵇ). Nürnberg: das drischäufel, Schemel (Schmel-

ler 1, 416. 3, 335), daher auch letzteren Begriff umdeutend in Trittschäufele. — Salzburg: drischib'l, Schwelle; Tirol: drischüb'l. Frommann 3, 344. 4, 346. Die österreich. Weisthümer (Sammlung von Kaltenbaeck) haben Drischybl, Drischübl, Druschybl, Drittschibl, Thüerschybl, und übersetzen es LXXXVII, 9 mit Türgeschwell. Im Naumburger Recht, §. 6 (bei Gengler) gilt Torschufele. Die Aehnlichkeit dieser Wortformen nach ihrem grammatischen Bau und ihrem Inhalte muß man hier nur deßhalb um so nachdrücklicher hervorheben, weil gerade J. Grimm, der Vater der deutschen Grammatik (daselbst 2, 332 und 3, 432), ihnen die Form des Dicompositums bestreitet, der in der zweiten Hälfte von ahd. driscuovili eine bloße, wenn auch noch nicht erkennbare Ableitungssylbe zu sehen glaubt und diese Angabe nun auch in sein Wörterbuch 2, 1420 mit hinüber genommen hat. Ueberdies trägt unser Wort auch in den Formen der nordsächsischen Dialekte dieselben Kennzeichen der Zusammensetzung, wenn dieselben inzwischen auch zu etwas andern Begriffen führen, als die alt- und neu-oberdeutschen. Sie lauten angelsächs. in Ettmüller's Lexikon: dhrëscvald, dheorsvold, dhärscolt; altnord. dhreskuldr, isländ. throskulldur. Altschwed. (nach Jamieson) trooskel, neuschwed. tröskel, dänisch tärskel. Altengl. threshwold, bei Chaucer dreschfold; schottisch treshwald. Neuengl. threshold; englische Mundart: throshel, threshfod, draskel (wo dreschen to drash lautet). Niederdeutsch dreschhalt (Frommann 1, 252), dreskelof, dreskolf (Grimm, Gramm. 3, 432). Ditmarsisch drüssel (Müllenhoff, Gloss. zu Kl. Groth's Quickborn 322). Noch weitere Formen und Quellenangaben finden sich hiefür in Grimms Wörtb. 2, 1420, welche daselbst verglichen werden mögen.

Erklären wir nun die scheinbar schwer übersichtliche Wortreihe nach dem Inhalte ihrer vorstehenden beiden Wortgruppen. In der ersten ist die Form Dreischübel und Drischhübel die vorherrschende. Die Aargauer Volks- und Zimmermanns-Etymologie begreift unter dem ersten Worte den aus drei Tragebalken zusammengeschobenen Schübelbalken, den Wechsel und

Unterzug; unter der andern Wortform denkt ſie die am Eingang des Hauſes oder des Tennenthores beweglich vorgezogene hohe Schwellenwand, einen Hübel von Balken, ahd. huovili, hinter deſſen Schirm das Korn ausgedroſchen wird. Einfacher iſt es, beide Wortformen zu vereinbaren und in beiden ein Drisch-schübel und Dreisch-schübel zu erkennen, das ſeinen erſten Ziſchlaut mit dem darauf folgenden aſſimilirt. Die Form drisch (ahd. drisk) bezeichnet wie latein. triturare, ahd. driskan, das dreifache Dreſchergeſchäft der Sonderung von Korn, Stroh und Spreu, das hinter der beweglichen Schutzwand des Schübels bei offener Thüre vorgenommen wird. Das mhd. Adverb dríes (Gen.) heißt zu dreien Malen. Der Name Schübel befremdet hiebei nicht; es iſt ſowohl das Werkzeug zum Schieben als auch das in einander Geſchobene; daher mhd. schiuvelîn ſowohl die kleine Schaufel als auch die Thürſchwelle heißt, schoup die gebundene Garbe und das in einander gefügte Strohdach, schober, ahd. scopar, der geordnete Korn- und Heuhaufe, schübelinc die dickangeſchoppte Rauchwurſt, ahd. scopar, mhd. schopf, horreum minus, vestibulum, „quod Baiuvarii scof dicunt“. Pertz, Leg. III, 307. Schübel iſt ſogar aarg. Schelte, den Schwerhörigen, den mit verſchopptem Gehöre bezeichnend. Die aus den übrigen oberdeutſchen Mundarten mit angeführten Namensformen fügen ebenſo ihr conformes schübel, schüfel, schäufel und geschwell an ihr Beſtimmungswort dri an, ja ſinnbildlich und verdeutlichend nennt ein ſchon vorhin aus Birlinger's Wörtb. citirtes Augsburger Dokument die Grundfeſten des Erdkreiſes die drischübel des erdringes.

Die zweite Wörtergruppe aus dem ſächſiſchen, d. h. niederdeutſchen und ſkandinaviſchen Sprachkreiſe, gibt in ihren alterthümlichſten Beiſpielen unſeres Wortes gleichfalls die Form des Dicompoſitums zu erkennen. Schon die älteren Lexikographen ſehen darin eine Zuſammenſetzung aus „Dreſchen“ und aus „Holz oder Wald“: Die Balken, auf denen man ausdriſcht oder das Korn austritt. Aehnliches meint auch der Nürnberger mit ſeiner Wortumdeutung „Trittſchäufele“, denn es iſt noch

kein Jahrhundert vorüber, daß man in den Alpen, z. B. in Graubünden Hirse und andere Fruchtgattungen noch nicht drasch, sondern durch die versammelten Sippschaften austreten ließ. So beschreibt es der Sammler aus Bünden vom J. 1800.

Ein anderer Schwellennamen, nicht ursprünglich zum eben erklärten Wortstamme gehörend, aber in etlichen späteren Wortformen doch mit dessen Form und Sinn sich einigend, ist der in der Lex Salica (edd. Merkel, cap. LVIII) genannte „duropalus, hoc est limitare.“ Die Glosse dazu, ibid. pag. 103 fügt in ablativ. Form hinzu duropello, durbillo und neutral-Nomin. durbillum. Es ist die Schwelle, nemlich der unter dem Eingang der Thüre (duro) gezogene Balken (pilus). Wörtlich übersetzt ist es Thürpfahl, in Wirklichkeit war und ist es die Thürschwelle. Das Wort erscheint wieder im altfries. dreppelse (limen) und in dem dörpel und dürpel der Brandenburgisch-Rathenower Gegend, wo es gleichfalls die bewegliche, drei Fuß hohe Wand unter dem Scheunenthor bezeichnet, durch die das Korn auf der Dreschtenne bei offnem Thore geschützt wird. Firmenich, Völkerstimm. 1, 142. Ostfriesisch heißt es drümpel und drüppel (Frommann Mundart. 5, 238. 4, 128), alt- und neuniederl. dorpel und drempel; mhd. gilt dremel und drempel für Riegel und Balke, neudeutsch für Schwellengerüste in der Wasserbaukunst. Drempel hat gleiche Bedeutung wie Dürpfel (Schwelle und Ueberschwelle), leitet aber, wie nun ersichtlich, nicht wie dieses von duropalus, sondern von tram (trabs) und von trampeln ab, weil man mit den Füßen die Schwelle betritt. Grimm, Wb. 2, 1400. Trempeln, auftrempeln heißt im Brandenburgischen Pfähle in den Boden setzen. Riecke, Der Volksmund in Deutschland 1865, pag. 215.

Nunmehr Herr geworden der urkundlichen Namensformen der Hausschwelle, betrachten wir den Sinn der Satzungen, der Weiheopfer, der Sitten und Bräuche, welche mit ihr verbunden waren oder sind.

Unter der Hausthüre findet die gerichtliche Auflassung des Gutes statt; eines Hauses Besitz wird angetreten, indem der

Erwerbende ſeinen rechten Fuß auf die Thürſchwelle ſetzte und mit der Rechten Pfoſten, Angel oder Thürring faßte, die Thüre auf- und zuthat; dies hieß: traditio per ostium, per durpileam, per postem et superliminarem. Vergl. Grimm RA. 174, wo weitere Belege hiefür angegeben ſtehen. Die älteſte Nachricht über dieſe beſondere Form der Güter-Entſchlagniß mittels des Thürpfoſtens bietet die Lex Salica cap. LVIII., unter dem bedeutſamen Satzungsnamen der Chrenecruda, deren Anwendung ſchon Childebert im J. 595 ausdrücklich als heidniſche Sitte aufgehoben haben ſoll (Pertz 3, 10). Ein Todtſchläger, heißt es da, der aus eigenem Gute dem Geſetze nicht volles Genügen thun kann, hat durch zwölf Eideshelfer zu erweiſen, daß er weder auf noch unter der Erde die zur Mordbuße hinreichende Summe beſitze. Hierauf hat er, in ſein Haus eintretend, den Staub (chrenecruda, reines Kraut = Staub) aus den vier Winkeln aufzufaſſen und unter der Thüre auf der Schwelle ſtehend (in duropalo, hoc est limitare), zugleich in die Stube zurückſchauend, ihn mit der Linken über ſeine Schulter nach demjenigen zu werfen, der ſein erſter Anverwandter iſt in den drei nächſten Verwandtſchaftsgraden Vaters- oder Mutterhalb. Nachdem dies geſchehen, muß er im bloßen Hemde, barfuß, den Stab in der Hand, aus dem Hofe auswandern. Der Rechtsbrauch auch noch ſpäterer Zeit verlangte hierauf, daß der Gläubiger zum Zeichen der Vindication ſeinen rechten Fuß auf die Thürſchwelle ſetzte (Grimm RA. 142), wogegen der nackt abziehende Schuldner mit bitterem Hohne Schwellenhopper genannt wurde, ein Stichelname, welcher laut Birlinger's Schwäb. Sag. (1, pag. 460), jedoch ohne Angabe des Grundes, noch den Städtern zu Tuttlingen verblieben iſt.

Früherhin war es im Bezirke von Dünkirchen, namentlich zu Bourbourg, eine Rechtsüblichkeit, daß der Grundherr am Oſterdienſtag vor gewiſſen ihm zinspflichtigen Häuſern in Begleitung zweier Schöffen und eines Knechtes erſchien, welcher Hammer und Nägel mittrug. Die Hausbeſitzer mußten in der Thüre ſtehend den Grundherrn erwarten, um ihm ihre Abgabe zu ent-

richten, deurgeld genannt. Thaten ſie's nicht, ſo wurde ihnen die Thüre vernagelt. Wolfs Ztſchr. nach den Annales du comité Flamand. Dunkerque 1854, 22.

Betrachten wir nun die mittels des heiligenden Hammers vorgenommene Schwellenweihung, ſo wird uns dieſer prieſterliche Brauch des Heidenthums auf den zaubernden Aberglauben der Neuzeit herüberführen.

Gleichwie man heute bei öffentlichen Bauten den Grundſtein, nachdem man in deſſen Höhlung Gedenkſchriften und Münzen eingelaſſen hat, mit drei feierlichen Hammerſchlägen unter kirchlichen Gebeten feſtiget, ſo hat die Vorzeit bei ihren kunſtloſeren Holzbauten erſt eine geweihte Furche rings um die Wohnſtatt gezogen, in den Grund des Herdes oder der Thüre Opfer eingegraben und die Hausſchwellen im Namen der Götterdreiheit, beſonders des hammmerbewehrten Haus- und Feldgottes Donar mit drei Schlägen eingeweiht. Daß dieſer Brauch wirklich ein vorzeitlicher und nicht erſt ein der willkürlich wechſelnden Mode abgeſehener iſt, dies ergiebt ſich ſchon aus der deutſchen Form der Erbeinſetzung, die mittels dreier feierlicher Handlungen vollzogen werden muß. Wenn der Richter den dritten Zuſchlag mit dem Hammer gethan hat, ſo iſt der Güterverkauf abgeſchloſſen. So pflegt auch unſer oberdeutſcher Bauer bei der Aufrichtung des Neubaues den ſog. Werkſatzwein an die Werkleute nicht eher zu verabreichen, als bis ſie nicht den neuen Dachſtuhl zuſammen erklettert und ihn zu dreien Malen mit allen Hämmern und Werkzeugen taktgemäß abgedroſchen haben. Zu beſtimmten hl. Zwecken wiederholt dann der Hauseigenthümer dieſes die Schwellen und Wände ſchützende Pochen und Hämmern eigenhändig. Eine Sammlung ländlicher Bräuche aus dem Solothurniſchen, Der Großätti aus dem Leberberg, von Schild, berichtet 126: Wenn me bym Ufrichte vo me Hus de erst Schwellenagel schlôt, und de Nagel rücht, unter dem Hiebe qualmt, so verbrönnt das Hus gly, bald. — Dieſer nun nicht mehr angewendete Nagel diente an Holzbauten zur Verbindung der Grundſchwelle und wurde unter Aus-

rufung der drei hl. Namen vom Meister oder Meistergesellen festgeschlagen.

Die drei Donnerstagsnächte vor Weihnachten nennt man Poster-, Pochsel- oder Klöpfelnächte. Die Jugend durchstreift da die Straßen des Ortes, klopft an jeder Thüre unter großem Lärmen und erhält dafür ein herkömmliches Geschenk herausgereicht. Die Kinder in Franken führen dazu eigne Holzhämmer, mit denen sie in den Adventnächten unter dem Rufe Gut Heil! an die fremden Thüren schlagen. Diese Sitte ist so alt, daß der Ausdruck klopfen schon seit Hans Folz und Rosenplüt unsern Dichtern zum stehenden Titel ihrer Neujahrswünsche geworden war; Oskar Schade hat in einem eignen Schriftchen hierüber gehandelt: Klopfan, ein Beitrag zur Geschichte der Neujahrsfeier. Hannover 1855. Mancherlei Hausgeister haben davon ihren Eigennamen, daß sie durch Pochen die gedeihliche Kornernte und Weinlese voraus anmelden, besonders zur Zeit der Sonnenwende unterirdisch klopfend sich hören lassen; Beispiele hierüber in den Aargau. Sag. 2, pag. 95. Daher in Meier's Schwäb. Sag: der Poppele auf Hohenkrähen, der Pompele in Rotenburg, der Klopferle in Großsachsenheim, der Poppele auf dem Heuberg. Der Mensch ahmt dieses so guten Erfolg verkündende Pochen der unruhigen Hausgeister nach oder überläßt die endlich verfallende Hausfitte wenigstens noch der Kinderwelt zum Spiele.

Am Charfreitag schlägt man in der Zofinger Landschaft drei Nägel in die Stallthüre, um damit das Vieh vor allem Uebel zu sichern. Alles Ungerade, Thiere und Menschen Schädliche hält man dadurch vom Hause ab, daß man durch einen Besegner ein Loch in die Hausschwelle bohren, Geheimnißvolles drein bergen und es in den hl. drei Namen wieder verzapfen läßt. Vgl. die hievon handelnde Erzählung Nro. 392 in den Aargau. Sagen. Die hier nachfolgenden Einzelheiten dienen dazu, die weite Verbreitung und Alterthümlichkeit des Brauches einleuchtender zu machen.

In Bintlers Blume der Tugend, einem i. J. 1411 geschrie-

benen Spruchgedichte (neu gedruckt bei Zingerle, Tiroler Sitten) heißt es Vers 190 und 193 von dieſem Schlagen auf Hausſchwelle oder Dreiſchübel:

ettleich segent den slag
mit ainer hacken auf dem drischubel.
etlich nement ire chind,
wanne sew ain wenig chrank sind,
und legens auf ain drischubel.

Grimm, der in ſeiner Myth. [1], LIII. und LV. dieſe Stellen aus einer andern Handſchrift benützt, verzeichnet dabei den Namen der Schwelle mit dryschuffel, eine Form, auf deren Grund unſere Erklärung bereits eingegangen iſt. Auch vergräbt man unter der Stallthüre Kohlen von der am Charſamstag üblichen kirchlichen Feuerweihe, damit die Kühe keine blutige Milch geben. Zingerle, Tiroler Sitten, Nro. 737. In der Oberpfalz, ſo berichten Schönwerth's Sagen 1, 311, verkeilt man die Schwelle des Stalles mit Holz vom Elſenbaum, den die Hexen ſcheuen, legt einen geweihten Benedictuspfennig drunter, zeichnet einen Drudenfuß (Pentagon) an die Thüre und ſteckt vor die Fenſter Stachelbeer- und Hagedornzweige. Nach dem Gaſtmahl, das die Ehſten am Tage Allerſeelen für die Abgeſchiedenen abhalten, zerſchlägt der Hausvater den langen Lichtſpan, mit dem man zu Tiſche geleuchtet, auf der Thürſchwelle und gebietet damit den Geiſtern, ſich wieder aus dem Hauſe weg zu begeben. Myth. Anh. CXXII., Nro. 42. In manchem Hauſe pflegt man nach und nach ſo viele Nägel in die Thürſchwelle zu ſchlagen, als hier Leute aus dem Hauſe geſtorben ſind. Ibid. Nro. 38.

Gegen Abwendung der Zauberei ſchneidet man Sonntags vor Sonnenaufgang einen Haſelſtecken, nimmt den Kehricht aus den vier Haus- und Stallecken in einen Sack und ſchlägt ihn auf der Thürſchwelle zuſammen. Auf Petri Stuhlfeier, 22. Februar, iſt es im weſtfäliſchen Stifte Münſter Bauernbrauch, daß jeder Nachbar dem andern vor Sonnenaufgang mit einer Axt auf die Hausſchwelle ſchlägt, um ihn damit ein ferneres Jahr lang gegen den Schwellenvogel zu ſichern, unter dem ſie

alles böſe Gewürm verſtehen, das hier ſeinen Sitz hat. Prätorius, Blockesberg, Leipzig 1668, 115—117. Dieſer Brauch beſteht im heutigen Weſtfalen noch, den üblichen Segensſpruch gegen dieſen nach dem Sünte-Peter nun genannten Sünte-vuegel theilt Wöſte mit, Volksüberlief. aus der Grafſchaft Mark 1848, 24. Was man dem Schwellenvogel Böſes beimaß, dies erzählt bereits der Hexenhammer vom J. 1489 und, dieſem Werke nach, Philo's Magiologia 1675, pag. 734 alſo: Im Städtlein Boltingen war es einem Ehemann angethan, daß ſein Weib und all ſein Vieh nur todte Frucht zur Welt brachte. Inzwiſchen nahm das Ketzergericht den berühmten Zauberer Stadelin gefangen, welcher bekannte, unter jenes Mannes Thüre nebſt andern Zaubermitteln eine Eidechſe vergraben zu haben. Beim Nachſuchen fand ſich zwar nichts mehr davon zur Stelle, als man indeß den Unrath unter der Schwelle entfernt hatte, warfen alsbald die Thiere wieder lebende Junge und das Weib erfreute ſich lebensfähiger Kinder. Im Tractatus vom Beſchreyen und Verzaubern, von Eberhardus Gockelius, Med. Dr. 1717, 65 wird als ein Erlebniß des Autors mitgetheilt, wie derſelbe während ſeines Phyſikates zu Giengen lange Zeit ſammt ſeiner Familie im Siechthum lag, und daß ſogar ſeine Kühe und Geißen krumm und hinkend geworden ſeien; daß aber dies Uebel von Menſchen und Vieh gewichen, als die Hausmagd unter der Thürſchwelle ein Geſchirr entdeckte, worin ein Ei lag, in ein Leinentüchlein gewickelt und auf beſondere Weiſe mit Faden umwunden. Der Phyſikus hielt dieſes Bündelein für eine Faſcination und deren Wirkung für mächtiger als ſeine eigne ärztliche Kunſt. Der Berner Chroniſt Valer. Anshelm IV, 109 behandelt z. J. 1521 den Prozeß der wegen Zauberei verbrannten Bernerin Katharine Tüfers von Thunſtetten. Sie habe, geſtand ſie in ihrer Vergicht, unter dem Galgen Todtengebein aufgeleſen, es mit Menſchenhaar gebürſtet und gebunden und es unter die Thürſchwellen vergraben. Damit habe ſie des Müllers Tochter von Lyß unbärhaft, den Krattiger von Bargen unvermögend und die ſechs Hengſte des Lienhart Dick ſo ſtätig gemacht, daß er mit ihnen keinen Schritt von der

Stelle fahren konnte. Man weiß, daß ſich die Kirche damals nicht weniger abergläubiſch verhielt, und mit ihrer Beihülfe ſind denn die eben erwähnten Zaubermittel auch auf die Neuzeit vererbt worden.

Die „Fortgeſetzte Sammlung von alten und neuen theologiſchen Sachen auf d. J. 1722" dritter Beitrag, Nro. IX. pag. 440—444 enthält den wörtlichen Abdruck und die geſtochene Abbildung eines ſog. päpſtlichen Conceptionszettels, wie er damals von der niederen Geiſtlichkeit den Gläubigen als Amulet verkauft worden iſt. Derſelbe wird in ein Blech verlöthet und unter die Haus- und Stallſchwelle, in die Futterkrippen und das Butterfaß eingeſpundet. Dem trächtigen Vieh wird er eingegeben, gebärende Frauen verſchlingen ihn u. ſ. w. Die vorgeſchriebene Gebetsformel und Gebrauchsanweiſung hiezu iſt zu leſen bei Schindler, Aberglaube des Mittelalters 1858, 129. Aus dem lateiniſchen Benedictionale hat Pater F. Ammann „Die Teufelsbeſchwörungen und Weihungen" ꝛc. herausgegeben (Bern bei Jenni 1841), deren ſich die Kapuzinermönche noch bedienen. Auch in dieſer Schrift pag. 19 wird der Zettel ſeinem Wortlaute nach mitgetheilt, mittels deſſen die Kirche fortfährt die Häuſer und Ställe geiſter- und teufelsfeſt zu machen. In dieſem Exorcismus heißt es: „Gleichwie der Engel, der die Aegyptier ſchlug, bei den Häuſern vorüber gieng, wo die Thürſchwellen mit dem Blute des Lammes beſtrichen waren, ſo wage es der Teufel nicht dem Menſchen zu ſchaden, der durch dieſe Thüre geht, die durch Anheftung des Namens Jeſu geheiligt iſt." Dazu werden auch noch die ſog. Agatha-Zettel an Haus- und Stallthüre geheftet gegen Zauber, Blitz und Feuer.

Noch vor Kurzem wurde in den Dörfern des Frickthales am Oſtertage, nachdem das Weihwaſſer für das neue Kirchenjahr friſch eingeſegnet war, durch den Sigriſt die Schwelle der Häuſer mit dieſem ſog. Oſtertauf beſpritzt, wofür der Kirchendiener von jeder Haushaltung einen Laib Brod und zwei Eier zu erhalten hatte. Jetzt geſchieht dies nur noch privatim. Dieſe dem Sigriſt gezinſten Oſtereier ſind an die Stelle jener Opfereier getreten, die man urſprünglich in den Neubau ſelbſt

vergrub, um dessen Dauer dadurch zu sichern. Noch kommt es vor, daß man in ein vom Strom bedrohtes Ufer Eier vergräbt. Als man ein Loch in das Gemäuer der Kirchspielskirche zu Iserlohn brach, fand sich ein eingemauertes Ei, beim Abbrechen eines Adelshauses zu Altenhagen fanden sich im Fundament des Schornsteins Eierschalen. Wöste in Wolf's Ztschr. f. Myth. 3, 51. Und so sehr im Volke eingewurzelt ist dieser Glaube, daß man bei dem vor ein paar Jahrzehent zu Halle vollendeten Brückenbau noch wähnte, die Baumeister bedürften dazu eines Kindes zum Einmauern. Wolf, Götterlehre 1852, 136. Gegen Feuersgefahr vergräbt man unter der Schwelle ein schwarzes Huhn mit abgeschnittenem Kopfe, dazu ein Gründonnerstagsei und Katamenienblut eines Mädchens: „so lange als ein Stecken am Haus währt, wenn es schon vor und hinter deiner Behausung brennt, kann das Feuer dir und deinen Kindern nichts schaden." Wolf Beitr. 1, Nro. 236. Wird das Vieh zum erstenmale im Jahre ausgetrieben, so graben die Ehsten Eier unter die Schwelle, über die es zuerst treten muß. Bei einer eingerissenen Seuche entdeckte man, daß sie ein Stück der Heerde unter die Stallthüre vergruben, um dem Tod ein Opfer zu bringen. Myth. Anhang CXXIII., 69. Soll eine Kuh nicht mehr als einmal mit dem Bullen laufen, so muß ein lebendiger blinder Hund inwendig vor die Stallthüre vergraben werden. Ibid. Nr. 755. Sinniger erscheint das zum Zweck des Eheglückes und Hausfriedens dargebrachte Opfer. Die schwedische Braut auf der nun russischen Insel Worms muß beim Betreten ihres neuen Wohnhauses alle Gelasse und Stallungen durchschreiten und auf jede Schwelle eine Kupfermünze legen. Rußwurm, Eibofolke 2, pag. 83. Aehnlich in der Chemnitzer Rockenphilosophie (Myth. Abgl. Nro. 391): Die Braut, die nach der Herrschaft im Hause strebt, läßt nach der Trauung ihren Gürtel und Trauring in die Thürschwelle legen, daß der Bräutigam darüber schreitet.

Auch die Gabe der Weissagung scheint man der Schwelle beigelegt zu haben, darauf deuten folgende Sätze: Wer im Ausgehen begriffen, an der Schwelle stolpert, der kehre unverrich-

teter Dinge wieder um. Wer etwas ſagen will und es vergeſſen hat, ſchreite über die Schwelle hinaus und wieder herein, ſo fällt es ihm bei.

Hielt man die einzelnen Umſtände, unter denen man ein Haus betrat oder verließ, für ſo folgenſchwer, daß man jeden erſten Schritt des neuen Bewohners, des Bauherrn, der Brautleute, der Kinder, des Gaſtes und ſogar der Thiere unter ſo behutſam ausgedachte Sittengeſetze ſtellte, ſo konnte auch die Art, wie man eine Leiche über die Hausſchwelle zu Grabe brachte, keineswegs als etwas dem Belieben überlaſſenes angeſehen, ſie mußte für die Ueberlebenden und den Todten nicht minder wichtig ſein. Beſagt doch jener Wandſpruch ebendaſſelbe, den man noch am häufigſten über Bauernhäuſern lieſt: Segne meinen Ausgang und Eingang! Wir betrachten daher zum Schluſſe dieſer Arbeit das Eigenthümliche von Leichenbräuchen, die in einem auffallenden Zuſammenhange mit der Hausſchwelle ſtehen.

Bei den Römern galt folgender von Plutarch Quaest. Rom. V. gemeldeter Reiſebrauch. Wenn Jemand von der Reiſe heimkehrte, den man in Folge falſcher Nachrichten bereits für todt geſagt hatte, ſo durfte er nicht durch die Thüre in's Haus eingehen, ſondern mußte zum Dachfenſter (per impluvium) einſteigen. Denn nicht weit von der Thüre ſtanden die Hausgötter, von welchen der Verreiſende allemal Abſchied nahm mit der Bitte, ſie möchten ihm eine glückliche Rückkehr verleihen. In jenem Falle aber wären die Laren gleichſam belogen geweſen, daher ſollte der für todt Gehaltene nun nicht unentſühnt ihnen wieder vor die Augen treten. In der deutſchen Vorzeit findet ſich ein verwandter, gleichfalls auf dieſe Verehrung der Hausgötter gegründeter Brauch. Eine nicht nach heidniſchem Ritus geweihte und eingekleidete Leiche durfte nicht durch die Hausthüre heraus zur Beerdigung getragen, ſondern mußte unter der Schwelle hinweg, oder durch ein niedergelegtes Stück der Hauswand, etwa auch durch's Fenſter, an einem Seile herausgeſchafft werden. Denn die an der Hausthüre ſtehenden Götterbilder wären durch den ihnen gebotenen Anblick einer wie eines Miſſethäters oder Verwünſchten ungepflegt gebliebenen

Leiche beleidigt und entheiligt worden. Nicht zwar direkte Meldungen erzählen und erklären dies in der eben vorgetragenen Weise, aber die übereinstimmenden Vorschriften, die hierüber in den nieder- und oberdeutschen Landrechten und Ortssatzungen enthalten sind, machen unsere Erklärung zur unzweifelhaften. Es ist Vorschrift, alle Leichen von Missethätern, Selbstmördern nicht über die Schwelle zu Grabe zu bringen, denn auch an solche hat keine geweihte oder liebende Hand gerührt. Gleichmäßig lautet im Dietmarsen- und Nordfriesischen Landrechte, in der Goslarer Satzung und in oberdeutschen Rechtstraditionen (vgl. Grimm RA. 726) das Gebot: dat men maiken sal een gat in den want des huis ende slêpen hem dær door. Das Benker Heiderecht (Westfalen) und das Wendhagener Bauernrecht (Schaumburg) stellen den beim Einbruch betretenen Nachtdieb in des Hausherrn Gewalt, der ihn todtschlagen mag und unter dem sülle (Schwelle) ein loch graben und ziehen den thäter darunter durch (ibid. 679). Bruder Berthold von Regensburg, der im 13. Jahrhundert wiederholt am Oberrhein und in den angrenzenden Schweizerkantonen predigte, prägt es in der 25. seiner Predigten (edd. Fr. Pfeiffer 1, pag. 394) den Zuhörern ein, den Wucherern und Ketzern keine christliche Bestattung zu gönnen, und stellt sich darüber die Gegenfrage:

„Bruoder Berhtolt, wie sulnwir in danne tuon?“ Dâ sult ir nemen ein seil unde machet einen stric dran unde leget im den stric an den fuoz mit einem hâken und ziehet in zer tûr ûz.

„Bruoder Berhtolt, ob diu swelle danne hôch ist: wie sullen wir im danne tuon?“ Dâ sullet ir durch diu swelle graben unde sult in derdurch ûz ziehen, daz eht niemer getouftiu hant an in kome, unde bindet in einem rosse an den zagel unde füeret in ûz an das gewicke, dâ die erhangenen unde die erslagenen dâ ligent. Füeret in eht gegen dem galgen unde gegen des galgen gesinde. Des ist er dannoch kûme wert.

Genau nach dieser Vorschrift begruben die Appenzeller die Leiche eines ihnen verhaßten St. Galler Abtes; den Vorfall er-

zählen die Casus monast. St. Galli, und ihnen nach J. v. Arx, Bd. 1 und 3, 251 seiner St. Galler Geschichte. Und jetzt noch lebt es in der Volkssage fort, daß man auf den Bilgerenhöfen im Aarauer Jura Zigeuner, die im Streite sich erstochen, also aus der Hofstatt schleppte. Aargau. Sag. Nr. 426. Während einer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf den schwedischen Inseln herrschenden Pest schlug man die Fenster des Sterbehauses ein, riß die Zwischenwand heraus und zog die Leiche mit Bootshaken hindurch in die bereit gehaltene Grube. Nußwurm Eibofolke §. 394. Der Luzerner Kapuziner beschwört den Hausgeist damit aus der Wohnung, daß er mit dem Stocke ein Loch unter der Thürschwelle durchstößt und durch dieses das Gespenst hinaus jagt. Auf ähnliche Weise schaffte man im Luzerner Lande Leichen von Missethätern hinweg. Lütolf, Fünfortische Sagen pag. 341, 398. Daher gilt bei der Schwelle unversehens aufgeworfne Erde als Anzeichen, daß die Mäuse bald Jemand aus diesem Hause ins Grab stoßen werden. Illustr. Schweiz, Ztschr. v. 1863, 27. Daher stammen nun die nachfolgenden Sätze und Bräuche des Volksglaubens. Ein Erhängter muß durch's Fenster aus dem Hause geschafft werden, sonst kommt er wieder. Schleicher, Volksthümliches aus Sonneberg 1858, pag. 152. Wenn einer stirbt, sind die Fenster im Hause aufzumachen, damit die Seele hinausfahren kann. Myth., Abgl. Nro. 191. Will ein Kranker sterben, so öffne man die Fenster und stopfe Alles, was hohl im Hause ist, und kehre es um, damit die Seele freie Ausfahrt habe und sich nirgend aufhalte. Ibid. Nro. 664. Dieses schnelle Oeffnen des Fensters während oder nach dem Verscheiden, damit die Seele sogleich hinauskomme, ist Brauch durch die ganze Oberpfalz. Schönwerth, Sag. 1, 243.

Ist nemlich dieses gebotene Durchgraben der Schwelle und Niederlegen der Hauswand an dem späteren Steinbau nicht leicht mehr ausführbar, so wirft sich der Brauch um so nachdrücklicher auf das Fenster, und darum steht dieses nun beim Aberglauben gleichfalls in Verruf. Denn das Fenster ist nach seinem altd. Namen ougatorâ, sowie nach seiner Gestalt nur

eine Thüre verjüngten Maßes und wiederholt deren einzelne Theile: den Pfeiler oder Kreuzstock mit den Doppelflügeln, an denen der Riegel oder Reiber sitzt, oben den Fensterſturz mit dem Dreischübel, unten die Brüſtung. Ein Kind unter drei Jahren schiebt man es zu einem Guckfenſter ein, ſo wächſt es nicht mehr. Grimm, Myth. Abergl. Nro. 675. Wolf Beitr. 1, 208. Eine Wöchnerin ſoll nicht aus dem Fenſter ſchauen, ſonſt nimmt jedes vorbeigehende Fuhrwerk ein Glück mit (Myth. Abergl. Nro. 782). Da die Mäuſe für Todesboten gelten, ſo ſind es diejenigen nun doppelt, die vor dem Fenſterſturs hin- und herlaufend geſehen werden. Es iſt Herkommen, die Leiche mit den Füßen vorne aus dem Bette zu heben und mit dem Geſichte gegen die Stubenthüre gewendet in den Sarg zu legen. Daher iſt es auch landläufige Vorſchrift, nicht alſo im Bette zu ſchlafen, wie die Leiche liegen muß, und die Regel ſagt: Wenn man das Bett ſo ſtellt, daß die Beine nach dem Fenſter gehen, ſo werden die Beine bald zu Grabe getragen. Des Patroklos Leiche liegt im Zelte, „gegen die Thüre gewendet", Il. 19, 212; ſogar der ſüdamerikaniſche Stamm der Pehuenchen ſchafft den Verſtorbenen zuerſt mit den Füßen aus der Hütte, damit ſein irrendes Geſpenſt nicht mehr dahin zurück kehre. Wolf Beitr. 1, 214. Die aus dem Hauſe zu tragende Leiche ſetzt man in oberdeutſchen kathol. Gegenden über jeder Thürſchwelle dreimal in Kreuzesform und im Namen der Dreieinigkeit nieder, damit der Verſtorbene keine dieſer Schwellen mehr überſchreite. Hinter ihr wird Thür und Fenſter ſogleich wieder geſchloſſen und dreimal an jede Thüre rings im Hauſe geklopft, um dem Abgeſchiedenen die Luſt zur Rückkehr zu benehmen. Schönwerth, Sag. 1, 251. Nicht um Alles ſoll man ihn mit dem Haupte voran forttragen, nicht ihm mit demſelben Licht fortzünden, das neben dem Sarge gebrannt hat, ſonſt möchte der Geiſt leicht umkehren. Am badiſchen Oberrhein im Schwarzwalde werden nur Prieſterleichen alſo aufgebahrt, ihr Haupt dem Grabe und ihre Füße dem Leichengefolge zugekehrt; alle Laien bringt man in umgekehrter Lage zu Grabe. Frühethin war es ſogar Herkommen, Leichen der Hingerichteten verkehrt

in's Grab zu legen, das Haupt dahin wo Chriſtenleichen die Füße haben. Sie ſollten damit der gänzlichen Vernichtung übergeben ſein.

Die Ahnung einer Idee des Sittlichen und Wahren beginnt in den Völkern überall mit dem Verſuche, ein der Natur abgeſehenes Sinnbild in kindlicher Unbeholfenheit äußerlich nachzubilden, es mit ſchwankenden Vorſtellungen religiös aufzufaſſen, umzudeuten und zu verehren. So kunſtlos oder ſelbſt kunſtwidrig ſolch ein Symbol immerhin ſein mag, um ſo beſtimmter dient es zur Bezeichnung des erſt noch zu ſuchenden Begriffs, und dieſer, wenn er ſich von dem mechaniſch gemachten, widerſpruchsvollen Bildwerk zuletzt abgelöſt hat, verbleibt trotz ſeiner nun aufgeklärteren Erkenntniß dennoch bei demſelben als einem durch Alter und Herkommen ehrwürdig und allverſtändlich gewordenen. Die dem Sinnbilde beigelegten Attribute des Hausgottes, des Beſchützers des Eigenthums, der Gaſtfreundſchaft und Familientreue erkennt der Menſch zuletzt als das in ihm ſelbſt entſprungene Bedürfniß nach Gerechtigkeit. So gelangt er zu den nationalen Rechtsſatzungen von der Heiligkeit des Wohnhauſes, innerhalb deſſen vier nackten Pfählen jeder im Volke demokratiſch gleichgeſchützt, gleichberechtigt, auch der Aermſte ſein eigener Herr iſt; ein Satz, hinter welchem, wenn auch in noch ſo ferner Erfüllungszeit, doch ſchon die Lehre von der allgemeinen Rechtsgleichheit geborgen liegt.

---

9. Die Hausmarke.

Alte Häuſer werden renovirt, die Sprüche an der Wand übertüncht, die Marken an den Geſimsſteinen glattgehauen, mit der alterthümlichen Hausform verſchwinden ſelbſt die Hausnamen; die Neuſtadt wird nach Quartier-Vierteln, die Häuſerreihe nach Nummern gezählt. Hausſprüche und Marken finden ſich noch in entlegenen Bergdörfern, doch da bedroht ſie jeder Föhnſturm und die mit losbrechende Feuersbrunſt gleichfalls mit dem

Untergang. So ist im Waatländer Bergdorfe Rossinieres, im Kreise Rougemont, jüngsthin das sog. Große Haus abgebrannt, von dessen Größe, Umfang und Eigenthümlichkeit schon die früheste schweizerische Reiseliteratur mit der stabilgewordenen Phrase berichtete: Dieser Holzbau habe 113 Fenster, und um die Sprüche von seinen Außenwänden alle abzulesen, brauche es eine gute Stunde. Wer von den heute noch vorhandenen Hausprüchen eine Sammlung machen wollte, dürfte wenig Eigenthümliches mehr vorfinden, zu seinem Verdrusse aber immer noch genug des Erborgten und Erheuchelten. Steht z. B. an einem Hause der bekannte Spruch: Der Herr behüte meinen Ausgang und Eingang, so ist dies viel zu ausschließend und zu eigensüchtig, als daß es uns das Vorhandensein einer natürlichen Frömmigkeit zum Beweise bringen könnte. Anderwärts erscheint ein Bauernwappen angemalt, es hat die Pflugschaar zur Helmzier, ist armirt mit Dreschflegel und Heugabel und führt die Devise:

Das beste Wappen in der Welt
ist der Pflug im Ackerfeld.

Hier schielt der Plebejerneid zu deutlich auf den Nachbar Edelmann hinüber. Wer im Berner Oberlande vom Wirthshaus auf der Scheideck eine halbe Stunde weiter gegen Meiringen zugeht, wird an der Sennhütte auf Scheideck folgende vier Zeilen in lauter großen Lateinbuchstaben erblicken:

Wirst mit Unrecht hart unterdrickt,
Wie mancher Frome wird gebickt,
Bicke dich, Häselein, und wart der Zeit,
Bis daß dem Hund sein Bellen leid.
Im 1852. Jahr. Christen Häsler im Graben.

Ein offnes Geständniß, daß das bürgerliche Rechtsgefühl bei diesem Oberländer Republikaner noch nicht höher steht als bei einem irgend halbwilden Nomaden aus der passiven Race. Eine ganz andere naive Aufrichtigkeit dagegen ist es, wenn der Senne oder Aelpler statt der schlauen Unterwürfigkeit und der zwecklosen Selbstüberhebung sich mit seinem Loose vollständig zufrieden erklärt und es darum Gott allein anheimstellt. So

ehrlich ist ein Hausspruch in Solothurnisch Kammersrohr, bei Günsberg am Weißenstein:

Gott bewahr dies Haus, Feld, Vieh und Säu,
Jakob Baumann und Barbara Frey.

Die Hausmarke ist das rechtliche Eigenthums- und Besitzzeichen, von dem es im Sprichwort heißt, Alte Zeichen lügen nicht. Sie bleibt bei allem Wechsel der Besitzer oder des beweglichen Zubehörs eines Gutes für dieses stets dieselbe und ist also erblich und käuflich. Das Hauszeichen gewährleistet im Kanton Graubünden in allen Fällen die Besitzergreifung; es darf daselbst Niemand mehr als Eine Hausmarke besitzen, er kann daher eine zweite ihm durch Erbschaft zufallende veräußern und zwar auch ohne das neue Erbhaus. Sie geht vom Vater über auf den die Hinterlassenschaft übernehmenden Sohn, hier auf den jüngsten. Das Landbuch des Bündner Hochgerichtes Kloster besagt: „Vor den übrigen Erben soll der jüngste Sohn seines Vaters Zeichen führen und haben, es sei am Vieh, Brennzeichen, oder auf Siegel und Pitschier." Daraus ergiebt sich, daß die Marke dem beweglichen und unbeweglichen Zubehör zum Wahrzeichen dient und dem zeitlichen Besitzer zur Beglaubigung seiner Willenserklärung. So hat Michelsen ihre Anwendung beschrieben. (Die Hausmarke, Jena 1853.) Sie wird daher auf allen in die Augen fallenden Theilen des Hauses und Hofes eingebrannt und eingehauen: Am Gebälke der Hausthüre, der Stubendiele und der First; auf den Flügeln des Hofthores, auf Schrank und Truhe, auf Kirchenstuhl und Leichenstein, selbst auf der Holzkugel des alten Schlüsselbundes und auf dem Boden der Milchnäpfe. Wie heute die Müller ihr Zeichen auf den Kornsack setzen, die Hafner aufs Geschirr, die Bäcker auf den Brodlaib; so steht des Bauern Hausmarke auch auf dem Sack, den er zur Mühle führt, auf dem Eisenwerkzeug, das er zum Umbessern in die Schmiede bringt, auf dem Horn oder Ohr des Thieres, das er zum Austreiben auf die Gemeinweide giebt. Daß die Marke im deutschen Norden seit dem dreizehnten Jahrhundert mit der heidnischen Rune zusammentrifft, und wirkliche Runenzeichen enthält, ist durch zahlreiche

und gewissenhafte Untersuchungen bestätiget. So hat Rußwurm in seinem die Inselschweden schildernden Werke Eibofolke gezeigt, wie der schwedische Bauer auf Schiff und Geschirr die Hausmarke brennt und wie er zugleich in seinem bretternen Hauskalender die mit ihr verwandten einzelnen Runenzeichen anwendet. Sie vertritt ihm bei Unterschriften zugleich die Stelle des Siegels. Er nennt sie bômerke, Merkzeichen der Baustatt; nordisch bolsmerke (der Wohnstatt), dänisch bûnafn, das Namenszeichen des Hauses.

Betrachten wir zuerst die Art, wie der Senne die Marke anwendet. Das Roß wird am Schenkel, das Rind am Horn, Schaf und Ziege am Ohr gezeichnet, die beiden ersteren mit einem Brandmal, die letzteren mit einem Schnitt. Auf den Flächen der Ohrmuschel macht man entweder eine gerade Linie, die der Bündner Fürggli (Furka, Gabel) nennt, oder einen Querschnitt, Wichel genannt, oder man schlägt ein Loch durch. Aus der Combination dieser Linien und ihrer Vertheilung auf beiden Ohren ist eine Zeichenschrift von größter Mannigfaltigkeit entstanden, welche für die Hirtenknaben eine nicht uninteressante Gedächtnißübung ausmacht. Es ergeben sich dabei folgende einfache Grundformen:

—, I, V, L, C, D, C|.

Alle die Völker des Alterthums, die wir bis auf ihr Hirtenleben hinab zu betrachten vermögen, Inder, Juden, Griechen, Römer und Germanen, haben solcherlei Malzeichen den Thieren gegeben. Das hiefür belangreichste Zeugniß steht da, wo man es am wenigsten sucht, in der Offenbarung Johannis, Kap. 7 und 13. Bevor da die drei Reiter des Verderbens in die Welt ausziehen, werden die Auserwählten Gottes zusammenberufen und, um sie vor dem losbrechenden Verderben zu schirmen, alle an der Stirne gezeichnet. Aber auch die Kinder der Verdammniß erhalten die Malzeichen des Thieres, das sie anbeten, an die Stirne und die rechte Hand eingedrückt, und beigefügt wird die besondere Satzung: daß Niemand kaufen oder verkaufen könne, er habe denn das Malzeichen. Wir er-

fahren durch dieſe Stelle, daß das Alterthum die Leibeignen und Sklaven gleich den Thieren brandmarkte an Hand und Stirne, wie dies bis auf die Neuzeit bei Galeerenſträflingen geſchah. Daß übrigens im deutſchen Hochnorden Aehnliches, obſchon als Strafmittel gegolten habe, lehrt ein kleiner Zug aus Maurers Isländiſchen Volksſagen der Gegenwart, S. 185. Ein Schafdieb verzehrt da das Lendenſtück eines geſtohlnen Schafes und ruft dem Mond, der eben aus den Wolken tritt, übermüthig zu: Willſt du, Mond, in deinen Mund dieſen fetten Biſſen? Darauf antwortet eine Stimme aus dem Himmel: Willſt du Mauſer auf deine Wange dieſen heißen Schlüſſel? und zugleich fällt ein glühend heißer Schlüſſel herab und brennt dem Dieb ein Mal ins Geſicht.

In gleicher Weiſe dient die Hausmarke den Wald- und Holzbauern; ſie kennzeichnen die von ihnen gefällten Stämme durch Einſchlagen und Einbrennen der Hausmarke, über welche in den Sägemühlen oder den Landungsplätzen, denen der Flößbaum zuſchwimmt, beſondere Liſten geführt werden. Aehnliche Verhältniſſe der Landesbeſchaffenheit und der durch das Produkt bedingten gleichen Arbeit ſind die Urſache, daß ſich derſelbe Brauch wieder findet in den Kjölen Skandinaviens, im Böhmerwald und Schwarzwald, in Steiermark, in den Teſſiner- und Bündner-Alpen. Alle Bauſtämme, die der Emmenthaler Holzhändler aus der Aare in den Rhein flößt, tragen ſeine oder ſeines Spediteurs Marke. Sie heißt Riſe, Reißmarke, weil ſie mit einem Spitzeiſen eingeriſſen wird neben den andern eingebrannten. Sie iſt gleichfalls gerichtlich anerkannt. Die Pforzheimer Flößerordnung, erneuert im J. 1555, beſtimmt in ihrem Artikel 11: Keiner darf dem Andern ſein Holzzeichen abhauen oder ſich zueignen, ſonſt wird ihm die Waſſerſtraße verboten. Vetter, Oberrhein. Schiffart 1864, 27: Die Flößermarken beſtehen aus Punkt, Dreieck, gleichſchenkligem Kreuz, Andreaskreuz, Quadrat, Pfeil, Schwert, Sichel mit Oeffnung nach rechts oder links, Drutenfuß (Pentagon), welcher bei den Aelplern gegen die blutige Milch der Kühe an die Stallthüre gezeichnet und daher Blutſtrich genannt wird. Vier Punkte

in ein ſchiefes Quadrat geſtellt, heißen der Haſenſprung. Das Graubündner Geſchlecht Sprecher, zum älteſten Adel des Landes gehörend, führt als Hauszeichen zwei diagonal gekreuzte Pfeile mit den Spitzen nach oben. Die Fiſcher an Flüſſen und Seen führen ihr Zeichen auf Kahn und Ruder, die Sennen das ihrige auf der Meßbrente, dem Kerbholz, der Ankenballen und dem Käslaib. Einigt ſich die Gemeinde mit ihrem Beſitz an Milchvieh in ein gemeinſam zu bewirthſchaftendes Sennthum, ſo hat jeder Kuhbeſitzer ſein mit ſeinem Hauszeichen markirtes Kerbholz, im Bündner Oberlande Pritſche, im Prättigäu Alpſcheit genannt. Auf ihr wird am Tage der Ausmeſſung von Molken und Käſe Jedem ſein Antheil in Gewichtstheilen verzeichnet. Die Pritſchen werden an einen Ring gereiht und ſind das Protokoll des Milchfußes, d. h. der Vertheilungsnorm für die Molken. Das eingegangne Milchquantum wird nach Bennen berechnet und auf den zollbreiten Tannenſcheiten mit einer Kerbe notirt; die verkaufte Milch mit einem Stich („Tupf"), die dazu gekaufte mit einem Ritz („Kritz"). Die Rückſeite des Alpſcheites dient dem Sennen zu ſeiner Privatbuchhaltung. Auf ihr notirt er die dem einzelnen Alpgenoſſen à Conto gegebenen Molken (deren keiner nach Verhältniß mehr erhält als ein anderer), er ſummirt das Verabreichte in ſogenannten Bauernfünfern und ſieht was jede Scheite an Alplohn ſchuldig iſt. Er legt ſie an einer Schnur gereiht am Ende der Weidezeit den Alpmeiſtern vor. Wird hierauf im März Geſammtabrechnung gehalten, ſo bezahlt jeder Alpgenoſſe dem Sennen ſeinen Antheil am Lohn und dieſer quittirt ihn, indem er ihm ſeine Alpſcheite zurückgiebt. Nach dem Namen dieſer Kerbhölzer benennt der Bündner auch alle übrige Berechnung im Steuerweſen und im Wahlgeſchäfte. Wuhrſchnitz iſt ihm diejenige Jahres-Umlage auf die Güter, womit man die nöthigen Wuhrungen der Gewäſſer im Stande hält; denn ſchnitzen heißt durchgängig bezahlen, der Schnitz iſt die Beſoldung. Da die Landſchaft Davos ihr Steuerquantum nach der Zahl der von ihr zu ſtellenden Repräſentanten (Großräthe), bezahlte, ſo nannte ſie ihre Geſammtſteuer „Repräſentantenſchnitz". Bei der jährlichen Verlooſung des Brennholzes

unter den Gemeindegenossen machen sich Hausmarke, Kerbholz und Schnitz zusammen geltend. Jeder Loostheil wird mittels eines zollgroßen Holztäfelchens gezogen, auf dem die Marke des zugetheilten Baumstammes verzeichnet steht. Diese ausgelooften Marken schneidet alsdann der Cavig (Dorfmeier, caput vici) zu den betreffenden, schon auf seinem Kerbholze stehenden Hausmarken und controllirt damit wieder auf Jahresdauer den Gesammtbezug an Brenn- und Bauholz.

Hält man diese Marken und Schnitze des Kerbholzes zusammen mit den altnordischen Runenzeichen, so gleichen sich beide auffallend und sogar bis auf den Namen; denn auch im Gothischen hieß vrits (Riß) der Buchstab, weil man das Schriftzeichen in Gestalt senkrecht- und quergezogner Striche oder Stäbe auf Stein und Holz einritzte. Ihre auf Buchenzweige eingeschnittne Stabform hat ihnen bekanntlich den Namen Buchstab (stabs, stafr) gegeben und da solche Buchstaben nur eine bildliche oder symbolische Bedeutung haben konnten, so nannte man sie rûna, was ursprünglich Geheimniß bedeutet. Die senkrecht- und quergezogene Form des Runenzeichens erlitt erst dann willkürliche Abänderungen, als man sie zu paaren anfieng mit dem Anlaut des geschriebnen Eigennamens. Damit mußte der geradgezogne Runenstab die gekrümmte Linie oder die Rundform des Buchstaben annehmen, die auf Holz oder Stein schwer einzuzeichnen ist, und kam eben dadurch außer Gebrauch. Echte Runen und Hausmarken sind alle geradlinig und einfach; geschweifte und überladene Linien gehören stets einer späteren Zeit an und gehen über in die verschlungne Namensschiffer der Kanzleien, Handelsfirmen, Notariatsmonogramme. Hierher gehören das Berg- und Markzeichen in den Metallschmelzen und Eisenhämmern, das Münzmeister- und Steinmetzzeichen, das Malermonogramm, der Namensstempel der Fabriken, Formschneider, Buchdrucker, Kupferstecher und Zimmerleute. Das Abzeichen häuft und verschnörkelt sich mit der zunehmenden Trennung der Stände und mit dem Selbständigwerden der einzelnen Innungen und Gewerke; nach Ablauf dieser Zeit verallgemeinert es sich wieder und geht zurück bis auf das Abbild

des bloßen Handwerksgeräthes. Darum findet sich dann als späte Hausmarke und als Bauernwappen: Anker, Axt, Spaten, Pflugschaar, Egge, Rechen, Hammer, Zange, Winkeleisen, Henkelkrug, Melkstuhl, Tannenbaum ꝛc. Als mit dem fünfzehnten Jahrhundert in allen Zweigen der Arbeit und Technik eine erhöhte Concurrenz begonnen hatte, sahen sich selbst ausgezeichnete Künstler gezwungen, ganz sinnlose Marken auf ihre Produkte zu setzen, bald als Unterscheidungsmittel, bald zum Deckmantel ihrer Anonymität. Wie dabei Marke und Buchstab noch zuweilen in Eins zusammenfließen, dies zeigt sich an einem Beispiele in Naglers Monogrammisten 1, Abth. 1, no. 24. Der niederdeutsche Maler Jeremias von Agnen, zubenannt von Bosche, bezeichnet auf seinen Kupferstichen die Initialen seines Namens I. A. v. also, daß er das I zum Mittelbalken der Figur macht, als deren Fuß sich das A unten hinspreizt und ein liegendes v sich quer durch den Mittelbalken schlingt. Dadurch ergeben sich folgende dreierlei Monogramme, welche zugleich sehr oft als Hausmarken begegnen:

Ein ähnliches noch auffallenderes Beispiel bietet die Geschichte der Gauner dar, welche sich in der Blüthezeit des Zunft- und Innungswesens gleichfalls in eine Corporation mit eignen Abzeichen vereinigt und es dabei vorübergehend bis zur obrigkeitlichen Anerkennung gebracht hatten. Sie hielten alljährlich in Basel auf dem Kohlenberge unter dem Schutze des dortigen Stadtrathes ihren Landtag. Eine Urkunde v. J. 1540 aus der Kanzlei der Tagsatzung von Frauenfelden beauftragt die Kantone mit der Untersuchung gegen Mordbrennerbanden, welche es besonders auf die reformirte Schweiz abgesehen haben sollten, und theilt den schweizerischen Ständen die Schriftzeichen „Zinken" mit, durch die sich das Gesindel an Brücken und Straßenpfählen gegenseitig benachrichtige. Diese Zinken bestehen aus dem einfachen Balken der Hausmarke; stehend drückt er aus, daß der Mordbrenner eben auf dem Marsche oder in Action ist; liegend, daß er sein Werk bereits abgemacht, nem-

lich Feuer eingelegt hat. Der Fuß des Balkens ist theils einfach, theils zweifach gespalten und erscheint entweder einfach als ein sogen. C-Strich der deutschen Currentschrift, oder zweifach als ein doppelter; d. h. er zieht den Haarstrich zweimal, den Schattenstrich einmal in gleiche Höhe und Tiefe. Dieses Zeichen sagt, daß der Mordbrenner sich hinweg und in welcher Richtung er sich fortgeschlichen habe. Desselben Zeichens als einer Marke bedienen sich die steierischen Holzbauern und nennen es den Wurm; es besagt an dem umgehauenen Baume, daß derselbe zum Triften bereit liege und vom Platze zu bringen sei. Letzteres meldet Ilwof in den Steiermärkischen Histor. Mittheill. 1863, Heft 12, 199.

Unterschieden von dem Zweck der Hausmarke sind die Steinmetzzeichen, die bald vom Grundherrn des Ortes, bald von dessen Baumeister, bald allein von der Bauhütte ausgehen und auf die öffentlichen Bauten älterer Zeit übertragen sind: Auf Thüren, Thore, Kirchen, Kapellen, Kreuzgänge, Siechenhäuser, Stadtbrunnen, Sust- und Lagerhäuser, Schaffnereien, Brückenjoche. Man darf sie deshalb, daß sie Handwerkszeichen sind, nicht geringschätzig beurtheilen, da sie sehr häufig sogar bis in die antike Zeit zurückreichen und dieser abentlehnt sind. Nachfolgende Beispiele erweisen dies. An einem alten Wehrthurm hinter dem Dom zu Regensburg, stehen an den Eckquadern auf römischer Substruction kleine geradlinige Zeichen, nicht öfter als drei- bis vierfach gegliedert, in Menge eingehauen. Sie entsprechen ziemlich genau denjenigen, die auf den Buckelsteinen des Römerthurmes zu Badisch-Steinsberg eingehauen sind, deren Abbildung zu sehen ist in Mone's Badischer Urgeschichte 1, 258, 259. Und abermals mit diesen Steinmetzzeichen nächstverwandt sind die auf zwei Wandpfeilern des Basler Realgymnasiums eingehauenen. Diese zu Basel mögen also als späte Nachahmungen anzusehen sein jener altrömischen, welche durch die Steinmetzen der alten Bauhütte zu Regensburg an den Oberrhein gebracht wurden. Noch schlagender ist folgende Thatsache. Ein aufrechtstehender Balken mit zweiseitig geneigtem Giebel, also das Zeichen des Pfeiles ↑, begegnet uns auf manchen

Frontquadern alter Gebäude und ist namentlich das Innungszeichen der Messerschmiede geworden. Dieses Runen-Zeichen liest Hrabanus Maurus, der älteste Gelehrte des Stiftes Fulda, als den Buchstaben T mit dem Begriffe tac, im Norden aber bezeichnet dieselbe Rune den Schwertgott Tyr, beidemale aus demselben Grunde, weil der Tag Lichtpfeile schießt und der Sonnengott mit dem Schwerte das Nachtdunkel spaltet. Sie begegnet aber auch auf einem antiken Steincylinder, der vor etlichen Jahren bei Erweiterung eines Kellers zu Reutlingen ausgegraben und von Theophil Rupp photographisch veröffentlicht worden ist: Aus der Vorzeit Reutlingens 1864. Auf der einen Seite dieses 50 Pfund schweren Cylinders ist das Sonnenhaupt mit vierzehn Flammen, auf der entgegengesetzten das Haupt eines todten römischen Kriegers erhaben eingehauen. Vom Auge des Kriegers bis zu dessen Mund herab erkennt man in der durch einen Kreisabschnitt eingeschlossnen Bildfläche drei Runenzeichen eingehauen, deren oberste unsere Rune tac und tyr ist. Der Herausgeber erblickt in diesem Denkmale ein Bild des Lichtgottes Mithras, angefertigt von einem römischen Steinmetzen in Alemannien ungefähr ums Jahr 200 n. Chr. und im Auftrage eines Alemannen oder Sueven übertragen auf den deutschen Lichtgott Tyr, der als oberdeutscher Ziu unserm Ziüstag = Dienstag den Namen gegeben hat.

Ein Gebiet noch von größerem Umfange nimmt dasjenige Markenzeichen ein, das man mit seinen rechtwinklig gebrochnen Balken Hakenkreuz, crux ansata nennt:

Als man im Wäldchen des aargauer Klosters Wettingen an der Limmat i. J. 1633 zahlreiche goldne Geschirre ausgrub, in denen nachmals mit Recht der Tempelschatz des bei Wettingen gestandnen Isistempels erkannt worden ist, fand sich darunter eine flache Goldschale, in deren innerem Runde obiges Kreuz erhaben geprägt war. Sie wurde, bevor sie verkauft worden, von dem eben anwesenden Zürcher Tagsatzungs-Gesandten abgezeichnet und steht darnach abgebildet in Joh. Müllers „Al-

ter-Thümmeren der Eydtgnosschafft 1777", achter Theil, pag. 12. Dieses Hakenkreuz ist wie der römische Isisdienst orientalischer Abkunft, kommt in den buddhistischen Höhlen des westlichen Indiens vor und heißt daselbst heute noch das Zeichen des Segens und guter Vorbedeutung. Mit der buddhistischen Lehre verbreitete es sich bis zu den asiatischen Polarnomaden und heißt bei den Lappischen Stämmen Horagalles. So findet es sich auf einer Zaubertrommel lappischer Schamanen, welche in den Dresdner Sammlungen verwahrt und in Klemm's Kulturgesch. 3, S. 92, Figur 9 abgebildet ist. Die Lappen, zu denen skandinavischer Einfluß und Glaube seit der deutsch-nordischen Einwanderung vorgedrungen ist, wissen, daß die Germanen dasselbe geheiligte Zeichen unter dem Namen von Thôrrs Hammerzeichen verehrt haben; sie sagen daher, Gott Horagalles sei der Sohn des Gottes Torden (Thôrr), der als Luftgott das Lappenvolk und die Rennthiere mit seinem Blitze schützt. Ueber das häufigere Vorkommen dieses Zeichens im deutschen Norden geben die Meklenburger Jahrbücher von Lisch (Bd. 13, 383. 24, 286. 26, 177. 27, 179) reichliche Aufschlüsse. Es findet sich auf schwedischen Grabsteinen in der Provinz Upland; auf nordischen Goldbracteaten; auf einer zu Hamburg bewahrten heidnischen Graburne aus den Vierlanden; dreimal auf der Graburne eines zu Kothendorf bei Schwerin abgedeckten heidnischen Grabhügels. Es erscheint eingravirt auf dem Broncesteigbügel aus einem schwedischen Heidengrabe; ferner auf der Nadelscheide einer Bronceheftel, die 1838 aus einer mit Menschenknochen gefüllten Graburne entnommen wurde, ausgegraben im Felde zu Mahnkenberg bei Bützow. Endlich begegnet es auf einer hetruriſchen Vase in den Vereinigten Sammlungen zu München.

Bei Münchenberg in der Mark Brandenburg wurde neben mehrfachen heidnischen Alterthümern eine eiserne Speerspitze ausgegraben, deren Beschreibung und Abbildung im Anzeiger für Kunde der D. Vorzeit 1867, no. 2 sich findet; sie trägt neben der deutschen Runeninschrift Angnau das Zeichen des Henkel-

kreuzes eingegraben, das Symbol göttlicher Kraft, gedacht als ein nach vier Seiten flackernder, alle vier Weltgegenden beleuchtender Blitzstriemen.

Mit diesen Beispielen wäre das hohe Alterthum der Marke als eines Personenzeichens und ihre Uebereinstimmung bei verschiednen Völkern und Zeiten erwiesen. In der vorliegenden Darstellung war es darum zu thun, ihre rechtliche Geltung und Anwendung hervor zu heben. In Folge dieser ihrer juridischen Natur gieng die Marke einerseits ins Kaufmannszeichen über, welches das Eigenthum und die Echtheit der von dem Handelshause versendeten Waaren ausdrückt; anderseits ins Wappen der Städte, der Schlösser und Landschaften. Eben weil die Marke ein älteres Eigenthumszeichen ist, das Wappen aber ein späteres Familienzeichen, so findet sich die Hausmarke auch mit ins Schildbild des Adelswappens hineingesetzt. Auch dies läßt sich in aller Kürze nachweisen. Ein senkrechter Balken oben und unten mit gleichförmig kurz abgestumpften Winkelhaken erscheint als Hausmarke, als Adelswappen und als Steinmetzzeichen in folgenden Denkmälern:

1) Als Schildmarke des Hauptmanns Konrad Zurlauben v. J. 1624. In no. 18 der Glasgemälde des Klosters Muri.
2) Als Wappenmarke der Freiherren von Gagern. Michelsen, Die Hausmarke, pag. 53.
3) Als Familienwappen des Joh. Bachmann, Monachus Murensis. Wappenbuch der Abtei Muri, im Aargauer Staatsarchiv.
4) Als Steinmetzzeichen von Meister Lorenz, der i. J. 1444 die Stiftskirche zu Bruchsal gebaut. Mone, Badisch. Urgesch. 1, 261.
5) Steinmetzzeichen am Thurm des Nordthores des Heidelberger Schlosses, innerer Hof.
6) Als Hausmarke in Meklenburgisch Börgerende, Strandorf bei Doberan an der Ostsee. — Lisch, Meklenburg. Jahrb. Bd. 20, 134.

7) Büchſenſchmiedzeichen am Gewehrkolben der im Zeughauſe Munoth zu Schafffhauſen aufbewahrten „Schießprügel".

Hier ſchließen dieſe mit ausdauernder Liebe geſammelten und in geordnete Ueberſichtlichkeit gebrachten Alterthümer aus dem oberdeutſchen Bauernleben. Nicht Alles, was bereits in unſern Mappen aufgeſammelt vorlag, hat ſich hier ſchon mit einfügen und verwerthen laſſen; eben ſo wenig Alles ſchon faßbar ſich auffinden laſſen, was noch weiter wiſſens- und darſtellungswerth ſein mag. Gleichwohl wird man den Titel berechtigt finden, den ſich dieſe Abſchnitte beilegen: Sittengeſchichtliche Studien; von einem ſcheinbar kleinſten Punkte ausgehend, finden ſie ein ergebnißreiches Ziel. „Enge Kreiſe, ſagte Peſtalozzi im Jahre 1781 (Preisſchrift über Aufwandsgeſetze), ſind und bleiben ewig das Band der Sitten; im beruhigten Hausglücke, im engeren, nicht anmaßlichen Berufskreiſe keimt der Vaterlandsgeiſt." Dies iſt denn auch der Sinn jenes Göthe'ſchen Wortes im Fauſt:

Greift nur hinein ins volle Menſchenleben,
Denn wo ihr's packt, da iſt's intereſſant.

Nach dieſem Intereſſanten im Volksleben ſtrecken freilich auch alle die zahlloſen Schriften die Hand aus, die man Dorfgeſchichten, culturhiſtoriſche und vaterländiſche Bilder ꝛc. nennt; aber es fragt ſich ſehr, ob ihnen die Folgezeit einmal denſelben pragmatiſchen Werth beilegen wird können, in welchem ſie zum Theil bei unſerer Leſewelt gelten. Alles aus dem Volke und über daſſelbe Erzählte muß vor Allem wahr ſein; ſchön aber und intereſſant wird das Erzählte allein durch die richtige und ſinnvolle Verwendung des ſpecifiſch Wahren. Dies ſetzt eine künſtleriſche Thätigkeit voraus, bei welcher die vereinte Kraft des Sprachforſchers und des Geſchichtsforſchers die natürlichen Bedingungen der Weiterentwicklung eines Volksſtammes auskundſchaftet und in den geheimſten Winkeln des geiſtigen Lebens nachwirkend wieder entdeckt. Alsdann geſtaltet ſich dieſes Gehaltvolle und Bezeichnende des inneren Menſchen, zum Begriffe der Nationalität und reicht hinan bis zur Ableitung von wie-

derkehrenden Geſetzen der allgemeinen Menſchenentwicklung. Dies ſollte der eigentliche Gehalt des Namens Cultur ſein, angewendet auf die zahlreichen ethnographiſchen Schriften unſrer Gegenwart. Dies allein giebt einer mit geſchichtlichem Sinne aufgefaßten Erzählung den milden unnachahmlichen Reiz des Volksthümlichen und Wahrhaften, und gerade in dieſem Sinne durfte Platen unſrer Leſewelt ins Geſicht hinein behaupten, daß kein Roman ſo romantiſch iſt, als die Geſchichte ſelbſt.

Roth und Blau, die deutschen Leibfarben.

Wo sich einer neuen Untersuchung vielfacher Anhalt darbietet, darf sie weder unergiebig noch überflüssig zu sein fürchten.

J. Grimm, Berlin. Akad. Jahrb. 1849, 198.

Einleitung.

Die physischen Wirkungen der Farben, in welche die Natur ihre nackten Formen hüllt, berühren die Empfindungsweise des Menschen in allen Zonen auf gleichmäßige Art; daher erkennen die Völker übereinstimmend in Weiß die Quelle aller Farbe, das glänzende Licht, den Abglanz des Himmlischen und Edeln; unter Schwarz dagegen, als dem Mangel aller Farbe, denkt man die stockende Finsterniß, das Böse, Tod und Verdammniß. Aus diesem Urbeginn der Farbensymbolik entspringt in vorhistorischer Zeit das farbige Rechtssymbol, nach welchem das Volk sich selbst in verschiedne Stände ordnet. Den Begriff Kaste, ein aus dem Portugiesischen stammendes Wort, bezeichnen die Inder selbst mit dem Worte Varna, d. h. Farbe; denn je höher die Kaste, um so bemerkenswerther ist die Reinheit der Hautfarbe. Neben den vier reinen Kasten Indiens stehen die der vermischten und unterjochten Racen; die unterste, die der Tschandalas und Parias, ist ein nichtarischer, negerartiger Stamm, englisch Nigger genannt. Sanskrit bhavat, Herr, leitet ab von bhâ, Glanz, gebildet mit dem possessiven Suffix vat, und bezeichnet also den Glanzbegabten, wie wir nun sagen, die Excellenz; sanskr. râga, goth. reiks, lat. rex, leitet sich von der Wurzel râg, glänzen. Die Betitelung Herr, ahd. hêrro, hêriro, führt auf hêr, erhaben, licht und erleuchtet, also auf unser Durchlaucht. So drückt der echte Titel ursprünglich den vom Angesichte des Edeln ausgehenden Strahl und Glanz aus. J. Grimm, Kl. Schrift. 3, 249. Entsprechend den drei Grund-

farben, welche die Edda in der Regenbogenbrücke annimmt (Gylfaginning 13), gründet Gott Heimdallr die drei Stände des Germanenvolkes, die sich nach den drei Farben der Unfreien, Freien und Edeln gliedern. Der Knecht ist nach dieser dem Rigsmal angehörenden Classification ein schwarzhaariges rauhhäutiges Wesen. Der Freie ist hellroth von Haar und Wange. Der Edle hat blondes Haar, glänzende Wangen, Hals und Nacken seines Weibes leuchten wie reiner Schnee. Die ethnologischen Studien und der neuzeitlich gemachte Fund in den Gräbern der nordischen Urzeit bekräftigen das hier geschilderte Aussehen der untersten dieser drei schon von Tacitus Germ. c. 25, genannten Bevölkerungsklassen Deutschlands. Ursprünglich hatte eine körperlich kleine, dunkelfarbige Race die nordischen Striche innegehabt und wurde von den rothhaarigen germanischen Ankömmlingen theils geknechtet, theils in den Hochnorden zurückgedrängt, worauf ein blonder und weißhäutiger Stamm sich in den Rang der herrschenden Geschlechter emporschwang. Darum wird uns von Sprache, Mythe und Geschichte die schwarze Farbe als das Unreine und Böswillige genannt, das seinen Schatten neidisch auf das harmlose Licht wirft, die weiße Farbe aber als die vorzugsweise geheiligte. Der Lichtgott Odhin trägt einen weißen Schild (Saxo II, 51), sein Roß Sleipnir ist ein Schimmel. Odhinns christliche Ersatzmänner, die hl. Michael, Martin, Ritter Georg, sowie auch der Knecht Ruprecht sind sämmtlich Schimmelreiter.

Skinfaxi, die Glanzmähne, heißt das eddische Roß, mit welchem der Tag angeritten kommt. Ueber die altreligiöse Heiligung weißer Rosse ist ausführlich gehandelt in den Aargau. Sagen 2, Vorrede XXXIX. Auf die Frage des Tragemundliedes, was ist weißer denn der Schnee, erfolgt die Antwort, die Sonne, der Tag. Auf Parzivals Frage um Gott sagt ihm die Mutter: er ist noch liehter denne der tac. Von Baldurs Antlitz geht ein Schein aus, die lichteste Wiesenblume ist im scandinavischen Norden nach dieses Gottes sonniger Augenbraue genannt Baldrsbrâ. Als Parzival, das Glückskind, im kerzenhellen Sale auf der Gralsburg übernachtet, bilden die

Kerzen und seine eigne Gesichtsfrische einen Widerschein, als ob der Tag abermals anbrechen sollte; der Held heißt deshalb auch der liehtgevar, der Strahlende. So sind auch die Schwanenjungfrauen die geflügelten, lichtglänzenden Boten des Tages, ihrer eine heißt Swanhwîta; denn der Schwan, sagt Uhland, Gesch. der Dichtung 1, 153, schwingt sich zum Himmel auf und erscheint in der Luft wie ein lichtes Gewölk, und niedertauchend in die Fluth, die den Himmel abspiegelt, gleicht er einem glänzenden Schaume. Im Mainzer Bisthum bediente sich die Kirche seit dem 13. Jahrhundert der weißen Farbe ausschließlich an den Marienfesten (Marzohl-Schneller, Liturgia). Bis zur Stunde wandelt durch die Schlösser des Hohenzollern Geschlechtes der Geist der Ahnfrau als Weiße Frau. Die Verklärung der Ueberirdischen, die Reinheit der Jungfrau, die Heiligkeit der Priesterschaft, der parteilose Frieden selbst erscheint in weißen Gewändern. Dagegen sind die Wesen des Mittelreiches scheckig, die der Unterwelt schwarz. Dreierlei Geisterhähne kennt die Edda, den goldkammigen Fialarr und den Gullinkambi in Walhall, welchen das altdän. Volkslied den weißen nennt, und den dunkelfarbigen, der bei Hel in der Unterwelt kräht. Schwarz ist Hel selbst, die Göttin der Siechtodten, gleichwie nach Hesiod's Theog. 726 um den Tartaros her dreifache Nacht liegt. Von unentschiedener wechselnder Farbe erscheinen die dämonischen Wesen, die halb göttlicher, halb verwünschter Art sind, wie die Elbe, welche schon in der Edda in Lichtelbe, Dunkelelbe und Schwarzelbe unterschieden sind und in Kuhn's Nordd. Sag. 443 als weiße, rothe und schwarze auftreten.

Schon stehen dieser uralten, aber nur von der Mythe gemeldeten Farbensymbolik antiquarische Belege von nicht geringerem Alterthume bekräftigend zur Seite. Die Grabtöpfe und Aschenurnen aus den Heidengräbern deutschen Bodens tragen, wenn sie buntes Ornament haben, keine andern Farben als weiß und gelb, roth und gelb, weiß und schwarz, roth und schwarz, d. h. die vertiefte Linie der über den einfarbigen Grund der Urne gezognen Verzierung ist mit Kreide oder mit Röthel ꝛc.

ausgefüllt. Auch in einzelnen Grabkammern ſcheint dieſelbe Farbenzuſammenſtellung ausgedrückt. Die Steinkammern im Innern der Hünengräber zu Alt-Samnit, von Liſch in den Meklenburg. Jahrbüchern 26, 115 beſchrieben, ſind mit geſpaltnen Platten aus jungem rothen Sandſtein und rothem Granit eingefaßt, während der Fußboden aus einer dünnen Schichte Lehm beſteht, überdeckt mit zerſchlagnen Feuerſteinen, die durch Feuer ausgeglüht und weißgebrannt ſind. Dieſe weiße Bodenpflaſterung, umgeben von einem hellrothen Steinſockel iſt innerhalb der grauen Granitmauern der Grabkammern von freundlicher Wirkung.

Roth, die Hausfarbe der Germanen.

Der Wappenſchild des Germanen war, wie die Unterſuchung ergeben wird, vorzugsweiſe Weiß-Roth; von gleicher Farbe war auch der Hausſchild geweſen. Für letzteres hat man des Tacitus ſicheres Zeugniß, welcher von den Germanen ſagt: Gewiſſe Stellen des Hauſes beſtreichen ſie mit Erde, die ſo rein und glänzend iſt, daß ſie wie Malerei und Farbenzüge ausſieht *). Dieſer Brauch, der bis heute dem deutſchen Landvolke eigen geblieben, entſpringt aus der Beſchaffenheit des Landes ſelbſt, das je nördlicher gelegen, um ſo mehr das Rothbraun als Naturfarbe über das Grün vortreten läßt. Ein landwirthſchaftliches Sprichwort in unſerm Aarthale heißt: Grüen mueß Roth ha; d. h. Bleiben die Matten im Spätherbſte lange grün, ſo werden ſie im Frühling drauf eben ſo lange erfroren (fuchsroth) ſtehen. Im Skandinaviſchen Norden durchdringt der Eiſenreichthum des Bodens mit ſeinen rothen Erzen die ganze Landſchaft; braunroth iſt die Farbe des nordiſchen Sommers,

*) Quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura ac splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur. Germ. c. 16.

braungelb färbt ſich das Laub der Birke nach dem kurzen nordiſchen Frühling. Braunroth ſchimmern die nackten Gneuß- und Granitblöcke, braune Moore lagern ſich dazwiſchen, braunfarbig ſtürzen die Waſſerfälle zur Oſtſee, unter den letzten Sträuchern des Hochnordens erſcheint noch der Ebereſchenbaum mit ſeinem rothen Beerenſchmuck. In dieſe Lieblingsfarbe der Natur kleidet ſich der Nordländer. Mit grellem Roth leuchten weithin die Balkenhäuſer, ſo in Lappmarken, ſo an den Schoniſchen Küſten; die hölzernen Kirchen der Finnen ſind braunroth angeſtrichen. Roth läßt ſich der Schwede ſogar ſeine Bücher binden, wie wir den unſrigen mindeſtens rothen Schnitt geben. Roßmäßler in der Zeitſchrift Die Natur 1860, 382. Oſenbrüggen, Nord. Bilder 74. Die Mittel, mit denen der einſame und bildungsloſe Nordländer von jeher gewußt hat, dieſes Roth als Waſſer- und als Oelfarbe techniſch herzuſtellen, ſind die allereinfachſten, wir kennen ſie aus neuen und alten Zeugniſſen, wie ſie hier folgen. Araktſcheew, Miniſter unter Alexander I. von Rußland, hatte von ſeinem kaiſerlichen Gönner die Herrſchaft Gruſino zum Geſchenk erhalten und legte dorten eine ſtreng militairiſch zugeſchnittne Kolonie an. Nach Vorſchrift hatte jeder Bauer alle drei Jahre Dach und Wände der Behauſung mit rother Farbe anzuſtreichen. Dazu iſt nach Araktſcheew's eigenhändig geſchriebnen Befehlen nöthig 15 Pfd. Farbe und 1 Pfd. Oel. Ebenſo oft hat er auch alle Hofgebäude anzuſtreichen und empfängt dazu 1 Pud 20 Pfd. rothen Lehms, 16 Pfd. Oel, 16 Pfd. Vitriol, 16 Pfd. Salz und 30 Pfd. Mehl. Allg. Augsb. Zeitg. 1862, no. 120, Beilage.

Der Presbyter Theophilus, deſſen Werk von der Malerei durch Leſſing 9, 443 zuerſt bekannt gemacht worden, handelt cap. 18 de rubicandis ostiis et oleo lini. Si autem volueris ostia rubricare, tolle oleum lini et exsicca illud in sartagine super ignem sine aqua. deinde mitte in mortarium et contunde illud pila donec tenuissimus pulvis fiat, rursusque mittens illud in sartaginem et infundens modicum aquæ, sic calefacies fortiter. Cum hoc oleo tere minium sive cenobrium super lapidem sine aqua, et cum pincello

linies super ostia vel tabulas, quas rubricare volueris, et ad solem siccabis. Zu dieſer Stelle fügt Fr. Chr. Jonath. Fiſcher, Geſchichte des teutſchen Handels (1, 80) die hübſche Bemerkung: Die grobe rothe Oelfarbe, deren rohe Maſſe dem von Tacitus beſchriebenen Thone ziemlich gleich kommt, heißt noch jetzo im Würtembergiſchen Hausfarbe, weil damit die Thüren und Fenſterbekleidungen gewöhnlich angeſtrichen werden. Beim Wickel- und Riegelbau läßt der Landmann das Gerippe der Trag- und Stützbalken frei, aber mit ebenſo viel rothen Geripplinien, aus der weißen Hauswand hervortreten. Man nennt dieſes auf dem ſteinernen Unterbau der Stockmauern ſtehende obere Balkenſtockwerk das Gewätte. Dieſes wird im Nürnberger und Ansbacher Lande rothbraun, der dazwiſchen liegende Wandtheil blaßroth angeſtrichen; das ganze Dorf leuchtet durch ſeine Wieſen und Fruchtbäume in friſcher Röthe hervor. Einem den Röthel herabthun, heißt davon ſprichwörtlich, ihm die Kraft benehmen. Schmeller, Wörth. 3, 167. Herrſcht der Holzbau beſonders vor, wie im Schwarzwald und in der Schweiz, ſo werden entweder die obern Stockwerke gänzlich rothbraun angeſtrichen; oder es ſind die Laden der vielfachen, hart an einander liegenden Fenſter des Erdgeſchoſſes rothflammig oder roth- und weißſtriemig bemalt. Im bair. Oberlande ſind die Fenſterladen alter Bergſchlöſſer, z. B. vom Schloß Hohenaſchau, und älterer Bauernhöfe ziegelroth, die oberen Stockwerke der Dorfhäuſer, z. B. in Rupolding, rothbraun. Steub, Bair. Hochland 328. 341. Im Aargau ſind ſolcherlei Gebäude älteſter Zeit, die keiner entſtellenden oder abändernden Renovirung unterworfen wurden, ſtets rothe. Die eine Hälfte des Spitalthurmes der Stadt Bremgarten, das Probſteigebäude zu Klingnau, die Stiftskirche in Zurzach ſind roth angeſtrichen. Die älteſte Kapelle des aargau. Sulzthales zeigt rothangeſtrichne Kreuzſtöcke, Geſimſe und Eckquader, nunmehr freilich ſehr verwaſchen. Darnach nun haben die älteſten Kirchen, Thürme, Thore, Vogtshäuſer und Herbergen ihren ſtehenden Hausnamen erhalten.

Beginnen wir bei den geſchichtlichen Herbergsgebäuden.

Das älteste Vogthaus der Stadt Zürich, vor dessen Freiung der abwesende Verbrecher verschrieen wurde, besteht urkundlich seit 1272 (Vögelin, Altes Zürich 262. 264), heißt das Rothe Haus und ist nunmehr das Café litteraire; sein gewesner Wirth fiel als Pannermeister sammt Zwingli 1531 in der Schlacht bei Kappel. Basels ältestes Grenzwirthshaus ist das in der Hardwaldung am linken Rheinufer gelegne Rothe Haus, vormals ein Paulinerkloster. Die ehemalige böhmische Grafschaft Rothenhaus machte zugleich die Grenze gegen Sachsenland. Zedler, Lexikon 32, 1176. Uli Stapfer, Wirth zum Rothen Haus in der Stadt Brugg, steht verzeichnet im Bürgerregister des hds. Rothen Buches, Band 5, dieser Stadt. Das R. Haus zu aargau. Nider-Siggingen ist laut Urkunde v. 21. Nov. 1428 das Meierhaus für das dortige Meieramt, welch letzteres für das Siggenthal 1719 aufgehoben wurde; no. 21 der 146 Urkunden aus dem Alteidgenöss. Archiv, die jetzt im Aargau. Staatsarchiv verwahrt liegen. Ein alter Bauernhof bei Prez und Corjolens im Kt. Freiburg heißt maison rouge; ein anderes daselbst, gleichfalls rothangestrichen, uralt und jetzt unbewohnt, liegt im hohen Greyerz, Pays d'enhaut roman, und heißt das Donnerhaus, maison du Tonnerre, im dortigen Patois Tenneiro casa (Mittheil. von Stud. Chaperon von Chatel St. Denys). Es wird sich erweisen, daß derlei Häuser dem Grenzgotte Donar wirklich geweiht gewesen waren und daher seine Leibfarbe trugen. Vom Ober-Elsaß bis nach Straßburg sind auf dem flachen Lande und auch in den Städten, z. B. in Kolmar, die Wirthshäuser älteren Schlages zum Rothen Männlein geschildet, wie dasselbe auch das Wahrzeichen des Straßburger Münsters ist. Stöber, Elsäss. Sag. no. 325, S. 475. So hieß auch das Haus zu Zürich, in welchem Bürgermeister Waldmann wohnte, zum Rothenmann. Vögeli, Altes Zürich 265.

Thürme des Namens Rothe finden sich zu Meißen an der Elbe, zu Halle, bei Magdeburg, zu Hannover, Mainz, Friedberg, Speier, Wien, Prag, Utrecht und Gent. Sie bezeichnen Gerichtsstätten und Landesgrenzen. Der R. Thurm zu Halle, vor dem der Roland mit dem Schwerte steht, war einst das

Amthaus, wo die Hinrichtungen vollzogen wurden, und ist jetzt ein Cafehaus. Den Hallenser Reim über diesen Thurm wiederholt Zöpfl RA. 3, 240. Die Siebenbürgisch-walachische Grenze am Flüßchen Alt bei Hermannstadt bezeichnet das dortige rothangetünchte Felscastell Rotherthurm. Der gleichnamige im Kant. Schwyz ist ein Ueberbleibsel der alten Landwehre, die von hier bis Arth zwei Stunden weit über das Gebirg gebaut ist; hier wurden seit ältester Zeit bis zur Verfassungsänderung 1850 die Landesgemeinden abgehalten. Das Thor zum Rothenthurm in Wien ist 1859 abgetragen worden. Das Basler Dienstmannenrecht, ed. W. Wackernagel, sagt in §. 12, daß derjenige, der des dortigen Bischofs Huld verloren hat, sich für gefangen antworten soll in den rothen Thurm daselbst zu St. Ulrich, und soll dann der Schultheiß einen rothen Faden mit Wachs vor die Thüre spannen. Der R. Thurm zu Solothurn gilt für den ältesten Punkt dortiger Stadt, war Sammelplatz des öffentlichen Gerichtes und ist seit jeher ein Gasthaus.

Auch Kirchen und Klöster trugen zum Zeichen ihrer Rechtsbefugnisse rothen Anstrich. Das Frauenkloster Rothenmünster in Schwaben nennt sich urkundlich monasterium rubrum. Heinrich Bullinger in seiner hds. Tiguriner Chronik fol. 1, Bl. 257^{b}. bezieht sich auf ein hierüber herschend gewesenes Sprichwort: Wann die Alten woltend sagen, es gange alles letz, wider fug, on alle ordnung zu, habend sie mit einem alten sprichwort gesagt, es gange nach der rothen kirchen vnd durch die rothe kirchen. Als die preußischen Executionstruppen i. J. 1849 das insurgirte Badische Oberland besetzten, erschien eine Strafeinquartirung im Dorfe Hochsol, das im Schwarzwalde auf der Hochebene gegen den Rhein bei Laufenburg gelegen ist. Sobald der Kommandirende den uralten Kirchthurm daselbst mit seinem kupferrothen Anstrich erblickte, hielt er dies für ein Parteizeichen der rothen Republikaner und befahl, Kirche und Thurm auf Gemeindekosten zu überweißen. Man mußte dem Fremdling erst aus der Farbe dortiger Nachbarkirchen und gewöhnlicher Feldkreuze zeigen, daß hier ein altkatholischer Brauch

vorliege zugleich mit einem örtlichen Rechte. Dieß Dorf war eine der acht Einungen, aus denen die Waldvogtei der Schwarzwälder Herſchaft Hauenſtein beſtand, und hier hielten die Freileute des Niedern Albgaues ihr jährliches Maienthing ab. Dieß wird bereits durch das Habsburg-öſterreichiſche Urbarbuch, ed. Franz Pfeiffer 46, 12 beſtimmt: Hôchsol ûffen dem walde, der herzogen von Ôsterrîche dinghof; die vrîen liute ze Rôtsol (48, 24). Letzteres iſt Rothſell, Hochſols Filialdorf. Mone, Oberrhein. Ztſchr. 9, 360.

Eine ähnliche Rolle ſpielt die rothe Thüre; daß an derjenigen zu Frankfurt, Magdeburg, Würzburg, Metz u. A. Gericht gehalten wurde, beweiſt Fr. Böhmer mit einer Reihe geſchichtlicher Zeugniſſe im Frankf. Archiv I, Heft 3, 114. Der Stadt Altenburg Recht §. 30 ſchreibt den dortigen Bürgern vor: sententias extra civitatem requirendas Goslarie in rufo ostio requiretis. Gaupp, Stadtrechte 1, 213. Die ſog. ſieben rothen Mantelträger zu Beromünſter, Kt. Luzern, waren die Juſtizbeamten des dortigen Chorherrenſtiftes und bildeten das Rothe-Thürengericht, indem ſie vor der Stiftskirche auf der Freiung ſitzend, über die Stiftshörigen im Sachenrechte entſchieden. Rothe Thüre wird daſelbſt das Portal der Stiftskirche oder das Vorzeichen genannt; das Gericht wurde alſo daſelbſt vor der Kirche unter freiem Himmel abgehalten, wie zu Luzern das Staffelgericht. Jakob von Rinach, Ritter, urkundet 1299 „ze Münſteren in ergöw vor dem münſter, vor der Rotun tür vnder dem vorzeichen.“ Geſchichtsfreund 19, 258. In der Offnung von Beromünſter heißt es ferner: „iſt daz ein probſt dieſelben vrteil in denſelben höfen nit vſrichtet, ſo ſol man ziehen für die rote tür, vnd ſol ſie da ein probſt vſrichten“. Segeſſer, Luzern. Rechtsgeſch. 1, 724. Noch im J. 1518 fordert das dortige Stift den Rath zu Bern auf, er möge ſeine Leute daſelbſt zur Verpflichtung anhalten, die Gotteshausgüter vor der rothen Thüre zu Münſter berechtigen zu laſſen, deſſen ſich nun die von Hallwil und die ihrigen widern. Aargau. Staatsarchiv „Lenzburg H“, pag. 797. Im Grundgemäuer des aargau. Bergſchloſſes Bruneck, einſt der Sitz der

Familie Geßler, nennt man eine Spalte des Schloßfelsens das Teufelsloch. Diese Schlucht, die sich nach innen rasch verengt, ist, wie die dortige Sage angiebt, innen durch eine rothe Thüre verschlossen. Aargau. Histor. Taschenb. 1860, 100.

Seit dem vierzehnten Jahrhundert begannen die deutschen Städte das ungeschriebne Herkommen und Gewohnheitsrecht schriftlich abfassen zu lassen. Aus diesen ersten Versuchen, die örtlichen Einungen zu codificieren, bildeten sich die Stadtrechte. Diese handschriftlichen Satzungen sind in rothes Leder, oder in roth überzogene Holzdeckel gebunden und heißen Rothes Buch. Das Rothe Buch im Berner Staatsarchiv enthält dieser Stadt Satzungen v. J. 1283 bis 1487; dasjenige der Stadt Basel umfaßt die Satzungen von 1360—1427. J. Schnell, Uebersicht der Rechtsquellen 1860, 12. Ersteres war bis ins dritte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts allen Bern. Verfassungsrevisionen zu Grunde gelegt worden. Das gleichnamige im Luzerner Archiv enthält das Habsburg-österreichische Urbarbuch, dessen Text nun den 19. Band der Bibliothek des Stuttgarter Vereins ausmacht. Im Jahr 1345 läßt die Stadt Ulm ihr rothes Buch beginnen; ein Jahrhundert später die Stadt Brugg ihr gleichnamiges in fünf Foliobänden. Aehnliche Sammlungen desselben Namens sind in Gelnhausen, in Oldenburg u. s. w. Ein berühmtes Zauberbuch auf Island heißt in gleichem Sinne Raudhskinna, das Rothfell. Maurer, Isländ. Sag. der Gegenwart, 102. Bis in die neueste Literatur ist jener Name in Anwendung gewesen. Gleim schrieb sein Gedicht Halladat unter dem Ergänzungstitel das rothe Buch, ebenso ließ hernach J. Görres seine teutonisch-liberale Flugschrift das Rothe Blatt 1797 erscheinen.

Die Bänke der Schöffen waren mit rothem Tuch gedeckt; daher die Redensart über einen Criminalisirten: er ist einmal vor der rothen Bank gewesen. Noch jetzt, erzählt Fr. Böhmer in seinem vorerwähnten Aufsatze, wird zu Frankfurt Jedem, der vor Gericht einen Eid zu schwören hat, ein rother Mantel umgehängt, es sei denn, daß der Schwörende in ganz schwarzer Kleidung erscheine. Roth ist der Mantel des Blutrichters und

der Amtstalar der Juriſtenfacultäten, mit rothem Wachſe ſiegeln galt als Zeichen eigner Herrſchaftlichkeit *). Immer mehr verliert mit der Zeit die Farbe ihre altreligiöſe Bedeutung gegenüber der criminaliſtiſchen. Doch dieſe erſtere läßt ſich noch vollkommen nachweiſen.

Wenn nemlich Gott Thôrr im Norden vorzugsweiſe der Landgott hieß, landâs, patrium numen, ſo mußten Landesmarke und Landesweg unter ſeinem Schutze ſtehen. Die Isländiſchen Anſiedler nannten Thôrsmörk jenen Bezirk, welchen ſie dieſem Gotte heiligten, und die Norwegiſche Sage weiß von der Straße Thors-vej (=Weg). Myth. 169. Ebenſo heißt nach der Sprache der weſtfäliſchen Vehmgerichte der ganze Gerichtsbezirk, in welchem die einheitliche Satzung gilt, Rothe Erde. Wo ſich den Sagen vom Umzuge des W. Heeres die Gottheit Donars beigemiſcht hat, da tragen die Landſchaften, Berge, Flüſſe und Marken, durch welche die wilde Jagd zieht, immer noch in ihren Namen etwas von dieſes Gottes Leibfarbe an ſich. Es lohnt ſich, hierbei etwas zu verweilen. Der Rothenburger, der mit der W. Jagd aus dem Kyffhäuſer, der Rodenſteiner, der in Heſſen aus dem Schnellerts auszieht, iſt in der Schweiz der Rothenburger geheißen, nach dem Namen eines ſeit dem Hohenſtaufer Friedrich II. hier blühend geweſenen Dynaſtengeſchlechtes, in das der Minneſänger Rudolf gehört. Es gab dem alten Luzerner Städtlein Rothenburg ſein Entſtehen. Hier bildet zwiſchen dem alemanniſchen Altaargau und dem burgundiſchen Bernerlande der Rothbach die Grenze, und in dem nach dem Bache benannten Orte Roth, zur Linken des Flüßchens, wurde am Schluſſe des 12. Jahrh. das Ciſterzerſtift St. Urban gegründet. Obſchon dieſer Rothenburger Dynaſt, der Landesſage zu Folge, in die Gletſcheröden des Rothales im Berner Oberlande verwünſcht iſt, ſo hält er in dem vorgenannten Revier doch noch ſeine Jagden ab. Beim Rothen Häuschen der Stadt Zofingen läßt er ſich aus den Lüf-

*) In Altbaiern wird gegen Rothlauf eine Stange Siegellack auf dem Leibe getragen. Bavaria 1, 462. Bei uns gilt eben daſſelbe gegen Zahnweh.

ten nieder, zieht hin am Rothenrain im Röthlerwalde und durch das dortige Rothwasser. Sein Weib ist die Rothenburgerin. Sein Hut, Federbusch, Mantel und Kinnbart sind zündroth. Jagdhunde mit rothen Halsbändern und feurigen Zungen begleiten ihn rudelweise; brennende Männer in Gestalt lodernder Irrlichter, die statt der Augen glühende Pflugräder und statt der Köpfe Fruchtwannen und Kornmetzen tragen, folgen nach; wo sie sich einem Wohnhause nähern, bringen sie demselben Glück. Aus diesen längst ins Satanische gewendeten Sagen vom Donnergotte erhellt, warum der Ortsname Roth so oft mit Teufelsgeschichten gepaart wird. In Schwaben heißt es, bei jeder Hexenversammlung müsse eine Rottenburgerin dabei sein. Als der Teufel dem Herrn alle Reiche der Welt anerbot, behielt er sich nur einen Ort zum Ausgedinge vor, das Lausitzer Dorf Rothwasser, das noch durch seine Roßtäuscher berüchtigt sein soll. Haupt, Lausitz. Sagenb. 1, 104. Die Bäche des Namens Rothwasser im aargau. Freienamte gelten für Wohnsitze verfluchter Geister. Beim Rothwasser im Walde von Bünzen im Freienamt hat der berüchtigte Landschaftsgeist Stiefelreiter seine Rennbahn. Solcherlei Bäche bezeichnen alte Grenzen, an denen zugleich die Untergerichte abgehalten wurden. Zu Zeitz hieß der Platz, wo das Land- und Halsgericht stattfand und die Verurtheilten hingerichtet wurden, der Rothe Graben. Der Wasserhauptmann und die Mitglieder des Wassergerichtes in der Wetterau trugen rothe Binden und gaben beim Einschlagen von neuen Pfählen den zuschauenden Knaben rothe Riemchen zum Gedächtnisse. Uebereinstimmend damit erzählt die Emmenthaler Sage vom Rothen Brandisser, dessen Geschäft es ist, die Wuhrungen und Dammpfähle der Emme im Frühjahre wieder festzurammen, die der wilde Strom den Winter hindurch unterwühlt hat. Die ganze obere Emme entlang hört man den Geist von Fels zu Fels pochen. Nach dem durch die Chroniken umgestalteten Volksglauben sieht man jetzt in ihm einen geschichtlichen Landesbaron von Brandis, von welchem die Herrschaft Brandis sammt den Gerichten Lützelflüh und Rüegsau kaufsweise an Bern gekommen ist. Am

Thuner See heißt dieselbe Erscheinung der Brünnis und Bruni. Er ist das Stadtgespenst zu Thun, das im dortigen Gasthause Zu Oberherren seinen Wohnsitz hat; so oft er es Nachts verläßt und die Gassen durchbrüllt, tritt unfehlbar Regenwetter ein. Ein ähnlicher Geist Bruno befährt jene rothe Straße, die von Brüssel seit uralter Zeit nach dem Hofe Duivekot geht, in einem Wagen ohne Pferde und wird in belgischen Kinderliedchen besungen. Wolf, Ndländ. Sag. no. 547. Unter dem Namen Bruno hat Odhin in der Bravallaschlacht mitgekämpft, wie Saxo Grammaticus erzählt; zugleich aber ist man an Brun den Bären gemahnt, Donars Thier. Stadt und Schloß Brünis liegt untergegangen bei Wohlen im Freienamte. Aargau. Sag. no. 462a. Der See auf dem Pilatusberge bildete noch im ehevorigen Jahrhundert die rätisch-alemannische Sprachgrenze. Alljährlich steigt am Charfreitag aus diesem Gewässer der Berggeist empor, den man für den Landpfleger Pilatus hält, und sitzt mit der rothen Kleidung seines Richteramtes angethan auf dem Gerichtsstuhl. Diesem Geiste schrieb man die mächtigen Ueberschwemmungen zu, mit denen der Kriensbach mehrfach die Stadt Luzern aufs äußerste bedroht hat. Zürich. Antiq. Mittheill. 23, 5. Ueberall in diesen Sagenzügen blickt die Gestalt Thôrrs durch, der die Eisströme durchwatet und der dem Olof-Tryggwason einst selbst offenbarte, daß er die Reifriesen mit seinem Hammer erschlagen habe, sobald die Landesbewohner einmal angefangen hätten, den rothen Bart anzurufen. Und als er hierauf nach diesem Geständnisse vor Olofs Augen ins Meer hinein gieng und versank, rief dieser als ein Christ: Seht, wie dreist der Teufel war! Olof-Tryggwasonsaga. So zeigt sich Thôrr als ein die Bergseen und Wildwasser bändigender, die Marken bestimmender Flur- und Grenzgott. Sein Bildniß war an die Spitze der nordischen Schiffe geschnitzt; darum haust er zu Luzern am Vierwaldstätter und zu Thun am alten Wendelsee, d. i. Grenzsee. Selbst der Riesenfisch im Egelsee am Heitersberg trägt eine rothe Schnur um den Hals. Aarg. Sag. 1, S. 8. An Thôrr erinnert ferner die rothe Tonne, die als Schifferzeichen verankert in der offnen See liegt und die rechte

oder linke Seite des Fahrwaſſers zu erkennen giebt. Die Hamburger haben die Grenze ihrer Stromſchiffahrt durch eine blutroth angeſtrichne eiſengeſchmiedete Tonne bezeichnet; den in die Themſe einlaufenden Schiffen markirt ein am Nore aufgeſtelltes rothes Wachtſchiff nautiſch die Mündungsſtelle. Ebenſo iſt die vorhin erwähnte rothe Herberge der Punkt geweſen, wo das ſtädtiſche Weichbild begann. So iſt ſowohl die naſſe Grenze, die den Namen der rothen trägt, als auch die feſte Marke, welche neben vielen örtlichen Donnersbergen den ſchleſiſchen Grafennamen Henkel von Donnersmark in ſich ſchließt, ein Hinweis auf den rothbartigen Donar, deſſen Hammerwurf die Landgrenze beſtimmt, gleichwie Jupiter ſeine Blitze mit rother Hand ſchleudert, dextera rubente.

Der rothe Faden.

Betrachten wir zuerſt das berühmte Rechtsſymbol der Limitation, den dem Grenzgotte geheiligten rothen Faden. Er zieht ſich durch alles Tau- und Segelwerk der Brittiſchen Flotte hindurch und iſt ſeit jenem aus den Wahlverwandtſchaften ſtammenden Gleichniſſe Göthe's zu einer durch unſre moderne Proſa hindurchgehenden Phraſe geworden. Der rechtlich mit dem Faden Umſchlungene iſt nach dem Saliſchen Rechte (edd. Merkel, S. VII) adfathimirt, d. h. angefädmet, copulirt und vindiciert, vertragsmäßig erworben, in Schutz und Pflicht gebracht und an die fragliche Sache gebunden; oder er iſt, wie man ſich ausdrückt bei Geburts- und Hochzeitstagen, eingebunden, ans Tiſchbein gebunden, angewettet, eingeſtrickt, geheljet; Helsling iſt der Spannſtrick. Das Alemann. Kinderlied S. 147, und die Aargau. Sag. 2, S. 276 führen bereits dieſen Satz in einer Reihe ſitten- und ſprachgeſchichtlicher Belege durch, als deren Nachleſe die hier folgenden Beiſpiele zu betrachten ſind.

Die ſichtbare Grenzſcheide zwiſchen Dorf- und Ackerge-

markung heißt oberdeutſch Efaden, ductus legitimus. Von einer feſtgekuppelten Ehe ſagt die ländliche Ausdrucksweiſe, ſie ſei gut eingefädmet. Sîdefade um das Hûs! d. h. Hausfrieden, rufen die Kinder im Frickthale und anderwärts vor jenem Hauſe, wo ſie ſich das Hochzeits- oder das Faſnachtsküchlein zu erſingen wünſchen. Dies führt auf die im Kindermärchen ſogenannte rothe Brautſeide, ein Eheſymbol, das bei den Indern die rothwollene Hochzeitsſchnur Kautuka, der Scharlachfaden der chineſiſchen Braut, altrömiſch der feuerfarbne Hochzeitsſchleier, das flammeum der Römerin, das filum flammeum im Kölner Hofrechte und der rothe Hoſenneſtel unſrer Bauern in den Waldſtätten und in Tirol iſt; vgl. Kuhn Nordd. Sag. S. 522, und Weſtf. Sag. 2, S. 41. Jeder Zillerthaler Hochzeitsgaſt muß Neſteln aus rothen Lederriemen tragen, damit dem Brautbette nichts Böſes geſchehe. Zingerle, Tirol. Sitt. no. 47. Aus gleichem Grunde ſind die Ohren, Mähnen und Schweife der Roſſe des Brautwagens in der Schweiz rothbefranſet und rothgezöpft. Von Kindern bevorzugter Geſchlechter heißt es, ſie ſeien mit einem rothen Striemchen um den Hals zur Welt gekommen, die Weihſchnur ſei alſo ihnen angeboren. Dem Wendiſchen Taufkinde umwickelt man den Pathenbrief mit rother Seide, man bindet ihn dem Kind eine Zeit lang ums Händchen. Haupt-Schmaler, Wend. Volksl. 2, S. 250. Den Kindern der Inſelſchweden ſetzt man gleich nach der Geburt ein Linnenhäubchen auf mit zweierlei Bindbändchen, einem rothen und einem gelben. Stricker's Germania 3, 300. Als Thamar Zwillinge gebärt (1 Moſ. 38, 28), kam erſt eine Hand hervor, um welche die Wehemutter einen rothen Faden band, indem ſie ſprach, der wird der erſte herauskommen. Beim Wildenmannsſpiele, wie daſſelbe an der Faſnacht im Etſch- und Vintſchgau ſonſt gefeiert wurde, giengen alle Schulmädchen weißgekleidet in den Wald, um den W. Mann zu ſuchen. Der Aufgefundene war in Baumrinde und Moos gekleidet, trug Ketten von laut raſſelnden Schneckenhäuschen und ſtatt des Stabes einen jungen Baum. Er mit ſeinen zwei Jungen wurde von den Mädchen mit rothen Seidenbändern gebunden,

ins Dorf geführt und gaſtfrei bewirthet. Wolf, Ztſchr. f. Myth. 3, 200. Ebenſo kommt auf dem Berner Lande am Hirsmontag der Mieschmâ in die Stadt gezogen, ein in Moos (Mieſch) gekleideter W. Mann, in rothbebänderten Hembärmeln, eine junge Tanne hinter ſich dreinſchleppend. Auf der Thurgauer Burg Liebenfels befindet ſich ein Wandgemälde älterer Zeit, von Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 207 beſchrieben. Zwiſchen dem Gewinde einer Weinlaube führt ein ſchöngeſchmücktes Weib einen wilden, ganz behaarten Mann an einem rothen Faden. Der Mann ſpricht:

ich bin haarig vnd wild
vnd fuert mich ain wiplich bild.

Das Weib, auf ein ſchwebendes Herz hinweiſend, antwortet:

ich zaig dir min anmuot,
wie min herz fliegen tuot.

Folgenden Rechtsbrauch der Gemeinde Beffendorf vom J. 1543 verzeichnet Uhland (Pfeiffers Germania 4, 92) aus der Zimmeriſchen Chronik:

Ob ain paur umb ain frevel geſtraft wird und wolt ſich den zu geben ſperren, mag des abts anwalt demſelben pauren ain ſeidin faden umb ſein waichi ſpannen, den ſol er nit brechen, auch weder under oder über den faden herauſzgeen, biß er bezalt. Wa er ſollichs aber verachtet, darüber oder darunder herauß gieng, oder den faden brech, ſo iſt dem gotshaus (zu Gengenbach) ſein hof aigentlichen haimgefallen. Hiebei iſt zu merken, ſeither diſe gerechtigkait dem ſpital zu Rotweil zugeſtanden, ſo hat die alt gewohnhait ain ende und laſſens die Karſchhanſen (Philiſter) hingeen, die ſolche ſachen nit hoch achten.

Im voranſtehenden Abſchnitte ſchon iſt aus dem Basler Dienſtmannenrechte die Satzung erwähnt, wornach der freiwillig zur Haft ſich Stellende in dem Rothen Thurm der Stadt gefangen ſitzt, vor deſſen Thüre der Schultheiß einen rothen Faden mit Wachs ſpannt. Ein Heinrich Sidenfaden iſt 1295 urk. Zeuge zu Schwyz. Kopp, Eidgenöſſ. Bünde 3, 120.

Dieſes heilige Band, altn. vébond, wurde auf jenem Platze,

den man zum Tempel- oder Gerichtsplatz einfriedete, um Haſelſtäbe geſchlungen; daſſelbe entſpricht der römiſchen vitta, die ein Flehender auf den Händen überbrachte oder um den Altar ſchlang; dem Purpurfaden im Hoh. Liede 4, 3: sicut vitta coccinea labia tua; dem eleuſiniſchen Wollenfaden, den der Eingeweihte um den Arm trug; und dem Wollenfaden, mit dem der Eingang des Poſeidonstempels zu Mantinea geſperrt war, Pauſanias VIII. 10, 2; citiert in Kuhn's Weſtfäl. Sag. 2, S. 42. Vielleicht iſt Tacitus Angabe vom hl. Hain der Semnonen ebenſo zu verſtehen, welchen man nur gefeſſelt betreten durfte. Im Heldenbuch ſind die Kampfplätze Roſengärten Kriemhildens genannt und mit Seidenfäden umhegt; das gleichnamige Gedicht Roſengarten V. 167 ſagt von ihnen:

darumme gêt ein mûre, daz ist ein borte fîn:
trutz sî allen fürsten, daz ir einer kume drîn.

Dorten ſollen nur Geweihte, hier nur Helden Zutritt haben, der Unberufne, der die Schnüre bricht, büßt es mit der rechten Hand und dem linken Fuß. — König Blâkman ſteht im Zweikampf gegen Held Vidrich und hat ſich gegen deſſen Zauberſchwert Mimmering durch ein entſprechendes Zaubermittel zu ſchützen:

So legt er um ſeinen güldnen Helm
den Seidenfaden ſo roth:
Da hau nun, Vidrich, Verlands Sohn,
ich hoff, es fließt kein Blut!
Grimm, Altdän. Helden-L. 61.

Allmählich werden uns nun mittelalterliche Bilder und Legenden deutlich, in denen dieſes Symbol ſeine beſondere Rolle ſpielt. Als i. J. 1279 Markgraf Albrecht von Brandenburg gegen die Braunſchweiger Veſte Helmſtädt mehrere Stürme verſuchte, kam die hl. Jungfrau vom Kloſter Marienberg aus über die Stadtmauer auf einem Seidenfaden zum Stephansthurm gefahren und vertrieb mit ihrer Glorie den Feind. Steinau, Volksſag. S. 191. Die Kirche Unſer L. Frauen zu Lebbeke bei Dendermonde ſollte auf dem Felde einer Wittwe erbaut werden, auf welchem eben noch ausreifender Flachs ſtand. Schonend

umspannte Maria Nachts die Baustelle mit einem Seidenfaden und reifte den Flachs vollständig. Davon trägt ihr Bildniß daselbst noch immer den Seidenfaden am Scepter. Die Wallfahrer opfern dorten Flachsbündelchen, die in kleineren Büschelchen oft gegen hohe Angebote an begüterte Leute wieder abgegeben werden. Wolf, Ndländ. Sag. S. 685. Als Kaiser Heinrich II. und die hl. Kunigunde das Bisthum Bamberg stifteten, war Pabst Benedikt III. keineswegs damit zufrieden, weil er dadurch einen Eintrag für das Nachbar-Bisthum Würzburg befürchtete. Doch der Kaiser besänftigte ihn und versprach ihm jährlich aus Bamberg einen wohlgeschirrten Schimmel nebst 100 Mark Silbers abzuliefern. Benedikt weihte hierauf das neue Bisthum selbst ein, die Kaiserin aber stellte die Bamberger Bischöfe frei von aller höheren geistlichen Jurisdiktion mittels einer besondern Urkunde, welche der hl. Kunigunde Seidenfaden, sericum S. Cunegundis filum, genannt wird. Daraus entsprang das Sprichwort: Würzburg ist durch Wallmauern, Bamberg durch einen Seidenfaden befestigt. Diebolt, Histor. Welt, Zürich 1715, 708. Einen solchen Faden, außen um den Tempel gezogen, zeigen die seit 1855 in der Kirche zu Schwarzrheindorf aufgedeckten alten Fresken. Simrock, Myth. 1855, 524. Die Geschichte von der Stiftung des Züricher Frauenmünsters und von dem Seil, das zum dortigen Bau vom Himmel fiel, hat der Wettinger Abt Silberysen in seiner schweiz. Bilderchronik, hds. auf der Aargau. Bibliothek, i. J. 1576 gemalt und erzählt. Er berichtet folgendes. König Ludwig der Deutsche weiß seinen beiden Töchtern, die ins Kloster zu gehen wünschen, rings um den Albis keine dazu passende Stätte zu finden. Da zeigten sie ihm einen zur Hofstatt dienlichen Platz: „da die Aa uß dem See rünnt. Und vff ihr gebett sandte Gott ein grün Seyl vom himmel herab, das lag ringswyß vff der hofstatt, daby der künnig sach, wie wyt vnd ferr er buwen söllt. Diß seyl niemant kont wüssen, von was materi eß gemacht was, und wird noch hüt by tag jnn einem Sarch ob dem Fronaltar behalten.“ In der zu dieser Stelle gehörenden colorirten Federzeichnung der Handschrift ist die Seegegend

bei der Stadt Zürich dargeſtellt, die Ufer noch unbewohnt; im Vordergrunde ſteht das Frauenmünſter neugebaut, drüber in den Lüften ſchweben zwei Engel, die in einem der Größe des Baues entſprechenden Umkreis ein ausgeſpanntes grünes Seil halten. Des Abtes Silberyſen proteſtantiſcher Zeitgenoſſe iſt der Zürcher Antiſtes und Chroniſt H. Bullinger, der über dieſes Seil in ſeinem hdſ. Chron. Tigurin. lib. IV. cap. 13 alſo ſchreibt: „Viel Fabelwerk iſt hie erdichtet, nit weißt man von wem, von den zweyen Töchtern des Königs, Hilbegarden und Bertha, welche vff Baldern dem Schloß am Albis geſäßen, durch Vorgehen eines Hirtzen, der Kertzen getragen an das ort, wo die kirchen gebauwen, auch ein Seil von himmeln da habendt vberkommen, damit des münſters wyte, wie weit es vmb ſich ſolte gebauwen werdten, anzeigt worden. Welches ſeil doch ich, der das ſchreibe, in Händen gehept, vndt gar keines anſächens gewäßen, und vber vier oder fünff claffter lang, vnd in einem Sarch nebendt anderm narrenwerk behalten worden iſt; jn der Reformation aber in Herrn Diethelm Röuſten Burgermeiſters hauß zum Glockenſeil gemacht; dann es wenig größer was, da die glockenſeiler ſindt."

Uebergabe einer Kirche an ein Kloſter geſchah neben andern ſymboliſchen Formen mittels des Glockenſeils: per funis signo. Mon. Boic. VIII. no. 1, 363. — cum corda, unde signum tangitur. Meichelbeck 1, no. 368, p. 194. per funiculum signi ecclesiae, no. 510, p. 269. pro fune signi, no. 550, p. 289. Rettberg, Kirch. Geſch. 2, 617. Daß ſich dieſe Sitte auf Deuteron. 32, 9 beziehen mag, geht aus folgenden ahd. Schriftſtellen hervor, die in Haupt's Ztſchr. 2, 545 geſammelt ſtehen: den so gelônôt wirt, die mugen sprechin : funes ceciderunt mihi in praeclaris (ps. 16, 6). die gebruodere teilent ir erbe hie in dirre werlte ettewenne mit seilen : dâ denne daz seil hine gevellit, ez sî ubel oder guot, dâ muoz ez der nemin, der denne wellen sol. Zu dieſer Stelle aus Graff's Diut. 2, 279 füge ich eine andere daſelbſt 3, 132, wo der Vers Mose V. 32, 9: des Herrn Theil iſt ſein Volk, Jakob iſt die Schnur ſeines Erbes, überſetzt wird: iacob ist seil

sinis erbis. Noch ist an Rahab zu erinnern, die ein rothes Seil aus dem Fenster herabhangen läßt, um nebst den ihrigen am Leben geschont zu bleiben. Jos. 2, 18. Allein daß nur diese althebräische Sitte unserem Brauche zu Grunde liegen solle, dies widerlegt sich schon aus der in Grimm's RA. 479 urkundlich beglaubigten Stelle, wornach der Vandalenkönig Geiserich die eroberte Landschaft Zeugitana seinem Heere vertheilt mittels des funiculus hereditatis, mittels des Loßstrickes; und bei Homer (Il. 17, 389. 13, 385. 18, 502) ist das Strecken der Thierhaut sowohl wie das wirkliche Seilziehen eine Rechtsgewohnheit; beide Parteien treten vor den Richter und streben das Ende des maßbestimmenden Seiles gegenseitig an sich zu reißen.

Zu einer dem Deutschen eigenthümlich gewesenen Sitte wird nun dieser Rechtsbrauch durch die Helgakvidha gemacht. Bei Helgis Geburt erscheinen die drei Schicksalsschwestern, um dem künftigen Helden das Eingebinde der Königsmacht und des Reichsbesitzes zu überbringen. Sie überschnüren zaubergewaltig einen weiten Landstrich mit dem Loßseile: „Sie schnürten mit Kraft die Schicksalsfäden .... goldene Fäden fügten sie weit; westlich und östlich bargen sie die Enden, in der Mitte lag des Königs Land. Neris Schwester warf einen Faden nordwärts und hieß dies Band ewig halten. Nun schien dem Volke sein Fürst geboren und das goldne Zeitalter angebrochen." Dieses Band nennt Notker, Psalm 77 das mâzseil und setzt bei, nun messe man nicht mehr damit, sondern nur noch mit Ruthen. Darin irrt er sich. Eine Glosse aus dem 8ten Jahrh. Diut. 1, 225 übersetzt: territorium raiffa und reifa. Der Ehekaufspreis einer Wittwe ist bei den Franken reipus genannt, vinculum, funis, und beträgt drei Solidi und einen Denar (Grimm RA. 425), denn Bräute werden symbolisch gebunden und zwar mit der schon besprochenen Brautseide; dies besagt der Ausdruck Reif, der vor und nach Notker in diesem Sinne seine Geltung hatte. Die obrigkeitlichen Leinwandmesser in Appenzell bedienten sich zu der Zeit, da Zellweger seine Appenzell. Geschichte schrieb und in ihr (1, 262) den eben genannten Brauch meldet, noch im-

mer dieſes Reifes. Es war ein in Leder eingenähtes Seil von 10 Ellen Länge; um dem Verlängern und Verkürzen deſſelben zuvor zu kommen, befindet ſich im Thurme zu Trogen ein Haken, woran das Seil gehängt wird, und tiefer ein Strich, bis zu dem es reichen ſoll, wenn man es ſanft ſtreckt. Hier iſt alſo das Maßſeil bis auf unſre Tage in geſetzlicher Geltung geblieben, und in Panzer's bair. Sag. iſt außerdem eine ganze Reihe von Ortſchaften zu leſen, die ihren Urſprung und Beſitz demſelben verdanken: zu Sillaching, Freiſingen, Igling haben „die drei Schweſtern, die drei Heilräthinnen, die drei Fräulein" ein Seil von Berg zu Berg geſpannt und alles an Wald und Weide darunter liegende Land an die Gemeinde und Dorfkirche geſtiftet. Dafür werden dieſelben nun als die drei hl. Jungfrauen von dem tiroler Brixen an durch zahlloſe Kirchen und Kapellen bis hinab in den Dom zu Worms bildlich dargeſtellt und kirchlich verehrt. Faſt bis auf unſere Zeit knüpfte ſich das Zeichen der anerkannten Oberherrſchaft an das Glockenſeil und dieſes ſelbſt gehörte mit unter die Huldigungsſymbole. Wenn der neugewählte Berner Landvogt in der Waatländer Vogtei Orbe und Tſcherliz auf fünf Amtsjahre aufritt, ſo hatte er in ſeiner erſten Amtsrechnung 60 Fl. der Stadt Orbe zur Unterhaltung der dortigen Glockenſeile anzuſetzen. Noch i. J. 1729 geſchah dies, doch der Landvogt verwendete dieſe Summe zur Anſchaffung wirklicher Glockenſeile. Eidgenöſſ. Abſchiede Bd. 7, Abthl. 1, S. 1197.

Unter den drei Ketten, mit denen der Höllenwolf Fenrir von den Göttern angefeſſelt wird, iſt die ſtärkſte das ſchlichte, weiche Seidenband Gleipnir. Dieſes wird von Simrock Myth. 121 auf die Macht des Geſetzes gedeutet, die unauflöslicher bindet als Stricke und Fußſchellen; eine Meinung, welche ſich nun ſchon aus den öſterreichiſchen Pantaidingen (Wien 1863, S. 9) und aus Grimm's Weisth. 1, 837. 2, 183. 3, 767, 679 beſtätigen läßt: „Ein jeder Mann mit Fried ſoll ſein in ſeinem Haus, als wär er mit einem Faden umfangen oder umhangen." Darum geht auch dieſes Symbol über auf die Einzelheiten der zu erlegenden Buße und lebt in der Volksmedicin

als ſympathiſches Mittel fort. Mit rothem Bande war der Sack Haber gebunden, den läſterſüchtige Weiber ziehen mußten, wenn ſie ſich von der Strafe der Prangerſtellung loskaufen wollten. Schäfer, Städtewahrzeichen 1, 54. Hand- und Fußgeſchwulſt pflegt man mit rothem Faden zu umbinden. Hängt man dem Kinde Salz, Kümmel und Dill in einem mit Rothfaden zugebundenen Säckchen um den Hals, ſo iſt es gegen die Hexen geſichert. Bauernphiloſophie 2, 77. Die rothe Waldſchnecke, an einem Seidenfaden vierzig Tage um den Hals getragen, ſchützt gegen Zahnweh. Hdſ. Brugger-Receptierbüchlein. Jungen Kätzchen bindet man einen rothen Bändel um, damit ſie ſich nicht verlieren. Aus dem Munde einer Bojarin erzählt Derblich, Land und Leute in Moldau und Walachei 1859, 164 folgende Ueblichkeit, mit der ſich der Rumäne ſeine Geſundheit auf ein weiteres Jahr aſſecurirt. Am 1. März bindet man eine roth und weiße Seidenſchnur, an der eine Silbermünze hängt, um den linken Arm. Erſt am letzten März legt man ſie ab, kauft für das Silberſtück etwas Käſe und Rothwein, begiebt ſich zu einem Roſenſtock, genießt hier beides und hängt ſchließlich die Schnur um den Stock. Vergl. Bd. I. S. 253 vorliegenden Werkes.

Schild- und Bannerfarbe.

Der Name Schild führt auf Schilderei, Gemälde; ſowie ahd. wâfan, Waffe überhaupt, auf Wappen und Wappenſchild. Waffengenoß hieß der zu einem Wappen berechtigte, das Wappen des Herrn als Zeichen übernommner Dienſtmannſchaft tragen, hieß ſeine Waffen tragen. Schild und Bild ſind alſo altvereint. Die Bemalung der Germanenſchilde mit auserleſenen Farben, lectissimis coloribus, hebt bereits Tacitus Germ. c. 6 hervor, ſie werden als militairiſche Unterſcheidungszeichen der Stämme und Geſchlechter gedient haben; dagegen von den Schilden der Arier, c. 43 ſagt er, daß ſie ſchreckhaft ſchwarz bemalt waren.

Die bevorzugten Schild-Farben waren weiß oder roth, je nachdem sie dem Frieden oder dem Kriege zu dienen hatten. Nach Angabe der Sagaen ist der altnordische Friedensschild weiß und wurde von den Seefahrern jeden Abend, wenn man stille lag, am Mastbaum in die Höhe gezogen. Wurde er aber am Morgen unter Hörnerschall durch einen rothen ersetzt, so war damit der Beginn des Unfriedens zu erkennen gegeben. Denn Rothgelb oder Gelbroth sind Farben von der Plusseite, sie stimmen lebhaft, regsam strebend. Göthe, Farbenlehre, Th. 3, 311. Das Eddische Lied von Brynhildens Todesfahrt giebt Str. 9 und 10 an, Odhin habe diese Walküre mit weißen und rothen Schilden umschlossen. Krieg war häufiger als Frieden, der rothe Schild also gebräuchlicher als der weiße. Roth ist also hier gleich Blut. Die Röth heißt weidmännisch das Blut, Gamsröt ist Gemsenblut. Schmeller, Wörtb. 3, 167. Das Roth ist aargau. die Blutruhr, unter Rothwurst versteht man die Blutwurst. Die Tormentillwurz, mit der man die Ruhr heilt, heißt davon Rothwurz. Ein Schwertsegen sagt gegen die wundenschlagende Waffe: Das Weiße soll nicht beißen, das Rothe soll nicht schweißen. Der gelbe Eisenocher, der sich durch's Feuer zu einer sehr hohen Röthe steigert, sowie der zu gleichem Zwecke verwendbare Rothstein gaben dem damit bemalten Schilde den bleibenden Namen. Malen heißt altnord. steina, der diese Steinfarbe tragende Schlachtschild heißt daher im Hildebrandsliede staimbort. Roth oder braun ist nach friesischer Rechtsformel und nach Saxos Angabe (3, 56; 5, 132) der Schild. Der Lorscher Wildbann v. 1423 ertheilt dem Nachen des Hübners auf dem See der dortigen Wildhube soweit freien Lauf, „als man einen rothen Schild gesehen mag." RA. 74. Soweit der Schild blinkt, soll die Sühne gelten, die mit dem gefriedeten Mörder eingegangen ist; so bestimmt die Graugans, das älteste Rechtsbuch Island's. In Ecken Ausfahrt heißt es von des Gothenkönigs Dietrich Schildzeichen:

der vuort an sînem schilde
ein lewen, was von golde rôt.
ein liehter schild von golde. Nib. 182.

Im Waltharius: parmam deponito pictam! 798. rutilo umbonem complebo metallo. 1263. Gold, im Epos ſtändig das rothe genannt, tritt alſo ſpäter an die Stelle des heraldiſchen Roth, gleichwie Weiß in der Wappenfarbe durch Silber, und im Siegel durch einen leeren Raum repräſentirt wird. Roth iſt dem Geſagten zu Folge die vorherſchende Wappenfarbe geweſen, man hat ihr die Bedeutung der Kühnheit, Großmuth und Liebe beigelegt. Seitdem der Schild aufgehört hat, geführt zu werden und die Ordenszeichen entſtanden ſind, macht ſich unter dieſen der rothe Bändel (Ehrenlegionsband, rother Adlerorden) nicht minder geltend, ſo daß nun ſelbſt unſre Kinder für ihre Schmetterlingsſammlung ein ſog. rothes Ordensband, die phalæna noctua fangen.

Gehen wir über auf die älteren Pannerfarben. Hier iſt Roth nicht bloß Kriegs- ſondern Hoheitszeichen und wird ſpäter häufig durch Gold erſetzt. Schon von Sigfrids Schwert heißt es in dieſem Sinne Nib. 1722, diu scheide was ein borte rôt. Von Volkers Pannerfarbe, ebenda 1535: er bant ouch zeime schafte ein zeichen daz was rôt. In den Altnord. Liedern heißt es von Widga's Erſter Ausfahrt: Widga hatte ein rothes Banner und darauf Hammer und Zange mit weißer Farbe gezeichnet. Thidrek hatte ein weißes Banner mit einem rothen goldbeſäumten Löwen. Kaiſer Heinrich IV. belehnt 6. Juni 1195 die Stadt Cremona mit einem rothen Banner, in dem ein weißes Kreuz: Confanonus cum quo eos investivit, erat rubeus, habens crucem albam intus. Im Wigalois 159, 7:

an ein sper man im dô bant
einen samît der was rôt.
daz bezeichent, daz er in den tôt
des tages rîten solde.

Bei Beſchreibung der 1495 auf dem Reichstag zu Worms vorgekommenen Belehnungen heißt es: Item, ſo hat Herr Johann Graf zu Iſenburg und Büdingen getragen das ganz rot Fenlin, das beduten iſt die Regalien, genant die Blutfanen. Böhmer im Frankfurt. Archiv 1, Heft 3, 114. Englands Pannerfarbe iſt roth; ſeine drei Contre-Admirale ſtu-

sen sich im Range nach den drei Flaggen der weißen ab, als der höchsten, indem diese die königliche Hausfarbe ist, sodann der rothen und der blauen. Roth ist der Rock der englischen Armee, das Rothe Buch des Ministeriums enthält dessen diplomatische Correspondenz. Im deutschen Reiche und in dessen Reichsstädten begegnet aus gleichen Gründen dieselbe Farbenwahl. Das Ehrenpanier, das die Augsburger Weberzunft für ihre in der Schlacht am Lechfelde bewiesne Tapferkeit 955 aus Otto I Hand empfieng und noch auf dortigem Zunfthause verwahrt, ist roth und schwarz. Drei schräglaufende rothe Bänder in weißem Schilde waren einst Nürnbergs Stadtwappen. Das rothe Wimpel mit dem Kreuz am Stadtpanner Zürichs ist als Abzeichen oberster Gerichtsbarkeit dieser Stadt durch Rudolf v. Habsburg i. J. 1274 ertheilt worden. Vögeli, Alt. Zürich 218. Als sich die Stadt im J. 1444 allen übrigen eidgenössisch Verbündeten entgegensetzte und mit König Friedrich in ein Waffenbündniß trat, schwur die Bürgerschaft dem kaiserlichen Feldhauptmann vnd ward das mer, daſs si sich zaichnen söltint mit ainem roten crütz, als si vor allweg das wîſs crütz getragen hatten. Klingenberger Chronik S. 295. So wechselt weiß und roth in einer und derselben Grundfarbe des Panners. König Rudolf's Heer im Marchfelde trug weiße Kreuze, Ottokar's grüne. Böhmer 2, 61. Im Schwabenkriege war es List der Schweizer, rothe Kreuze auf der Brust zu tragen, aber zugleich weiße auf dem Rücken. Pirckheimer 2, S. 23. 24. Die gegen die Schweizer damals aufgebotnen Nürnberger Truppen waren roth uniformirt; ebenda S. 18—26. Theils also blickt in diesen Abänderungen die Grundfarbe des Reichspanners durch, theils bezieht sie sich auf das in Oberdeutschland maßgebend gewesne Kaiserwappen Oesterreichs, dessen Mittelschild auf der Brust des Adlers die Länge herab getheilt und wobei das rothe Feld mit silbernem Querbalken der Erzherzoge Hauswappen ist. Darnach bestimmte sich der Ursprung der Farben mehrerer Schweizerkantone und oberdeutschen Stifte. Das Konstanzer Stift führt ein silbernes Kreuz im rothen Feld. Die Seidenschnüre, mit denen Schwyz,

Unterwalden, Solothurn und Wallis ihr Landessiegel an die Urkunden befestigen, sind weiß und roth. Der Schild von Schwyz ist ursprünglich roth ohne jegliches Bild. Vom weißen Kreuzlein in der rechten Oberecke des jetzigen Schwyzer Kantonalwappens schreibt erst seit 1478 Albrecht von Bonstetten, dasselbe rühre von König Rudolf her *). Noch Stumpfens Chronik zeigt den Schwyzerschild ohne dies Kreuzlein, es fehlt auch noch auf den Landesmünzen von 1673. Grenser, die Wappen der Schweizer Kantone. Unter den Ehrenversen auf die Schweizer Kantone, die Heinr. Ludw. Muoß zu Zug auf die von ihm 1698 gestochne Landkarte der Schweiz gesetzt hat, lautet die Strophe auf das Wappen des Kant. Schwyz also:

Blutrot thut den Garten zieren,
blutrot sind ich allerhand,
blutrot billig Schweiz thut ghören,
blutrot führt das Schweizerland,
ihre Thaten, ihres Leben
thut blutrot' Benignen geben.

Vom weißen Kreuz im rothen Felde ist also auch hier noch nicht die Rede. Der Glarner Schild ist roth, die schwarze Figur des Landespatrons Fridolin ist erst später hineingesetzt, wahrscheinlich durch Pabst Julius II., der seit 1512 fast alle schweiz. Landeswappen eigenmächtig ausschmückte und abänderte. So ist auch das noch vorhandene Schlachtfähnlein von Näfels, das vor 400 Jahren gegen den österreichischen Adel das Feld behauptete, rothseiden.

Als durch Beschluß der Frankfurter Bundesversammlung die deutschen Bundesfarben Schwarz-roth-gold ins Reichspanier gesetzt wurden, reihte sich daran eine kleine Literatur von Bro-

*) Clipeum ferunt totum rubrum et aliis figuris immaculatum; in vanno autem eorum, quod in hostes gestare solent, in summitate a parte crucifixum interpictum, et sic a Rudolpho Romanorum rege, olim specialibus meritis condonati sunt. Zürch. Antiq. Mittheill. — Im 30jähr. Kriege war die kaiserliche Feldfarbe roth; Gustav Adolf verbot deshalb seinen Schweden Roth zu tragen. G. Freytag, Bilder 2, 33.

ſchüren, von denen die einen die Unrichtigkeit dieſer Annahme, die andern, obwohl mit unzulänglichen Gründen, die Berechtigung derſelben darzuthun verſuchten. Das Ergebniß dieſes Streites liegt nun in der Schrift vor: Die deutſchen Farben ꝛc. von Fr. Karl, Fürſten zu Hohenlohe-Waldenburg, Stuttgart 1866. Darnach geht der bis jetzt nachweisbare Urſprung der rothen Farbe im Reichsbanner bis ins 14te Jahrhundert zurück, wo deren Vorkommen in Schrift und Bild bezeugt iſt, während ihr Beſtand ſelbſt ohne Zweifel viel älter iſt. Schwarz und Gold erſcheinen urſprünglich für Schwarz und Gelb. Schwarz wird in der Schildmalerei mit Beinſchwarz wiedergegeben, im Siegel mit gekreuzten Strichen heraldiſch ausgedrückt. Roth hat Zinnober und Mennig zur Farbe, und im Siegel den ſenkrechten Strich. Gold wird theils mit Dukatengold, theils mit Chromgelb und Gummigutt ausgedrückt, im Siegel punktirt. Mithin iſt Schwarzgelb heraldiſch gleich Schwarzgold, da Gelb nicht unter die ſechs geltenden Wappenfarben gehört. Aber auch Roth wird zugleich durch Gold vertreten. Das rothe Aſenroß des Gottes Heimdall heißt Gullintopp, Goldzopf; das weiße Roß Odhinns Sleipnir; jenes ein Fuchs, dieſes ein Schimmel, jenes golden, dieſes ſilbern. Bei Gemälden des Mittelalters, an denen noch kein Goldgrund vorkommt, erſcheint der Hintergrund Mennigroth und bedeutet Gold, wie ſich dies an den Bildern der niederrheiniſchen Schule, namentlich an der Sammlung des Kölner Stadtbaumeiſters P. Weyer erweiſt. Ebenſo oft hat ſich neuzeitlich die rothe Schildfarbe in die prunkendere goldne umgewandelt. Der Aarauer Gaſthof zum Goldnen Löwen ſteht im Jahrzeitbuch dieſer Stadt, das mit dem Jahre 1300 beginnt, fol. 40^{b} unter dem Jahre 1491 eingeſchrieben als hospitium ad Rubrum leonem. Wir ſetzen nun immer einen Goldnen an, wo es ſonſt hieß Au cheval rouge, Pontepaard, Zum rothen Hahn.

Manche Pannerfarben, die eines neuzeitlichen Ruhmes genießen, ſind gleichwohl nur Geſchöpfe der allerletzten Vergangenheit, ſo z. B. die franzöſiſche Tricolore. Roth und Blau, die Farben der Stadt Paris, wurden bei Errichtung der Nationalgar-

den, mit Hinzufügung des königlichen Weiß zur Nationalfarbe erhoben. Pommerisch Blau-Weiß als Staatsfarbe stammt aus einer vom 16. Nov. 1802 datirenden Kabinetsordre über Kragen und Aufschlag landständischer Uniformen. Sächsisch Weiß-Grün ist gar erst im J. 1815 entstanden. Altenburger Correspondenz Bl. der Deutsch. Gesch. u. Alterth. Vereine 1865, 69.

Rothhaar.

Wenn i numme die Roth' het,
Und wenn i scho keis Brod het!

beginnt eines unsrer landschaftlichen Liebeslieder. Rothi Farb, schöni Farb; schwarzi Farb, Tüfelsfarb! pflegt der wegen seines rothen Haares Geneckte zu erwiedern. Roth läßt immer auf vorhandene Kraft, Entschiedenheit, Jugendfrische und Reife schließen. Man zieht den Rothwein dem weißen vor, das Rothkorn dem Weißkorn, die rothe Kartoffel der gelblichen, den rothen Rinderschlag dem scheckigen, die rothe Rose der weißen. Rothe Nessel und rother Kornmohn vertreiben das Halsweh, rother Saft des Hahnenfußes äzt die Warzen weg. Die rothen Früchte schätzt man wegen ihres säuerlichen Geschmackes: Rothkirsche, Johannisbeere, Himbeere, Erdbeere. Rother Wein muß es sein, mit dem man zu Ravensburg am 24. Juli alljährlich die Johannisminne trinkt. Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 110. In den Bildern der Handschrift der Weltchronik von Rudolph von Hohenems sind die Haare aller jungen Leute gelb (blond), die aller alten blau (schwarz) gemalt. Scherer, St. Galler Handschriften 1859, 4b. Goldroth ist die Haarfarbe der Götter und Herrscher. An altgriech. Statuen, Werken der Polychromie, sind goldig schimmernde Haare keine Seltenheit. Gott Wischnu, den Riesenkönig Kasipu erschlagend, erscheint in dessen Palaste in Gestalt eines Löwen: Wie zwei lohe Fackeln funkelten seine Augen, durch das eingestürzte Dach ragte sein Haupt zum Himmel, dicht umwogt von goldnem Mähnenhaar. Schack,

Stimmen vom Ganges, 32. Ein altegyptisches Märchen, das Emil de Rougé aus einem Papyrus ins Französische übersetzt hat, nun mitgetheilt in Wolfs Ztschr. f. Myth. 4, 237, erzählt, wie die Frau des Satu, eine von den Göttern in aller Schönheit erschaffne Jungfrau, vom Nilstrom zum Weibe begehrt wird. Er gewinnt ihr aber nichts als eine ihrer Haarflechten ab, und als er diese hinabträgt nach Egypten, so erklären die Weisen Pharao's, diese Flechte gehöre zum Kopfschmuck einer Tochter des Sonnengottes. Nisus, ein megarischer König, hatte unter seinem Haupthaar eine goldene, nach Andern eine purpurne Locke, an welcher einem Orakel gemäß sein und seines Reiches Schicksal hieng. Doch seine Tochter Skylla schaute von der Burg hinab auf das Heer des Kreterkönigs Minos, der zur Belagerung heranzog, erblickte den schönen Helden und fühlte sich von glühender Liebe zu ihm ergriffen. So schnitt sie dem Vater die verhängnißvolle Locke ab und bewirkte dadurch die Eroberung der Stadt. Auch Midas Haar war golden. Dieser König, der Alles, was er berührte, mithin auch die Speisen, die er genießen wollte, in Gold verwandelte, erhielt auf sein Flehen, der Gott möge diese Gabe wieder zurücknehmen, die Weisung, den Fluß Paktolus stromauf zu gehen und in dessen Quelle das Haupt zu tauchen. So gieng aus Midas Haar der Zauber auf den Fluß über, der von nun an Gold mit sich führte. Den Jupiter Capitolinus zierte ein goldner Bart, einen solchen trug auch Caligula, um jenen dadurch zu imitiren; Sueton. c. 52. Das gepriesene Attribut germanischer Schönheit war das goldene Haar, rutilae comae bei Tacitus, Germ. c. 4. Daher pflegten römische Imperatoren deutsche Haartouren zu tragen, deren Schimmer man durch den Puder darauf gestreuten Goldstaubes noch erhöhte, und vornehme Römerinnen färbten mit der germanischen Pomade ihr Haar blond. Sie hieß spuma batava, wurde aus einer mit Asche und Ziegenfett versetzten Mischung bereitet, war bei den deutschen Männern noch mehr als bei den Frauen im Gebrauche, und wurde als besonderer Handelsartikel in trockner und in flüssiger Form ausgeführt. Plinius H. N. 28, 12. 21. Das Wort Seife heißt Salbe

und erklärt sich aus mittelndl. sipen, sêp, triefen; ahd. seifa, spuma; nhd. Seifer, der Geifer, mhd. sîfe, das sachtfließende Bächlein. J. Grimm in Haupt's Ztschr. 7, 460. Nicht mit diesem Wortstamme zusammen fällt der Name Sif, des rothhaarigen Thôrr Gemahlin, sondern bezeichnet die Gesippte, die Ehegöttin. Jedoch auch ihr Beiname ist die Schönhaarige, das Gold selbst heißt der Mantel Sifs, theils weil sie sich in ihres Haupthaars Länge einhüllen kann, theils weil Loki ihr dasselbe abschnitt und dafür ein neues aus Gold schaffen mußte. Ihres Eheherrn Haar und Bart ist ursprünglich gleichfalls golden, verkehrte sich aber in ein zündrothes, weil in der Persönlichkeit dieses Gottes, dessen Blitz das Winterland zu frischer Besäung aufpflügt, die Vorstellung des Wilden Feuers überwog. Hilfsbedürftige riefen seinen rothen Bart an; der grollende Donner selbst hieß des Gottes Bartruf. Noch jetzt gilt bei den Nordfriesen die Verwünschungsformel: dies ruadhüret donner regiir, der rothhaarige Donner walt es! Indeß wie man Dukaten und Rothhaarige Füchse nennt, so erzählen noch spätere Thôrrssagen vom Golde seines Haupthaars. Wie er nemlich zu den Riesen nach Utgardh zieht, um sich mit ihnen in Wettkämpfen zu messen, so macht Held Thorkill, ein verjüngter Thôrr, ebenfalls die Reise dahin zu dem außerweltlichen Loki, welcher bei Saxo 8, 253 Uthgarthilocus genannt ist. Und gleichwie diesem eines seiner großen speerähnlichen Haare von Thorkill ausgezogen wird, so läßt im Märchen der Teufel, schlummernd auf dem Schoße seiner Großmutter, sich drei Goldhaare ausziehen, jedes von der Stärke eines Lanzenschaftes. Englands und Schwedens Nationalheiliger, St. Oluf, ist rothbärtig. „Sankt Oluf mit dem rothen Bart, durch meine Kellerwand geht deine Fahrt!" so ruft ihm bei seiner Seefahrt das Meerweib zu; „Wie Sanct Oluf geht zum Kirchhof dar, da erscheint ein Strahl aus seinem Haar." Altdän. Heldenlieder von Grimm, S. 69. Karls des Kühnen Leiche war nach der Niederlage bei Nancy 1477 in Feindes Hand geblieben und sein Gegner, der Lothringer Herzog Renatus, besorgte ihre standesgemäße Beisetzung. Renat trug dabei einen „goldenen bis an

den Gürtel reichenden Bart.“ J. v. Müller, Schweiz. Geſch. Im dritten Theile des „aus dem Grabe wieder erſtandenen Simpliciſſimi“ (1684) heißt es: Manifeſta wider diejenige, welche aus ſonderbarer Mißgunſt und Boßheit die rothe und güldene Bärte verſchimpfen und verfolgen. Gödeke, Grundriß 1, 509. Ein Epithet höchſter Liebe und Verehrung heißt im Bairiſchen Walde: O du rothgoldener Herrgott! mein rothgoldnes Kind, mein rothgoldner Mann! Schmeller, Wörtb. 3, 166. Ebenſo heißt eine Betheuerung in Schleswig-Holſtein: dat schul nich um diner gelen haare willen. Schütze, Idiot. 2, 11. In Weſtfalen, in Halingen bei Menden, ſingen die Mädchen beim Flachsriffeln: En netten Jungen, hiäd giäle kriuse Har. Wöſte, in Frommanns Mundart. 3, 558. Im aargauer Volksliede vom Guggibad muß das entführte Mädchen dem Reiter ſein „chrûselgëls Hörli verzûslä. Aargau. Sag. 1, 25. Die Jungfrau von Tegerfelden wirft ein einziges Goldhaar aus ihren Flechten in die Surbe; der dorten ſitzende Fiſcher findets und bindets an ſeine Angelruthe, worauf der reichſte Fiſchfang gelingt und des Mannes Wohlſtand anhebt; ebenda 1, S. 229. Filidora, d. h. die Goldhaarige, iſt von der Hexe in einen treppenloſen Thurm geſperrt. So oft die Alte von ihren Ausflügen heimkehrt, ruft ſie empor: Filidora, laß mir doch deine Haare herab! das Mädchen knüpft das Haar auf und läßt es wallen, und baut ſo der Alten eine goldne Treppe. Baſile's Pentamerone, zweiter Tag, ſiebzehntes Märchen. Hafbur zerreißt die Bande allzumal, womit die Feinde ihn feſſeln, bis die ſchlimme Dienerin räth, ihn mit dem Haar der Geliebten zu feſſeln.

Sie nahmen zwei von Signildes Haaren,
banden damit die Hände ſein:
Er hatte ſie im Herzen ſo lieb,
er riß ſie nicht entzwei.

Grimm, Altdän. Helden-L. 99.

Der Schmuck goldner Locken, ſchreibt Uhland, Geſch. der Dichtung und Sage 1, 227. 239, in welchem uns das deutſche Epos die Helden vorführt, iſt theils ein Bild der Jugend, theils

ein Merkmal edler Abkunft, wie im Märchen verlorne Königskinder an ihrem Goldhaar wieder erkannt werden. Die Freien wandeln im Lichte heller Farben, die Unfreien gehen in trübes Grau gekleidet. Hugdietrich ist rosenfarbnen Angesichtes, gelbe Locken schwingen sich ihm über die Hüfte nieder. Dem jungen Ditleib reicht das goldfarbe magdliche Haar über die Schwertfessel herab, er kann sich damit vor Regen decken wie ein Falke mit den Fittigen. Aus eigner Anschauung beschreibt Sidonius Apollinaris † 482, die Person des zweiten westgothischen Theoderich (453—466) und gedenkt dabei der gescheitelten lockigen Haare, der schöngebognen Nase, der feinen Lippen, dazwischen die wohlgereihten Zähne schneeweiß hervorschimmern, der milchweißen Haut, oft plötzlich von jugendlicher Röthe übergossen. Mit sichtbarem Wohlgefallen malt derselbe Schriftsteller den hochzeitlichen Aufzug eines königlichen Frankenjünglings, Sigismar; mitten in der Reihe buntgekleideter Gefährten mit farbigen Schilden, umgeben von reichgeschirrten Rossen, schreitet dieser nach dem Gezelte seines Schwähers, leuchtend von Gold, flammend von Scharlach, milchweiß von Seide, aber Locke, Gesichtsfarbe und Haut leuchtet nicht minder schön. Nach diesem Schmuck schöner Haare hieß das Adelsgeschlecht der Gothen die capillati, und dasjenige der merowingischen Franken die comati und cristati. Als man die Habsburger Familiengruft im Stifte zu Königsfelden um Mitte des vorigen Jahrhunderts zum erstenmale öffnete, fanden sich die Gerippe der österreichischen Herzoge, ihrer Gemahlinen und Schwestern mit wohlerhaltenem ganz rothem Haupthaar vor. Fäsi, Helvet. Erdbeschreib. 1, 628.

Unadelig dagegen und weit verrufen ist das borstige Rothhaar, das Abzeichen gemeiner Herkunft, niedriger List und grausamer Falschheit. Komme nicht zwischen den Fels und den rothen Mann, lautet ein irisches Sprichwort und geht zurück auf den rothhaarigen Dänen, den ehemaligen Unterdrücker des Irenvolkes; der jetzige Herr des Landes, der Britte ist blond. Alle rothgekleideten Geister des irischen Volksglaubens sind boshafter und tückischer Art; in ihnen liegt das Gefühl des Schreckens und Hasses ausgedrückt, in welchem der Irländer seit alter Zeit

die engliſchen Soldaten betrachtet, die ſog. Dearganagh, Rothröcke. Rodenberg, Harfe von Erin 1861, 40. Der Kaiſer Rothbart, dem die Geſchichte genug Härte vorzuwerfen hat, iſt in Dichtung und Sage ein Nationalliebling geweſen und geblieben; Kaiſer Otto II. dagegen, der gleichfalls der Rothe Kaiſer und der Rothbartige hieß, wird wegen ſeines heftigen Charakters ſchon von Otto von Freiſingen sanguinarius, und von deſſen Nachſchreibern bluotvergiezer genannt. In Folge deſſen ſagt dann Konrad von Würzburg im Gedichte Otte mit dem Barte:

er hete roetelehtez hâr
und was mit alle ein übel man,
sîn herze in argem muote bran.

In dem um mehr als ein Jahrhundert älteren Gedichte Ruodlib ertheilt der König dem abreiſenden Ruodlib zwölf merkwürdige Lebensregeln, deren erſte heißt, nie einen Rothhaarigen zum Freunde zu nehmen; denn wird ein ſolcher zornig, ſo gedenkt er nicht mehr der Treue, auch iſt keiner ſo gut, daß nicht einiger Trug in ihm wäre. Als Ruodlib nachmals dieſes Rathes vergißt, kommt er eben dadurch in die äußerſten Bedrängniſſe. Der fränkiſche Dichter des Wigalois aber verwahrt ſich V. 2841 gegen dieſen herſchenden Aberglauben:

im was der bart und das hâr
beidiu rôt und viurvar.
von denselben höre ich sagen,
daz si valschiu herze tragen.
des gelouben hân ich niht.

Dieſer Proteſt kam damals längſt zu ſpät. Der Gewittergott Donar war bereits in den Teufel der Feuerhölle umgewandelt, ſo daß der rußigſchwarze Satan nunmehr der Rothe hieß, und ſein Geſelle, der Verräther Judas, wurde ſeitdem mit rothem Barte gemalt. So kennzeichnet auch in der Volksſage den einen der Schatzgräber, welchen der Teufel holt, faſt überall rothes Haar, rothes Wams, rothe Mütze. Den mit der rothen Weſte krieg ich doch! ruft eine Stimme zwiſchen die Schatzgräber hinein. Lynker, Heſſ. Sag. no. 155. Kuhn, Weſtfäl.

Sag. 1, no. 9. Das Bahrtuch beim Leichenzuge des verwünſchten Ritters von Seon iſt hochroth. Aargau. Sag. no. 100. Von der frechen Lüge oder unglaublichen Nachricht heißt es aargauiſch: he, e rote Tüfel! es iſt handgreiflich erlogen! — wenn du numme rot wurdist! daß dich der Teufel holte! rote Lütli, Tüfelshütli; Rothbart, Teufelsart. Rote Lüt hent siebe Hüt, ſind verſchlagene Dickhäuter und Siebenketzer; rote Lüt chömmet vo Gott ewegg, d. h. zum Teufel. Alles Unechte, Trügeriſche, Geringſchätzige muß roth heißen, der letzte Heller iſt der rothe, der geringſte; von der ſchlechten und überflüſſigen Waare heißt es, es gebe deren mehr als rothe Hunde *). Die Rothen wachſen nicht auf gutem Boden; Holſteiniſch: Ellernholt un rodes Haar ſünd up goden Borren rar. Rothe Haar und Ellernbogen, wenn ſie gerathen, muß mans loben. Von einem Durchtriebnen: sî Schnauz ist nit vergebis rot, er ist a'brönnt.

Alle Hexen ſind rothhaarig und leiden an rothaufgequollnen Augenlidern. In Folge eines Prieſterfluches wird in einer Lothringer Familie ſeit mehreren Generationen immer das eine Kind rothhaarig geboren. Stöber, Elſaſſ. Sag. S. 294. Seitdem die Knaben im Dorfe Stein den hl. Fridolin verſpottet, kommen dorten die Buben rothhaarig zur Welt. Aargau. Sag. no. 472. Wenn ein gottlos lebender Prieſter Meſſe lieſt, ſchaut ein daneben ſtehender Rother ihm mit ins Meßbuch hinein. Freienamt. Um Wohlen pflegt man zu dem über ſeine Unwahrheit Erröthenden zu ſagen: du wirst doch de' Rot im Althau nit tödt ha? Der reiche Müller Roth von Hembronn liegt angeblich dorten im Walde Althau von Räubern erſchlagen unter einem Grabſtein, deſſen Zeichen vor Alter nicht mehr lesbar ſind.

Noch ein Beiſpiel aus dem höchſten Alterthum zeigt die-

*) Im franz. Sprichwort iſt der Dümmling der rothe Eſel. Il est sot en cramoisi; pour dire, qu'il est sot au dernier degré, et que sa sotise est telle, qu'elle ne s'effacera point, quelque chose qu'il arrive. Proverbes 1750.

sen Umschlag des Vorrechtes in die Rechtlosigkeit. Das Rothemeer, im A. Test. nie anders als Wilde See genannt, heißt seit den Griechen ἐρυθρα θαλασσα, mare Erythraeum, mare rubrum; und zwar nach einem König Erythras, welchen Apollodor zum Sohne des Herakles, Strabo zum Sohn des Perseus macht. (Pape, Wörtb. 3, 141). Diese seit Herodot übliche Sage von dem an diesen Küsten herschenden König Rothhaar ist zwar nur eine etymologische, trifft aber merkwürdig mit der jüdischen Sage zusammen vom Volksstamme Edom, d. h. Roth, welcher diesem Meere den andern Namen des Idumäischen gegeben. Der Stammvater Edom ist jener Esau, der an seinen Bruder das Recht der Erstgeburt um ein rothes Linsengericht verkauft, mit den Seinigen auswandernd an diese Meeresküsten gelangt und sie nach seinen Edomitern benennt, die dann später dem jüdischen Reiche in den Herodianern eine neue Herscherdynastie gaben. Rother Sund heißt die Meerenge der Ostsee zwischen den Inseln Falster und Laland. In die rothe See wird ein Götzendiener zu Ypern verwünscht (Wolf, DMS. no. 395), in das rothe Meer eine kindermordende Müllerin. Pröhle, Harzsag. 1, S. 31.

Götter-, Priester- und Zauberfarbe.

Von der rothen Farbe bemerkt Göthe in seiner Farbenlehre, daß sich die Tracht der Gebildeten derselben enthält und theils aus Schwäche des Organs, theils aus Unsicherheit des Geschmacks gern in das völlige Farbennichts flüchtet; die Frauen gehen fast durchgängig weiß, die Männer schwarz. Gesunde und rohe Menschen dagegen empfinden eine besondere Vorliebe für Roth. Wenn Kinder, sich selbst überlassen, zu illuminiren anfangen, so werden sie Zinnober oder Mennig nicht schonen. Der Grund hievon liegt in der aktiven Seite und Energie die-

ſer Farbe, deren Hochroth der Wirkung des Trompetentones, deren Purpur dem Tone des Waldhornes vergleichbar iſt. Das Hochgelbrothe, für das der Franzoſe beſonders eingenommen iſt, ſteigert ſich zum unerträglich Gewaltſamen, die Erſcheinung eines gelbrothen Tuches beunruhigt und erzürnt ſogar Thiere. Entfernt man dagegen im Rothen einen Eindruck von Gelb und Blau, und denkt man ſich Cochenille oder Carmin, ſo iſt die Wirkung dieſer Farbe einzig. In ihrem verdichteten dunkeln Zuſtande giebt ſie den Eindruck von Ernſt und Würde, in ihrem verdünnten Zuſtande den von Huld und Anmuth. So kann ſich der Ernſt des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in Eine Farbe kleiden (Bd. 52, 315—335. Bd. 54, 259). Von Schiller erzählt deſſen Schwägerin, Caroline von Wolzogen, die Arbeitsgewohnheit, ſinnend habe er von ſeinem Schreibtiſche aus gerne in den rothen Vorhang ſeines Fenſters geblickt.

Die Indianerſitte, ſich Körper und Geſicht bei beſonderem Anlaſſe roth anzuſtreichen, war auch dem altnordiſchen Krieger eigen geweſen, der hochgeſchminkt zur Schlacht gieng; von den Britannen hebt es Tacitus hervor: Silurum colorati vultus. Agric. 11. „Selbſt das Tatouiren war noch bis auf uns hin und wieder in Deutſchland üblich.“ J. Grimm, Kl. Schrift. 3, 229. In der Triumphfahrt des Camillus beſchreibt Livius 5, 23 das Sonnengeſpann und zugleich das mit Mennig bemalte Geſicht des Siegers. Nicht anders wünſcht der Menſch ſeine Götter geſchmückt zu ſehen. An Feſttagen ſchminkte man das Geſicht der capitoliniſchen Jupiterſtatue (Plutarch Qu. rom. 98), und von dieſem Brauche rührt es her, daß ſpäter die Cenſoren ihre öffentlichen Arbeitsausbietungen mit dem ſtabilen Satze zu beginnen hatten, ſie wollten zunächſt den Jupiter zum Miniiren oder Zinnobern in Bearbeitung geben. Plinius HN. 33, 7. 35, 12. In gleicher Weiſe ſprach der Römer von einem Priapus rubicundus, von einem ver rubens. Arnob. 6, 10. Das Schnitzbild des Zeus zu Phelloë in Achaja und dasjenige zu Phigalia in Arkadien war ebenfalls miniirt. Bachofen, Gräberſymbol. 293. Nach einer Nachricht des Athenäus erſchienen

bei der Pompa des Ptolemäos die Satyre theils in rothen Gewändern, theils mit rothen Farben bemalt, die Silene in purpurnen Oberkleidern. Gleicherweise wurde dem arkadischen Pan ein feuerrothes Luchsfell umgehangen und ihm das Gesicht geröthelt. Letzteres beschreibt Tibull aus eigner Anschauung:

Pan deus Arcadiae venit, quem vidimus ipsi
Sanguineis ebuli baccis, minioque rubentem.

II. 1, 55. Welcker, Griech. Götterlehre 1, 456.

So trifft hier der älteste Religionscult der klassischen Völker zusammen mit demjenigen der neuzeitlichen Barbarenvölker. Die phallischen und hermesartigen Götzenbilder der Kongoneger tragen rothe Sandelholzschminke. Bastian, Afrikan. Reis. 1859. 1, 80. Der große Gott Menaboshu hat den Canadischen Indianern die Kunst gelehrt, das Angesicht zu bemalen. Er nahm rothe Erde, brannte sie, daß sie noch röther würde, und färbte sich zum Schrecken der Feinde das Gesicht. Aus dem Kriege heimkehrend, strich er sich freundliche gelbe Streifen dazu, indem er den Fichtenblüthenstaub nahm, der im Frühling die Wasserflächen bedeckt. Kohl, Kitschi-Gami, Amerikan. Indianer 2, 257. Die Thüren der Tempel, Paläste und Hütten mit einem blutdurchkneteten Teig anzustreichen, war in den Wintersolstitien und Herbstäquinoctien religiöser Brauch bei Hebräern, Aegyptern, Syrern gewesen, wie beim ehemaligen Sonnenfeste in Peru, und gilt jetzt noch beim Hulifeste in Indien, beim Nauruzfeste in Persien. Bei letzterem werden auch die Hörner der Thiere roth bemalt. Spiegel, Avesta 2, S. CIII. Der asiatisch-tatarische Schamane färbt sein Gesicht zum Geschäfte des Zauberns, gleichwie die Hexen zum Zauberritte sich mit bunter Salbe bestrichen. Der Berner Chronist Valer. Anshelm 3, 419 berichtet, wie heilsam das Besenschmalz der Hexenmeister gegen Geschwulst sei, „item mit etwas Farb vermischt, besunder Roth, so geb's ein Farb, die nit liechtlich abzewaschen sye."

Begreiflicher Weise trat an die Stelle des bloßen Bestreichens mit rother Farbe die Bekleidung mit rothem Tuche, oder als dessen Ersatz ein sonst rothes Abzeichen. Im Peloponnes war die purpurne Chlamys das hl. Gewand der Dioskuren und

ebenso fortdauernd auch das Kriegskleid der Spartaner. Der in die Samothrakischen Geheimnisse Eingeweihte wurde mit einer Purpurbinde gegürtet, der Adepte in Eleusis erhielt die rothe Wollenschnur um den Arm. In einem „violfarbnen Gewande hat der Heiland am 13. September 948 die Kirche im Stift Einsiedeln eingeweiht und darin das erste Hochamt gelesen." Hdsc. Chronik aus Kloster Muri, nun Msc. no. 61 der Aargau. Kant. Biblioth. Das Wallfahrtsbild der Schwarzen Mutter Gottes in Einsiedeln wird alljährlich zweimal, für die Fasten- und Pfingstzeit in einen rothen Rock gekleidet, und die Meßpriester tragen zur selben Zeit violette Meßgewänder, gleichwie die schwedischen Frauen am Himmelfahrtstage rothe Kleider. Dieser Festtag heißt schwed. Helig Thôrsdag, engl. Holy Thursday. In Villemarqués Breton. Volksliedern, übers. v. Hartmann-Pfau, ist S. 304 die hl. Maria von Daulaz in ihrer Tracht besungen:

Im Kloster zu Daulaz
ist ein Marienbild,
das einen Gürtel trägt,
draus rothes Feuer quillt.

Die Tracht der Götter geht über auf ihre Priester, wie die Hausfarbe der Cäsaren zur Uniformsfarbe ihrer Minister und Feldherrn wird. Schon seit Marius trug die römische Reiterei rothe Standarten; nach der Farbe ihrer Mäntel heißen die römischen Senatoren purpurati, sowie im heutigen Rom es synonym ist, mit dem Purpur bekleidet werden und zur Cardinalswürde gelangen. Mit rothgefärbten Segeln fährt der Byzantiner Feldherr Belisar nach Carthago, um hier Gelimers Vandalenreich zu zerstören, mit rother Dinte ausschließlich schrieben die Byzantiner Kaiser. Als Alarich Rom zum erstenmal erstürmt, verlangt und erhält er, neben der Contribution an Gold, Silber und Gewürz, auch 3000 Gewänder von Scharlachtuch. Schürlitztuch, d. i. scharlachenes, wurde bei Käufen noch im 17. Jahrh. als Trinkgeld einbedungen. Der Krönungsmantel des deutschen Kaisers, das Pluviale, war rothseiden, soll arabischen Ursprungs gewesen sein und machte eines der Reichskleinodien aus,

die bis nach Albrechts Ermordung i. J. 1308 auf Schloß Kyburg in einer großen Holztruhe verwahrt lagen. Ritterburg. der Schweiz 2, 135. Das Patriziat in Kirche und Staat nimmt die rothe Farbe in Alleinbesitz und verwendet sie zu ihren Sonderzwecken bis heute. Jene rothe Substanz, die man in den Gefäßen der Katakomben Roms und in den sogen. Thränenfläschchen findet, hat die chemische Analyse i. J. 1864 nicht als animalische, sondern als vegetabilische erkannt, während bis dahin jedes in den Katakomben aufgedeckte Grab, das diese Substanz enthielt und das Zeichen des Palmzweiges trug, für die Ruhestätte eines hier mit seinem vergossnen Blute bestatteten Märtyrers, laut Kirchendekret vom 10. April 1668, erklärt gewesen war. Mit Rücksicht auf die Einwendungen der Naturforschung verwies Pabst Pius IX. die Angelegenheit an eine neue Untersuchung. Diese erklärte, an der früheren Doktrin sei nichts zu ändern, und jene rothe Substanz sei auch ferner für Blut zu halten. Allg. Augsb. Ztg. 1864, 20. Jan. Aus ähnlicher Quelle entspringt auch der eingebildete Werth, den man dem rothen Tuche oder auch nur einem geringen Stückchen Scharlachzeug von jeher beigelegt hat, ein Zug, der durch fast allen Cultus geht. Nach der Meldung des Olaus Magnus verehren die Nordländer ein rothes an eine Lanze genageltes Tuch göttlich und zwar, wie hinzugefügt wird, wegen der Aehnlichkeit der rothen Farbe mit natürlichem Blute *). Der Besitz von rothem Tuche war ein Vorrecht der indischen Priesterschaft. Manus Gesetzbuch verbietet dem Brahmanen, wenn dieser aus Dürftigkeit Handel treiben muß, nur den Verkauf von rothen Tüchern. Bohlen, Alt. Indien 1, 140. Während die schöne Vermillonfarbe bei den nordamerikanischen Stämmen östlich der Rocky-Mountains noch der gangbarste Handelsartikel ist, schauen

*) Praeterea gentes illae subpolares stupidiore quodam errore daemonum illuduntur. Rubrum etenim pannum pertica vel hasta sursum appensum attentis precationibus et cultiore ritu venerantur, divinam quandam virtutem propter colorem rubeum animalium sanguini similem eidem inesse putantes. Epitome Plantini, 30.

die Indianer am Colorado, die bereits Ackerbau treiben, mit Verachtung darauf herab, dagegen nehmen sie rothen Flanell mit Vergnügen in Tausch, auch wenn er noch so abgetragen und dünn ist. Bald. Möllhausen, Prärien des westl. N. Amerikas 1860, 384. Der gewöhnlichste Fetisch, den die Kongoneger auf Reisen bei sich tragen, ist ein rother kugliger Tuchballen, in den irgend ein Pflanzenextract eingenäht ist. Bastian, Afrikan. Reis. 1859. 1, 35. Verwandte Züge aus dem deutschen Aberglauben sind nachfolgende.

Der Gaukler, der sich auf Jahrmärkten als Kopfabschneider producirt, läßt den zu Köpfenden auf eine rothe Decke knieen; anders würde er ihn darauf nicht wieder ins Leben zurückbringen können. G. Schwab, Volksbücher 616. Die Springwurzel, mit der man Verborgnes erschließt und Schätze hebt, erhält man, wenn man unter des Schwarzspechtes Nest ein rothes Tuch ausbreitet, auf dieses läßt er die Wurzel fallen (Kuhn, Nordd. Sag. 436); er hält dies für glühendes Feuer, und nur diesem Elemente scheint er die Wünschelruthe zu gönnen. Rose und Rothlauf büßt man mit rothem Tuch; Friesel und Scharlach bricht sich an rothlündischem Tuch, das man ins Krankenbett legt. Schönwerth, Oberpfalz 3, 269. Den Masernkranken wickelt man in die rothe Jüppe seiner Mutter ein. Aargau. Wenn eine Kuh das Roth hat (Blutruhr), ist Scharlach am besten; „schneid's klein und gieb es dem Vieh in Brod zu essen." Gegen das Antoniusfeuer (fliegender Scharlach) sprich: „Ich gieng durch einen rothen Wald, da war eine rothe Kirche, in der rothen Kirche ein rother Altar, da lag ein rothes Messer." Nimm das rothe Messer und schneide rothes Brod! Albertus Magnus, Egypt. Geheimnisse 1834. 1, 9. 3, 31. Wenn das Vieh giftige Kräuter geweidet hat, siedet man rothes Garn in Asche und schlägt es ihm warm um den Hals. Wolf Beitr. 1, 220. 227. Damit das Buttern rasch geräth, legt man nebst einem Feuerstahl ein rothes Läppchen unter das Butterfaß. Baader, Bad. Sag. no. 107. Beim ersten Austrieb der Kühe wird eine Holzart, mit einem rothen Weiberstrumpf überzogen, auf die Stallschwelle gelegt (Myth. Abergl.

CVII. 927), in der Mark ein rother Weiberrock (Kuhn, Märk. Sag. 380, no. 35); in der Bunzlauer Gegend wird dem Thierchen ein rothes Flickchen in den Schweif gezöpft (Myth. CLVII. 1098). Die gegen Zauber schützende und zugleich als Liebesmittel wirksame Welschnuß muß in ein Stückchen Carmoisintafft gewickelt mitgetragen werden. Wolf, Ndl. Sag. no. 294. Taufkinder wickelt man gegen das Verschrieenwerden in Scharlach, sie damit abtrocknen macht sie schön. Schmalfuß, die Deutschböhmen 96. Magnetsteine in physikalischen Sammlungen pflegte man in Scharlachtuch eingenäht zu deponiren. Göthe, Wahrh. und Dicht. 1, S. 187. Unter den Raritäten des kaiserlichen Bücherschatzes zu Wien befanden sich zwei Alraune in Scharlach gekleidet. Wolf DMS. no. 327. Im Volksbuch von der schönen Magelone beginnt das Unheil damit, daß der rothe Zindel, welchen Peter von der Brust seiner schlafenden Freundin wegnimmt, zugleich von einem vorbei fliegenden Vogel in die Lüfte entführt wird. Zindel wurde schon im IX. Jahrh. in Deutschland getragen (Weinhold, Deutsche Frauen 425), Regenspurger zindal ist in Wolframs Parzival 377, 30 genannt. Daß die in den letzten Cholera-Epidemieen ärztlich verordneten Leibbinden ausschließlich hochrothe waren, ist bekannt, nicht aber, warum; sie hängen zusammen mit dem Volksglauben, daß das Gespenst der Pestfrau in rothem Kleide erscheint, mit einem rothen Tuche in die Sterbehäuser hineinwinkt. Als ein Edelmann nach ihr mit dem Säbel zum Fenster hinaushieb und das Tuch eroberte, wich die Pest. Norck, Myth. der Sage 633. Heilkräftig war auch jenes Scharlachtuch, womit man in Frankfurt bei Kaiserkrönungen die Straße belegte, und das man, nachdem der Gekrönte darüber ins Rathhaus zurückgegangen war, dem Volke preisgab. H. L. Fischer, Buch v. Abergl. 1793. 2, 209.

Noch ist des Werthes zu erwähnen, welcher dieser Farbe in den Traumbüchern beigelegt wird. Träume von rothen Mänteln deuten auf Lust und Freude. Träumt der Mann, er habe einen solchen gedoppelt um, so wird er ein neu Weib bekommen. Ist der Mantel gelbroth, so wird das Weib holdselig sein; ist

er blau, ſo wird ſie reich ſein, aber von böſem Athem. Der Traum, auf einem Roß mit roſinrothem Sattel zu ſitzen, bedeutet ein Weib voll Freude und Wolluſt. Zieht einer im Traume rothe Strümpfe an, ſo wird er zu ſeinem Reichthum um ſo mehr Freude erleben. Traumbuch Apomaſaris, Frankf. 1645. 29, 46, 51. — Brennen ſehen, bedeutet Gut und Gewinn; feurige Striemen, baar Geld; helles Feuer, Hochzeit. Traumbüchlein, Baſel bei Heinr. v. Mechel, o. J. Der roſend brennende Kerzendocht deutet auf einen Brief; das Brieffiegel muß roth ſein, denn das ſchwarze bringt eine Trauerbotſchaft. Unſre ehemaligen Poſtillone waren rothweſtig, unſer heutiger Briefträger iſt rothkragig. Daſſelbe Verhältniß redet auch aus den Farben der Glücksſpiele. Die Loßung beim Hazardſpiele, rouge et noir, entſprang aus dem Kartenſpiele, deſſen Blätter zur einen Hälfte die rothe Glücksfarbe, zur andern die ſchwarze Verluſtfarbe tragen. Das Gleiche gilt von der Farbe der Brettſteine. Nach Paul Diaconus Erzählung, eines gebornen Langobarden, der ſein Geſchichtswerk kurz vor 774 ſchrieb, ſitzt der Herulerkönig Rodulf, während ſein Heer zur Schlacht ausrückt, ſiegesgewiß im Lager beim Brettſpiel, ad tabulam ludit. Als Ragnar Lodhbrôks Söhne ihres Vaters grauſame Ermordung erfahren, ſitzen ihrer zwei eben beim Brettſpiel; da läßt Sigurd, ſtarr vor Schrecken, den Spielſtein aus der Hand fallen, Hwitſerk aber hielt den eben geſchlagnen in der Hand und drückte ihn mit ſolcher Gewalt, daß das Blut unter den Nägeln hervor über die Tafel (hnefatafl) ſpritzte. Im Schachſpiel hieß ein Stein hnefi, wahrſcheinlich die Königin. Es werden ſchwarze und weiße, an einer andern Stelle auch rothe Brettſteine genannt. Rußwurm Nord. Sag. 393.

Der Rothhut.

Herrschende Götter sind die behuteten. Wuotan trägt den breiten Krempenhut, das pilei umbraculum, und heißt davon altnord. Sîdhhöttr, der mit dem breiten und tiefen Hute. Hermes trägt den geflügelten Petasus, der Zwergenkönig Alberich die Tarn- und Helkappe, Fortunatus das Wünschhütlein. Das Glückskind kommt mit dem Glückshäubchen auf die Welt. In dem Liede, mit dem die Kinder auf dem Lande vor den Häusern das Neujahr anfingen, heißt es: Wir wünschen dem Herrn einen goldnen Hut. Die heidnischen Priester des Gothenvolkes heißen bei Cassiodor und Jornandes Pileati, Hutträger. Form und Farbe dieser gothischen Hüte läßt sich aus kirchlichen Alterthümern ähnlichen Zweckes schließen. Die Cappa des hl. Martinus, ursprünglich ein Mantel mit daran hängender Kapuze, wurde den fränkischen Königen ins Feld nachgeführt auf einem eignen Rüstrosse, das in den Nibelungen 1515 das kapelsoum genannt ist. Zu den nachmaligen Reichskleinodien gehörte der rothe cucullus, eine hohe Sturmkappe mit goldnen Adlerbildern. Eine aus dem VII. Jahrhundert stammende Priestermütze, die laut Dokumenten dem hl. Bischof Leodegar zu Autun zugehörte, wird im Leodegarsstifte zu Luzern verwahrt; sie ist außergewöhnlich groß, von rothem Filz, mit braunrothem Sammt überzogen und hat Gold- und Perlenstickerei. Marzohl-Schneller, Liturgia 1, 163. Die Bischofsmitra ist also ursprünglich roth, daher die ahd. Glosse: heilac huat: midra, citaris. Die zwei Priester, die den gespenstischen Leichenzug bei Seon begleiten, sind rothhutig. Aargau. Sag. no. 100. Die römischen Kardinäle tragen unter einem rothen Priesterkäppchen den gleichfalls rothen Schattenhut mit seinem mächtigen Schnur- und Quastenbehänge von gleicher Farbe. Ihre Käppchen und Barette sind stets hochroth, Strümpfe und Hut aber in Advent- und Fastenzeit violet, um damit die kirchliche Bußzeit auszudrücken. Da die Götter die Witterung bringen, so wird der schlimmere Theil dieses Vermögens nachmals auf

ihre behuteten Prieſter übertragen, und es heißt, ſo oft die Prieſter auf Reiſen gehen oder zum Pfarrkapitel ſich verſammeln, ſo folge Regenwetter. Von dieſer Gleichzeitigkeit des Regnens und der Pfaffenreiſe galt ſchon im Mittelalter der leoniniſche Vers:

Imber descendit, Monachus dum pergere tendit.

Wenn man, ſagt daher der Schwede, zur See iſt, ſo ſoll man einen Prieſter sidkofte (tiefkappig) nennen, d. i. ihn nach Würden betiteln, um dadurch den Reiſegefahren mit Glück zu entgehen. Eine mündlich empfangene Schleswiger Schifferſage giebt an, daß jeder Paſſagier, der gezwungen iſt am Freitage, als an einem Unheilstage, in See zu gehen, irgend eine Kleinigkeit einkauft, um ſie bei entſtehendem Sturm opfernd über Bord zu werfen. Da weigert ſich denn nur ein eigenſinniger Schiffskoch, ein des Brauches unkundiger Neger; nicht einmal die alte rothe Filzmütze, die er aufhat, will er dreingeben, ſondern nagelt ſie ſpottend an die Rahe. Holet ſie, wenn ihr könnt, höhnt er. Plötzlich legt ein Windſtoß das Schiff auf die Seite, die einbrechende Welle reißt Rahe und Mütze mit fort.

Die Wetterzwerge heißen Rothmützchen, in Thüringen Rothe Jungen, franz. Chaperon rouge. Die Art, wie ſie ihren großen Schlapphut auf dem Kopfe tragen, iſt ein Zeichen des Witterungswechſels. Eine Schnitterin zu aargau. Dättwil im Bezirk Baden erzählt folgendes Erlebniß. Das Kind des Hofbauern hat den Schnittern das Abendbrod auf's Feld zu bringen und ſieht in einiger Entfernung ein kleines rothes Männchen im Acker ſitzen, das einen mächtigen Dreiröhrenhut tief ins Geſicht herab drückt. Das Mädchen kommt zu den Leuten und erzählt's. Die laſſen ſich nicht mehr Zeit zum Imbiß, laden in aller Eile die Garben und ſind zum Einfahren fertig. Da beginnt es ſo ungeheuerlich zu donnern und zu hageln, wie noch nie. Nun wußte man, was jenes Männchen gewollt hatte. Im Kant. Freiburg iſt unter der Sennenbevölkerung vom Hausgeiſte Rothkäppchen, Le bonnet rouge, noch häufig die Rede. Solche Häuſer, in denen er ſich nach allgemeinem Glauben aufhält, gelten wenig im Preiſe. Ein ſolches liegt außerhalb des

Dorfes Macconnens, im Bezirk Romont. Wer da von der Familie in die Stadt geht, darf nie vergeſſen, dem Hausgeiſte einen kleinen Kram mit heim zu bringen, ſonſt wird in der Scheune Heu und Stroh durch einander geworfen und die Stallthiere laſſen den Kopf hängen. Backt die Hausfrau, ohne ihm ſein beſonderes Laibchen mit zu backen, ſo ſchlägt er ihr, während ſie hinüber geht ins Backofenhaus, die Hausthüre vor der Naſe zu, und bis ſie wieder aufgeriegelt hat, zertrümmert er unter unſäglichem Lärm alles Küchengeſchirr. Am Heuboden hat er ſein eignes Milchſchüſſelchen ſtehen; der Knecht, der ihm Heu mit hinein zettet, wird dafür unbarmherzig aus dem Bette geworfen. Verkauft man Häuſer, in denen er einheimiſch iſt, ſo muß man einen kleinen Werthgegenſtand in der alten Wohnſtatt zurücklaſſen. Ein Bauer, der dies zu thun vergaß, und ſomit auch den Geiſt in ſeine neue Wohnung mit herüber gebracht hatte, ließ ihn hierauf in die Grenz-Ecke ſeines Mattlandes hinein beſchwören. Aber das erſte Weideroß, das graſend über dieſe Stelle ſchritt, ſetzte ſich hier in Galopp und hörte nicht eher auf zu rennen, als bis es leblos niederſtürzte. Mittheil. von Zotique Renevey, de Villarimbaud, district Romont, Cant. Fribourg. Der Dreihundertjährige am Strichenberge, Aargau. Sag. 1, no. 166, iſt von Fuß zu Kopf rothgekleidet und trägt einen Filzhut, den man mittelſt Schnüren in eine dreiſchnäuzige Form aufbinden, gegen den Regen aber als Schlapphut auseinander ſchlagen kann. Der Kruckergalli wird das Dorfgeſpenſt genannt, das zu Wölfliswil im Aarauer Jura als wetterkündend gilt. Er war ein berüchtigter Geizhals geweſen, den die Vögel nicht ſchlafen ließen, ſobald das Korn reifte. Vor Tag ſchon kam er hemdermelig mit einem offnen Meſſer auf den Acker, um ihnen die Hälſe abzuſchneiden. Allein daſſelbe verübte er in ſeiner ſteigenden Verrücktheit ſchließlich an ſich ſelbſt, weil ihm die Spatzen wieder einmal davon geflogen waren. Als die Waſchweiber, die im Morgengrauen am Dorfbache bei der Arbeit ſtanden, ihn in ſeinem überbluteten Hemde vom Acker her heimwanken ſahen, erriethen ſie den Vorgang nicht und ſprachen: Sehet doch den Krucker-

galli! erſt vorhin iſt er in blanken Hemdermeln hier vorbei ins Feld gegangen, und jetzt kommt er in einem rothen Bruſttuch heim. Er ſtarb nach wenig Stunden. Seither durchgeht er in Schwarzwäldertracht das Dorf, ein ſcharlachner Bruſtlatz und die Laterne, mit der er Nachts auf ſeinem Acker herum zündet, machen ihn kenntlich. Darauf pflegt Regenwetter einzutreten, die Wildwaſſer ſchwellen an, der Oerkengeiſt, der im Thalbache hauſt, verheert die Matten. Damit ſind wir auf die Waſſermänner geführt, die nicht blau oder grün, ſondern ebenfalls roth gekleidet auftreten. Derjenige in Deutſchböhmen trägt Weſte und Kappe roth; man wirft ihm farbige Bänder in den Teich. Grohmann, Abergl. aus Böhmen und Mähren 1864, 12. Blutnaſe heißt der Brunnengeiſt um weſtfäliſch Arnsberg. Wachsmuth, Geſch. deutſch. Nationalität 2, 150. Ein Kinderreim ruft dem Waſſermann zu (in Bechſteins D. Sagb.):

Nix in der Grube,
Biſt ein böſer Bube,
Waſch dir die Beinchen
Mit rothen Ziegelſteinchen.

Nach Maurer's Isländ. Sag. der Gegenwart ſind Elbe, Gefolgsgeiſter und ihnen Verwandte von gleicher Tracht. Der isländiſche Dichter und Amtmann Biarni Thorarenſen verſchwand als Knabe einmal und ward erſt nach etlichen Tagen, auf einem hohen Felſen ſitzend, wiedergefunden, eine rothe Mütze auf dem Kopfe. Mit Mühe herabgeholt, erzählte er, die Elbenmutter habe ihn da hinaufgebracht; pag. 13. Ein Elbenmädchen erſcheint in Geſtalt eines dunkelrothen Hundes, pag. 8. Die Gefolgsgeiſter, die dem Menſchen ſein Sterben voraus verkünden, treten an ſein Lager in Geſtalt eines braunrothen Dunſtes, aus dem ſich dann die Fylgja als Hund entwickelt, pag. 97. Die wegen Raub oder Mord Landflüchtigen und außer dem Geſetze Stehenden ſollen im Innern Islands gemeindeweiſe zuſammen leben und an ihren Rothmützen kennbar ſein, pag. 246.

Die Parteifarbe.

Der Scholaſticus Rhotrohc lebt im 10. Jahrh. im bair. Kloſter Tegernſee, dorten gerühmt als famosus literarum Sophista. Bavaria 1, 515. 917; er iſt zubenannt nach der Dienſtkleidung ſeines Herrn, deſſen Hof- und Leibfarbe er vor ſeinem Mönchsſtande getragen haben wird. Die Herſchaftsfarbe geht über auf den Lehensträger und Diener, wird dem einen ins Wappen, dem andern zum Ehrenkleid gegeben und bildet die neuzeitige Bedienten-Livrée und Beamtenuniform. Wenn heute noch der Sonntagshabit der Metzgerknechte ein leberbraunes Kamiſol mit Meſſingknöpfen und rothem Plüſchkragen, dazu eine hochrothe Lendenweſte iſt; oder wenn der Scharfrichtermantel blutroth iſt; ſo iſt jenes das Zunftzeichen des von der Herſchaft empfangenen örtlichen Schlachtbankrechtes, dieſes das hoheitliche Abzeichen des örtlich auszuübenden Blutbanns. In dieſem Zuſammenhange ſteht es, daß die ſonſt halb ehrloſen Büttel in der Herrenfarbe gehen, und daß ein Theil der Herrengerechtſame ihnen zufällt. Bei jeder Hochzeit einer Jungfrau in der Reichsſtadt Rotenburg erhielt der dortige Scharfrichter ein Viertel Brod und eine Maß Wein, derjenige in Saulgau genoß neben andern Bezügen das Handſchuhrecht, das ihm die Landſchaft bei jeder Exekution mit 40 Kr. zu vergüten hatte. Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 236. 240. Derjenige zu Zürich erhielt nach dem Statutenbuch des Großmünſters alle Weihnachten 4 Schill. den. und 4 Stauf rothen Weines. Zürch. Antiq. Mittheill. 1, 121. Das Schweriner Stadtrecht beſtimmt, daß in dieſen Ort jährlich auf Martini der Rath von Lübeck „durch dero Diener und Rotrock eine Ohm neuwen Weinmoſt liefern laſſe". Meklenb. Jahrb. 23, 81. Solcherlei Auszeichnung durch Amtstracht nebſt den damit verbundnen kleinen Vorrechten beſtand zu derſelben Zeit, da der Landesherr ſeinen Städtern und wohlhabenden Stadtpatriziern eiferſüchtig Stoff und Farbe ihrer Kleidung vorſchrieb und ſeine eigne Farbe ihnen ſtrenge verbot. Ein Ingol-

städter Privilegienbuch giebt in seinen Miniaturen die Abbildungen dortiger Rathssitzungen, bereits von 1493 angefangen, mit beigefügten Wappenschilden der darin porträtirten Bürgermeister und Räthe. Nie sind hier Wams oder Kleid, Barett oder Haube dieser Patrizier und ihrer Ehefrauen karmoisinroth. Nach der 1577 den altbair. Hauptstädten Ingolstadt, Burghausen, Landshut, München und Straubing besonders bewilligten Kleiderordnung durften die Frauen und Kinder dortigen Patriziats zwar Sammt und Seide tragen, jedoch wiederum nie karmoisinroth. Dieser Anspruch auf die Herrschaftsfarbe blieb hartnäckig verwehrt. Bavaria 1, 780. Darüber geräth sogar der bairische Jurist Matth. Abele in eine possierliche Ereiferung, der dies Verhältniß doch hätte gründlicher durchschaut haben sollen. Er erzählt, Künstliche Unordnung 1670, 1, S. 17, daß er in Augsburg zur Meßzeit bei den Bilderhändlern immer die gleichen Figuren mit rothen Bärten gemalt gesehen habe: Henker, Schergen, Hundsfänger und Schinder, „gleich als ob diese ehrliche Liberey allein für dieses Gesindel gewidmet wäre."

Seit dem Jahre 1300 versuchen die Städte Oberdeutschlands, des Elsasses und der Schweiz zu verschiedenen Malen zum Zweck gegenseitigen Schutzes politische Bündnisse unter einander abzuschließen, und seitdem beginnt in diesen Orten der bürgerliche Parteikampf, der sich hier nach der angenommenen Wappenfarbe benennt. Es sind Vorläufer jener Farbenkriege Englands von 1455—1486 zwischen der weißen Rose vom Hause York, und der rothen vom Hause Lancaster; Vorläufer jener holländischen Kriege zwischen der Mutter Margaretha, auf deren Seite die Rothmützen oder Hoeks (hamati) standen, und ihrem Sohne Wilhelm V. von Hennegau mit der Partei der Graumützen oder Kabeljau (asellati). Es sind zugleich unbewußte Nachläufer und Nachahmer jener beiden Hauptfaktionen, die zu Rom bis gegen Ende der Republik bei den Wagenrennen die weiße und die rothe Partei, die albata und russata ausmachten, bis sie unter August durch die blaue „vineta" neutralisirt wurden. Im Elsaß und in Oberdeutschland sieht man den Farbenstreit seinen Ursprung aus der Hausfarbe der hier

einheimiſchen Habsburger nehmen. Dies lehrt der Verlauf der Begebenheiten. Oeſterreichs Diener und Begünſtigte trugen ſich roth und zogen ſich damit den Groll ihrer weniger begünſtigten Mitbürger zu. Rotermelin hieß jener Meiſter, welcher 1301 die Belagerungsmaſchine baute, mit welcher Albrecht I. die Mauern Bingens brach. Pfeiffers Germania 1859, 156. Einen Heinricus Rotermelli et Adelheid Switerin, ſeine Tochter, verzeichnet das ältere, mit dem J. 1300 beginnende Jahrzeitbuch Fol. 2ª. der Aarauer Leutkirche. Als daher der Zwiſt zwiſchen den öſterreichiſch geſinnten Geſchlechtern und den mit den Waldſtätten haltenden Bürgern Luzerns in dieſer letztern Stadt i. J. 1333 zu einem Ausbruch kam, den man nachmals die Mordnacht benannt hat, war das Parteizeichen der Habsburgiſchen ein auf das Kleid genähter rother Ermel. Hievon ſchreibt Sebaſt. Franck, Chronica der Teutſchen, Fol. CCIXᵇ: Die ſtatt Lucern war in zwei völker geſpalten, in Schweitz vnd Oſterreicher. Die Oſterreicher trugen all rot ermeln in röcken oder iuppen, das was jhr Liberey. Die hießen die nachkommenden leut „Mit den roten ermeln", das noch zu unſern zeyten Peter Etterlin (der Luzerner Chroniſt) gehört hat: „der iſt einer des geſchlechts mit den roten ermeln". J. Simler, Regiment der L. Eydgenoß. edd. Leu 1722, 86 fügt bei dieſer Gelegenheit bei, als ſchwer brandmarkende Scheltung habe von da an das Wort gegolten: Hüte dich vor Geſellen mit rothen Ermeln! Ueber den Friedkreis Luzerns hinaus konnte damals jedoch dieſes Wort keine Schmähung ſein. Denn noch i. J. 1386 erhielten die Bürger der Stadt Bremgarten, welche bei der gleichzeitig gelieferten Sempacherſchlacht tapfer unter Oeſterreichs Fahne gefochten hatten, ein Ehrenkleid in der Reichsfarbe: rothe Hoſen, weiße Wämſer mit Rothermeln, und den Habsburger Löwen, roth in weißem Felde, ins Stadtwappen. Einen ähnlichen hiſtoriſchen Fall aus der Stadt Solothurn werden wir in dem Aufſatze über die Geſchichte der Mordnächte beſonders zu beſprechen haben. Zu Kolmar hatten ſich v. J. 1330 die Bürger gleichfalls in zwei Parteien geſpalten, in die Schwarzen als Anhänger von Kaiſer Ludwig dem Baiern, und in die

östereichisch gesinnten Rothen. Der Kaiser selbst sucht mit verschiedenen Dekreten zu schlichten, indeß vergeblich, beide Parteien mußten zuletzt aus der Stadt verwiesen werden. Unterm 15 Heumonat 1331 schreibt er an Schultheiß, Rath und Bürgerschaft: „Als ir uns an iuren briefen enboten habt, daz ir vnser Partie vnd die wider Partie auz iurer Stat geslagen habt . . . (so) sehen wir gern, daz ir die Swarzen wider in die Stat nemt. Vnd wellen auch, daz ir in der frist mit den Roten dhein tayding nemt noch tuot vntz an vnser botschaft". Nachdem man beide Parteien schließlich wieder aufgenommen und zu Rathsstellen wahlfähig erklärt hat, beschließt der Rath: es sol dekeinre von deweder Part deheinen Partrock tragen noch machen in den fünf Jaren — daz deweder Parte noch Jeman anders ze Kolmer in den vorgenanten fünf Jaren deheinen Partrock söllent machen, noch tragen. Kopp, Schweiz. GeschBl. 2, Heft 1. *)

Was können jene Verbote von Farben an Röcken, Hüten und Bändern, womit sich die Polizei in der Neuzeit noch manchmal beschäftigt hat, für eine Wirkung haben, wenn man erkennt, daß schon der bürgerfreundliche Kaiser Ludwig an diesen Parteizeichen scheiterte. Als zur Zeit der Helvetik die Anordnungen des schweiz. Direktoriums durch den Widerstand der einheimischen, mit dem Mönchsthum verbündeten Aristokratie zu nichte wurden, wußte der Zorn des getäuschten Volkes gegen diese Halsstarrigen keinen andern Spitznamen als den der Stockrothen aufzufinden. Roth hießen sie als Oesterreichischgesinnte, Stockroth als in Stamm und Kern faul, und schließlich in mundartlicher Umdeutschung des Fremdwortes Aristokrat abermals (Ari-)stockrät. In der neuesten Zeit hat man diejenige politische Partei mit dem Namen der Rothen bezeichnet, welche

*) Bemerkenswerth ist eine vom Anonym. Leob. bei Pez Scriptores I, 947 (vgl. Böhmer Fontes 1, 424) zum Jahre 1336 eingereihte Stelle über den damals in der Tracht stattgehabten Wechsel: notandum quod post mortem Alberti, regis Romanorum, in Austria et in Stiria et etiam in aliis terris plures adinventiones et novitates in sarciendo vestes surrexerunt. Alii in tunicis sinistram manicam de alio panno ferebant, etc.

in Behauptung oder Durchſetzung verbriefter Volksrechte die conſervative iſt, und unſre Polizeien wurden mehr als einmal mit dem Geſpenſte der rothen Republik in Schrecken geſetzt. So wiederholt und gleicht ſich Alles in — chineſiſchen Zuſtänden. Denn auch die Taipings, die jetzigen Rebellen im Reiche des chineſiſchen Schwarzzopfes, heißen bekanntlich die Rothen und färben ſich das lange Haar blond. Als ſich ihre Armee im Februar 1862 Schanghai genähert hatte, ſchrieb einer der engliſchen Kaufleute jener Stadt in unſre Zeitungen (Allgem. Augsb. Ztg. 22. März 1862): Schon ſollen bedeutende Einkäufe in ſcharlachrothen Stoffen gemacht worden ſein, um den (hier) Revoltirenden als Parteizeichen zu dienen.

Brennende Liebe.

Daz is der Minnen zeichen:
lieht varwe kumt nâch der bleichen.
(Veldeke, Enêit).

Rôt mainet der Minner nôt,
wann ez diu minne ie gebôt,
daz er sô sêre brinnet
nâch liebe, daz er minnet,
sam ain glût in einem fiur.
(Laßberg LiedS. 1, 153.)

Die rot farw liebe betût,
die selben tragen êlich lût.

(Aus einem Gedichte von Bedeutung der Farben v. J. 1645. Anzeiger des German. Muſeums 1861, 233). Der Mantel, den das Götterbild der Juno Jugalis trug, war purpurn; Frauen, die ihr opferten, trugen ein purpurnes Oberkleid;

altrömische Bräute den Purpurschleier, das flammeum. Nach unentlehnter deutscher Sitte eröffnet den Hochzeitszug ein Reiter in rothem Mantel (Kuhn, Märk. Sag. 361) und wird ein rothes Banner voraus getragen. Müllenhoff, de poësi chorica 23. Neocorus Ditmarschen-Chronik 1, 111. „Die Hochzeitere in einer lîbfarben Schûben", Mantel, beschreibt nach Basler Tracht Thom. Platter's Autobiographie, edd. Fechter, S. 176. J. Frischlin's Hohenzollerische Hochzeit v. J. 1598, edd. Birlinger, schildert die Tracht, in welcher der fürstliche Bräutigam auftritt, S. 101, 102:

Zwen Männer erstlich daher gehn,
Bekleydet rot vnd alls vergüldt,
Die Roß auch, wann du's wissen wilt,
Die Beckelhauben all rot waren.
Laggeyen waren zween vorhanden,
Blutrot dieselben giengen her,
Die trugen schönvergulbte Wehr,
Die Scheyden waren samatrot.
Von Farben die Roßdeckin war
Von Samat vnd verguldet gar.
Auf die Laggeyen schön herkam
Der junge Herr vnd Bräutigam,
Rot kleidet ritt er überall,
Die Roß all daher flogen,
Mit rotem Atlaß vberzogen.

Das Zeichen der Ehefrau war bei Friesinen auf Amram der rothe Gürtel (Bealt) und die rothe Haube, während die Mädchen barhäuptig giengen mit herabhängenden Zöpfen. Bräute hatten beim Kirchgang immer rothe Handschuhe an. Stricker's Germania 1849. 3, 295—299. Die Frankfurter Braut gieng gänzlich roth, der Nürnberger Bräutigam in rothen Hosen, die Brautdiener und Züchtjungfern zu Straßburg in roth und gelb. Weiß, Costümkunde 1860. Auf den Ausrufsbildern der Stadt Zürich v. J. 1749 erscheinen no. 18 und 32 Braut und Bräutigam. Erstere zu Roß auf sammtgrüner Schabrake in karmoisinrothem geschloßnem Reitkleide, trägt weiße Puffermel

mit Manſchetten, einen ſtehenden kurzen Halskragen, auf dem Kopfe ein Napoleonshütchen mit der Roſette. Der Bräutigam erſcheint in roſenrothem und violettgefüttertem offnem Ueberrock, mit blattgrünem geſchloßnen Unterkleide, drauf den rothen Blumenſtrauß geſteckt; dazu Kniehoſen und Wadenſtrümpfe ſaftgrün. Der reiche Bauer am Zürichſee in ſeinem Kirchenkleide, ebenda no. 41, trägt als Verheirateter einen offnen Knierock, ſaftgrün; ſein kürzeres halb geſchloßnes Unterkleid iſt carmoiſinroth; dazu ſaftgrüne Kniehoſen und lederbraune Wadenſtrümpfe; darüber der ſchwarze Kirchgangsmantel. Mithin trägt er ſein ehemaliges Hochzeitskleid nun als Sonntags- und Feierkleid. Betrachten wir nun das Ausſehen eines Brautzuges, wie er auf der Landſchaft im heutigen Aargau veranſtaltet wird.

Die Kiſten und Bettſtellen auf dem zum Abzuge geladnen Brautwagen tragen auf blauem Grunde breitgemalte rothe Blumenarabesken, eine Farbenpaarung, welcher wir noch einen beſondern Abſchnitt hier vorbehalten haben. Auch die ſog. Tölzerkäſten ſind blaue Kiſten mit rother Blumenbemalung, zubenannt nach ihrem Fabrikationsort Tölz an der bair. Iſar, und bilden einen Handelsartikel auf den Bauernjahrmärkten. Die Ohren der Wagenroſſe ſind rothbefranſt, Mähne und Schweif rothgezöpft. Die Kiſſen des mitaufgeladnen Brautbettes ſind mit angehefteten rothen Maſchen verziert, das Kunkelband am umweiften Rockenſtiel überflattert die geſammte Ladung wie ein rothes Schiffswimpel. Nicht zu überſehen iſt die Perſon des Schreiners, der dies Alles kunſtgerecht gemacht und gepackt hat; jetzt geht er, mit ſeinem Hammer bewehrt, hinter der Fuhre einher, gleichwie ein Gott Thôrr ſelbſt, deſſen heiliger Hammer die Landesmarke, das Haus, die Rune, den Becher, die Braut und die Leiche einzuweihen hatte. Von dieſem Brauthammer läßt Frauenlob die hl. Jungfrau ſagen: der smit ûz Oberlande warf sînen hamer in mîne schôz. Sitzen die Brautleute mit auf dem Wagen und erreicht dieſer das Ende des Heimatdorfes, ſo wird ihm von den Junggeſellen der Gemeinde der Weg verlegt mit Stangen, Ketten und Stricken. Alle dieſe Hemmnißmittel ſind

in der Mitte mit einem rothen Bendel verziert, welchen der Brautführer mit dem Hochzeitsschwerte entzwei zu hauen hat. Dahinter steht ein Tisch mit Wein und Brod besetzt. Auf die Frage der Junggesellen, Was ist die Braut werth? wird ihnen ein Trinkgeld gezahlt und so die Braut bei ihnen ausgekauft. Sie reichen dem Zuge einen Trunk und er passirt. Bei der Hochzeit selbst kehren dieselben Farbensymbole in mannigfacher Anwendung wieder. Die Männer tragen an Rock und Hut künstliche Blumen, die Frauen solche im Haar; die Braut hat das Schäppelein, mhd. schapel, spitz übers Hinterhaupt gebunden, einen sammtnen Zierstreif mit Blumen und Flitter, der mit den breiten rothen Brautbendeln unterm Kinn geknüpft wird. Jeder der Hochzeitsgäste trägt ein rothes Taschentuch, das Geschenk der Braut; der Hochzeitlader schreitet voraus mit dem „Brautstock", ehemals den Hirschfänger umgeschnallt mit rothbebändertem Heftgriff. Doch da bei der ins Modische fallenden Tracht und Sitte unseres Landvolkes heute schon manches nicht mehr deutlich vorliegt, so schildert das Nachfolgende eine aargauische Hochzeit nach dem Stil des vorigen Jahrhunderts.

Den Beginn des Hochzeitsmahles machten ehedem im Freienamte bei allen Leuten und Ständen Aepfel und Birnen. Die Brautleute und Führer zu Viert nahmen davon je sieben Stück, zerschnitten jeden ihrer sieben Aepfel achtfach und legten diese Schnitze, in Form einer Glocke gehäuft, hinter die Stühle auf den Boden. Hierauf schälten sie die übrigen Aepfel in fadenfein zusammenhängender Schale und machten zu Viert damit ein Wettwerfen nach den Apfelschnitzen hinter ihnen. Aus den Figuren der niedergefallnen Schalen weissagte man. Lagen sie in Form eines Winkels, eines Lothes (.:.), so deutete dies auf ein langes glückliches Leben. Lagen sie zu Viert in einer Linie wie eine Peitschenschnur, so deutete diese Geisel auf Unfrieden und kurze Lebensdauer. Ergab die Lage der Schalen keine Figur, so rieth man allein aus der vom Bräutigam geworfnen; die enggeringelt liegende hieß das O und bedeutete Glück; die schlaffgedehnt liegende hieß F und galt für unheilsvoll. Das O deutete man auf das Wort Ose (Fleiß, Aufmerksamkeit), das

F auf das Wort Facht, Schnur; zerfächteln heißt aus einanderfallen. So begann man alſo den Schickſalstag noch ganz nach dem Brauche und mit den ähnlichen Mitteln der älteſten Vorzeit, indem man die Schickſalsrunen warf. Beim jetzigen Hochzeitsmahl bildet das Obſt den Schluß, den Anfang dagegen machen ſauergekochte Kuttelfleck in Safranbrühe; daher heißen ſie bei uns an Rhein und Aare, wie weithin in Schwaben und Baiern, ſchlechtweg das Voreſſen. In dem Fiſcherdörflein Stilli an der Aare pflegten der junge Ehemann und ſeine Eltern nach dem Schmauſe ſich unter der Hand heim zu machen und verſchloſſen da hinter ſich Thüre und Fenſterladen. Alsbald kam der Brautführer mit der Braut ihnen nach. Er trug einen rothen Rock, einen eigenthümlichen Bänderhut und ſeinen beſonders bemaſchten Brautſtock, mit dem er nun an der Schwiegereltern Thüre klopfte. Auf die durch die geſchloßnen Fenſterladen kommende Frage, wer draußen, erwiedert er, eine Perſon, die gerne ins Haus aufgenommen ſein möchte. Vielverlangt! ſagt der Schwiegervater drinnen, iſt ſie fromm, ordentlich, arbeitsſam? Der Brautführer bejaht, und der Fragende fährt fort: Kann ſie auch kochen, ſpinnen, nähen, ſtricken, waſchen, backen? So geht die Anfrage endlos fort; bei jeder einzelnen wendet ſich der Brautführer erſt an die Braut um deren Bejahung, dann übermittelt er ihre Antwort unter allerlei ſchalkhaften Nebenbemerkungen. Nun wird zwar die Hausthüre geöffnet, aber für die Braut iſt nur eine Kammer ohne Licht vorhanden. Hier hinein muß ſie, während der Brautführer ſich in die Wohnſtube begiebt, die erleuchtet und geſchmückt iſt. Gewöhnlich ſteht hier der Schullehrer aufgepflanzt, um den Brautſegen abzuſprechen, eine einſtudirte Rede an Bräutigam und Führer. Hiebei werden alle Fenſter und Läden geöffnet, damit die ums Haus Verſammelten nichts überhören. Hat er geendigt, ſo wird die Braut ins kerzenhelle Zimmer herein geführt. Sie trägt eine ſog. Stoßblegenjüppe (rothausgeſchlagner Feſtrock), eine blüthenweiße Schürze, rothe Strümpfe mit Laſchenſchuhen, in deren hohe und rothe Stöcklein drei Jungfernnägel unter geheimnißvollen Ceremonien eingeſchlagen ſind. Ihre Haare ſind mit ei-

nem Sammetband in zwei lange Flechten geflochten, deren rothe Troddeln den Boden berühren. Ums Haupt geht ein stehendes Geflechte von Stahlflitterchen und Schmelz, auf dessen beweglicher Spitze das grüne Jungfernkränzlein schwankt. Ein ähnliches Kränzlein hat der Bräutigam auf den breiten Grempen seines Hutes liegen, dazu trägt er einen strohgelben offnen Knierock, drunter ein bis über die Hüfte reichendes Brusttuch aus Scharlach, Kniehosen mit dicht genähtem Faltenwerk, weiße Wadenstrümpfe, Schnallschuhe mit Silberrinken. Aus dem selbstgebauten Rothwein der Schwiegerschaft erfolgt hierauf der Ehrentrunk, den Zuschauern wird ihr Theil durchs Fenster verabreicht. Schlag zehn Uhr wird der Braut das Kränzchen durch zwei Mädchen abgeschnitten und ins Küchenfeuer geworfen, der Bräutigam wirft seines gleichfalls dazu. Das Knistern der zwei Sträußchen übersetzt sich die Gesellschaft in mancherlei scherzhaft lautende Weissagungen.

Nur noch Weniges aus den deutschen Nachbar-Gegenden wird hier der Uebereinstimmung wegen angefügt. Die Kleidung der oberbairischen Braut ist merkwürdiger Weise übereins mit ihrer Trauerkleidung; dazu hat sie aber die Brautkrone und den Brautgürtel. Ersteres ist ein Geflechte aus Golddraht und Rosmarin über dem zurückgestrichenen Haar; die mit rothen Bändern durchflochtnen Zöpfe hängen über den Rücken hinab. Der Brautgurt wird meistens in der Kirche oder beim Dorfwirth aufbewahrt und seit Jahrhunderten an jedes jungfräuliche Mädchen an ihrem Ehrentage ausgeliehen gegen einen kleinen Lohn an die Armenkasse. Zehen zollhohe vergoldete Rosetten, innen mit blauen und rothen Glassteinen besetzt, auf Sammt aufgenäht, bilden seine zehen Abtheilungen. Die Kränzel- und Prangerjungfern, als Geleiterinnen, tragen über ihre Sonntagstracht, einen weißen hemdartigen Ueberwurf mit rothem Ermelband und rothem Gürtel, dazu im offnen Haare einen Kranz von jungen Tannenzweigen. Bavaria 1, 437—438. In Unterfranken trägt der Brautführer rechts ein handbreites rothes Seidenband, das von der rechten Schulter bis auf die Waden niedergeht; der links hat ein ähnliches blaues auf die linke

Schulter geheftet. Bavaria 4, 427. In der Oberpfalz erscheint auch das entblößte Schwert, mit welchem der Brautführer, zum Zeichen des ihm übertragnen Brautschutzes, mit der Braut zur Kirche zieht. ibid. 2, 281. Einzelne Alpenthäler, in denen die Frauentracht durchweg und stets schwarz ist, erlauben mindestens in der Hochzeitskleidung etwas roth. Der Gröbener Brauch setzt für die Tracht der Braut ein scharlachrothes Corset fest, dieses wird nur am Trauungstage getragen. Wie tief indeß diese Festfarbe in der allgemeinen Erinnerung haftet, dies erweisen zwei unscheinbare Züge der Sprache und des Volksliedes aufs rascheste. Der Schmetterling phalaena noctua, sonst auch rothes Ordensband genannt, heißt die Braut, sponsa. Dasselbe gilt von der Hausschwalbe, die Donars, des Ehegottes Leibfarbe trägt, ihr Nestbau unterm Dache schirmt das Haus gegen Blitzschlag; das Mädchen, das ein Schwalbennest von der Hauswand herunter stört, verjagt damit den Freier. Daher tröstet sich ein armes Kind (im Wendischen Hochzeitsliede bei Haupt-Schmaler 1, no. 267), das nichts vom hochzeitlichen Prunke der Nachbarinnen aufzuweisen hat und doch nicht vom Geliebten lassen will:

Die Schwalbe mit dem rothen Köpfchen,
Die wird unsre Züchtjungfer sein.

Ein Liebeslied aus Uhland's Sammlung, no. 56, welches das Vorbild von Göthe's Heideröslein gewesen ist, schildert die Schönheit der Begehrten folgender Maßen:

Sie gleicht wol einem Rosenstock,
drumb gliebt sie mir im Herzen,
sie tregt auch einen roten Rock,
kann züchtig, freundlich scherzen,
sie blüet wie ein Röselein,
die Bäcklein wie das Mündelein;
liebstu mich, so lieb ich dich,
Röslein auf der Heiden!

Beut her mir deinen roten Mund,
Röslein auf der Heiden,

ein Kuß gib mir auß Herzengrund,
ſo ſtet mein Herz in Freuden!
behüt dich Gott zu jeder Zeit,
allſtund und wie es ſich begeit (begiebt);
küß du mich, ſo küß ich dich,
Röslein auf der Heiden!

In einem Liebesbriefe des 15ten Jahrhunderts in Pfeiffer's Ztſchr. Germania 10, 387 hat der rothe Briefriemen das Briefſiegel zu vertreten: den roden rêmen, den bewaret wol.

Roth in der Landestracht.

Was man in oberdeutſchen Landſchaften noch vor kurzer Zeit Nationaltracht genannt hat, das war männlicher Seits gewöhnlich nichts anderes geweſen als der Ableger der Herren- und Soldatentracht, wie ſolche ſeit dem dreißigjährigen Kriege Mode geweſen, weiblicher Seits war's eine der nächſtgelegnen Stadt abentlehnte, noch jüngere Damenmode, ungeſchickt vereinbart mit Farbe und Schnitt des Bauernhabits. Auch letzteres hat nun vollends aufgehört, der Bauernſchneider arbeitet ſtädtiſch, das Bauernmädchen geht nur noch des größeren Luxus wegen zuweilen bürisch, im Uebrigen ebenfalls „franzöſiſch". Auf eine Beſchreibung der ſchweizeriſchen Bauerntracht darf es alſo ſchon deshalb hier nicht abgeſehen ſein, aber eine beſondere Einſicht kann erworben werden, wenn man die Tracht auf den Zweck ihrer ſtabil wiederkehrenden Farbenwahl unterſucht, und dies geſchieht im Nachfolgenden. Wir beginnen mit der weiblichen Tracht.

Die Tracht des germaniſchen Weibes unterſchied ſich von der des Mannes nicht im Schnitte, ſondern in der Farbe,

das weiße Frauenkleid hatte einen Purpurſaum *). Zum Färben der Linnen- und Wollſtoffe reichte nun dem Germanen die Erdfarbe freilich nicht aus, er mußte ſich dazu der ſchwerer anwendbaren Pflanzenſtoffe bedienen. Indeß wie der Bauer heute noch mit dem Mark ausgereifter Heidelbeeren ſein Backwerk hochroth färbt, ſo ſah Plinius, HN. 16, 30 in Gallien mit der Heidelbeere Kleider purpurn färben, denn auf ſo einfache Mittel verfällt man überall und zu jeder Zeit. Dies führt ſogleich auf den rothwollnen Weiberrock, Jüppe genannt, der mit Waid blau, mit der Wildfrucht der Sauererbſe (berberis vulgaris) roth gefärbt und mit einer beſondern Maſchine in tiefſtehende ſteife Falten geprägt wird. Daher der Name dieſer Jüppe: Stoßblegi. Wie man ſie noch heute rothverbrämt trägt, ſo beſchreibt ſie Geiler, Poſtille 2, 309: do hot herfür gestochen der rot sammet oder purpur der gotheit uſs dem zwilchenschantz (Zwilchenrock) oder güppen der menschheit. Eheweiber trugen die Jüppe ſchwarz oder blau, Jungfrauen roth, oder blau mit rothem Saum, Kinder grün. Verfolgen wir den rothen Weiberrock nach ſeinem geographiſchen Vorkommen in Oberdeutſchland, ſo trifft er hier vorzugsweiſe auf den alemanniſch-ſchwäbiſchen Volksſchlag. Zieht man eine Linie vom Monteroſa bis nach Stuttgart, ſo begegnet auf derſelben der gleichfarbige Rock der Bauernfrau. Hochroth iſt er am Südabhange des Monteroſa in den deutſch-piemonteſiſchen Gemeinden Macugnaga, Rima und Greſſoney, dazu der Strumpf ſcharlachen; das gleiche gilt im Eringerthale und im Oberwallis, ebenſo bei den Urnerinnen im Schächenthale. Der Feſtanzug der Freiburgerinnen im Wiſtenlach am Murtnerſee, ſowie derjenige im Greyerzerländchen beſteht ganz aus Scharlach. Im Liede s'Länderbü'rli, des Bäuerleins aus den Urkantonen, ſingt der Luzerner Chorherr Ineichen, † 1818, (Lieder vom alten Sepp. Luzern 1859, S. 131):

*) nec alius feminis quam viris habitus, nisi quod feminae saepius lineis amictibus velantur eosque purpura variant. Tac. Germ. c. 17.

Mier hand gor gottligs Wybervolch,
s'isch grod se hibsch wie Gyps und Cholch [1]),
om Wärchtig [2]) trägids roihi Hämmlisteck [3]),
om Sunntig rothe Schorlechreck.

Die Züricher Limmatthalerin trägt ein rothwollenes Leibchen, ſcharlachenen Bruſtlatz und rothes Unterkleid. Ihre aargauer Nachbarin in der Altgrafſchaft Baden trug noch im jetzigen Jahrhundert den Scharlachrock und ein Unterkleid mit Seidenband-verbrämtem Saum, der über das Oberkleid bedeutend weit vorreichte. Dazu kamen rothe Wollſtrümpfe in weit ausgeſchnittnen Schuhen, auf deren Riſt abermals eine rothe Bandroſe ſaß. Die Tracht der Freienämterin unterſchied ſich hievon nur dadurch, daß bei ihr jener rothe Unterrock weniger tief herabreichen und nur in der Bewegung des Schrittes ſichtbar ſein ſollte. Die Appenzellerin Innerrhodens trägt einen rothen Kurzrock, ihr Mann ein rothes Bruſttuch. Die Walſerleute um Damils im Bregenzerwalde, die mit den Walſern in Bünden und Piemont eines Stammes ſind, tragen ſich weiblicher Seits roth an Strümpfen, Röcken und Miedern; die Landammänner von Damils trugen ehedem ein rothes Kamiſol (Schnars, der Bodenſee 1859, 79. 81.). Jenſeits des Schaffhauſer Rheines im Klettgau und Hegau begegnet bei Mann und Weib dieſelbe Tracht, von der wir nachher noch beſonders zu ſprechen haben, ſo daß, wer über Schaffhauſen nach Stuttgart reiſt, ſüdlich von Tübingen in der reizend gekleideten Steinlacherin auf den erſten Blick eine Schweſter der Wehnthalerin erkennt, die wenige Stunden von Zürich zwiſchen Kloten und Fahr lebt (A. Schott, Deutſche am Monteroſa). Wir irren nicht in der Annahme, eine ſolche Wehnthalerin habe Göthe'n vorgeſchwebt, als er die Geſtalt ſeiner Dorothea (Geſang V) folgendermaßen zeichnete:

Aber ich geb Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider.
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;

[1]) Kalk. [2]) Werktag. [3]) rauhe Hemdſtöcke bezeichnen den grobhänfenen Hemdtheil ohne Ermel und Bruſteinſatz, letztere werden aus feiner Leinewand angeſetzt.

Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth.
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund,
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.

Im vorigen Jahrhundert war die Leibfarbe der Fricktalerin vom Strumpf bis zum Kopftuche roth und rothbraun; heute wird in dieser Landschaft der rothe Frauenrock nur noch von Großmütterchen getragen und Heidentschopen (aus franz. jupon) genannt, eine Anspielung auf die veraltete Mode. Er wird zur Fasnachtsmummerei gebraucht, zu Bettdecken verschnitten; gleichwohl gehört er noch unter die Hausmittel der Volksmedicin. Fieberkranke hüllt man in ihn ein, jungen Frauen, die sich einen Knaben wünschen, dient er als Leintuch im Bette, und nachher noch als Unterrock, nachdem das erste Kind geboren ist. Dies gilt namentlich auf dem Bözberge. Altfromme Greisinnen verlangen, in ihm begraben zu werden. Letzteres hängt offenbar mit dem gottesdienstlichen Charakter der rothen Farbe zusammen, wodurch sie zugleich zur Leidfarbe geworden war. Weißgekleidet mit rothen Bandschleifen wird die Leiche in offnem Sarge zu Grabe gebracht, so in der bair. Jachenau; auch das vorausgetragene hölzerne Grabkreuz ist dorten rothblau bemalt. Bavaria 1, 412. In den Zinnsärgen alter Erbgrüfte erkennt man die Frauenleichen am langen Haupthaare und an den rothseidnen Ueberbleibseln des Gewandes. „Frau Dorothea, Gräfin zu Mansfeld, hat ihr Todtengeräthlein selber zusammen gesucht und machen lassen, wie ich denn solches in meinen Händen gehabt, einen schönen langen Rock von rothem Carmoisinatlas. Auswendig auf die linke Brust haben J. Gnaden einen Pergamentzettel genähet und eigenhändig darauf geschrieben:

Wolauf in Roth will ich mich kleiden,
Von dieser argen Welt abscheiden."

Joh. Wittich, Consilium Apoplecticum, Lpzg. 1602. Anhang: Christl. Erinnerung menschl. Sterblichkeit, S. 42. Daß diese rothe Leidtracht in bestimmter Beziehung zu Donar ge-

ſtanden, dem man die Leichen weihte, geht aus andern Einzelheiten der Frauentracht ſprechend hervor. Zur Füllung des Hüftenwulſtes, über den die Jüppe angelegt wird, dient unſern Bäuerinnen die Gundelrebe, glechoma hederacea, die man Donnerrebe heißt. Hier weiſt der eine Name des Doppelwortes auf Donar, der andere auf die Walküre Gund. Myth. 393. 1163. In dem Meien, den das Landmädchen zum ſommerlichen Kirchgange ſich bricht, pflegt neben rothem Geranium und purpurnen Dalien vorzugsweiſe die Karthäuſernelke zu ſein, die wir Donnernägeli nennen. Auch im Hochzeitsſtrauße der Kränzeljungfer ſticht Granate und Nelke hervor, gleichwie der bairiſche Oberländer letztere zum Kirchgange hinters Ohr und den Altarfiguren in die Hand ſteckt. Bavaria 1, 431. Die Alpenroſe heißt in Unterwalden nach dem rothen Weiberrocke ſelber die Jüppe, in Tirol aber Donnerroſe. Wer einem Zuge von Frickthalerinnen auf ihrem ſonntäglichen Kirchwege begegnet, dem wird, mögen ſie im Einzelnen noch ſo modern und eigenwillig gekleidet ſein, doch nur die rothe Farbe von Ferne ins Auge fallen: ein Kopfband, ein Knüpferchen oder eine Granatenſchnur um den Hals, das Bruſttuch, der Sammtſtreifen am Rockſaum, der unvermeidliche rothbraune Regenſchirm alles verbreitet einen ſanften röthlichen Schimmer um die Geſtalt. Dazu tragen daſelbſt alle Ehefrauen noch das rothe Kopftuch, das vom Scheitel her über den Nacken fallend, unter dem Kinn geſchlungen und mit zwei breiten Zipfeln in den Nacken zurückgeknüpft wird. Es heißt G'sunggetslümpe, Geſundheitstüchlein; ein weißes Kopftuch zu tragen, wäre hier ein weißer Rabe. Und wenn ein Großmütterchen längſt ſchon die Stube hütet und in ihrer Ruſtig (Rüſtung, Geſammtanzug) nicht mehr wähleriſch zu ſein braucht, ſo hat ſie doch noch jenes unabänderliche Kopftuch und ein unſichtbar bleibendes rothes Strumpfband angelegt. So tragen ſie alle das Zeichen deſſen, in deſſen Dienſt ſie entweder erſt eintreten oder ſchon ſtehen, und in deſſen Himmel ſie ſchließlich zuſammen einzugehen hoffen: des Ehegottes. Gleiches iſt auch von den rothen Wollſtrümpfen zu ſagen, die ſich mit der rothen Jüppe ſo ziemlich auf der-

selben geographischen Linie fortbehauptet haben. Rothe Strümpfe gelten noch in den Landschaften von Bünden, Oberwallis, im Lesiathale, im Züricher-, St. Galler- und Schaffhauserlande und im Badischen Schwarzwalde; desgleichen in der schwäbischen Bar, einem Gaue, der seit mehr als tausend Jahren seinen Gaunamen beibehalten hat: Berhtoldesbara, urk. 775.

Die Strümpfchen müssen roth von Liebesfarbe sein, heißt es in Joach. Rachels Jungfernanatomie. - Klemm, Die Frauen 2, 332. Faßt man sodann noch die kleineren Merkmale ins Auge, durch die bei sonst gleicher Tracht die genannten Gaue sich wieder unterscheiden, so findet sich Folgendes. Die Obwaldnerin flicht ihren Zopf durchaus nur mit weißen, die Nidwaldnerin durchaus nur mit ziegelrothen Bändern ein, beide heften die nestartig gewundnen Flechten am Hinterhaupt jetzt mit einem Pfeil, früher mit dem durchgesteckten Milchlöffel fest. Die Zürcherin im Knonauer Amt trägt die zwei Haarflechten fliegend, mit einer rothen Schnur durchflochten, die in zwei rothe Quästchen ausläuft; während die Haarschnur bei ihrer Landsmännin im Kyburger Amt zwei breite Purpurbendel sind, die auf den Rocksaum niederreichen. Die aargauische Wehnthalerin mit ihrem scharlachrothen Brustlatz unterscheidet sich von der zürcherischen, deren Mieder nur einen Scharlachrand hat. Die reformirte Haslithalerin ist gegenüber ihrer katholischen Grenznachbarin in Obwalden erkennbar an dem stets rothen Brusttuche, „Mänteli", und dem stets weißen Miederchen, „Chuttli;" Die Jüppe der Altaargauerin ist dunkelblau mit breitrothem Vorstoß, diejenige ihrer solothurnischen Nachbarin ziegelroth und der weite Mantillenförmig darüber geschlagene Halbkittel rothbraun.

Die Beschreibung der männlichen Tracht in unsern oberdeutschen Landschaften beginnen wir mit dem Rock. Die Schweizergeschichte beweist mit mehrfachen Beispielen, daß der Bauer der deutschen Kantone seit dem 14ten Jahrhundert in Rock und Hosen sich roth trug, daß dieser Sonntagsrock späterhin zugleich als sein ordonanzmäßiger Milizrock galt und daß diese Tracht zugleich mit dem Langbarte erst 1798 abgelegt wurde,

als die Neufranken ihre Alles ausebnende Invasion in die Schweiz machten. Wenige Thatsachen sind hier genügend, diese Voraussetzung darzuthun. Gleichwie die Leib- und Bannerfarbe der österreichischen Herrschaft die rothe gewesen war und aus fürstl. Gnaden hier zu Lande an die einzelnen Städte, Hochstifte und deren Landschaften übertragen worden war, so verschenkten denn auch diese letzteren die empfangene Standesfarbe wiederum aus besondern Gnaden an ihre Unterthanen. Wenn der Bauer Hans Roth von Rumisberg 1382 den angeblichen Anschlag der Feinde gegen Solothurn erfährt, ihn dieser Stadt verräth und sie dadurch rettet, so empfängt dafür er und sein Geschlecht bis zum Jahre 1567 alljährlich Hosen und Rock in der Landesfarbe (roth und weiß), worauf das Geschenk in Geld umgewandelt und vom ältesten dieses Geschlechtes bis zum heutigen Tage fortbezogen wird. Der Vogt, den anfangs das Stift Murbach, später das Leodegarsstift und schließlich die Herschaft Oesterreich über die Stadt Luzern zu setzen gehabt hatte, hatte seit dem Eintritt dieser Stadt in den Waldstätterbund rechtlich daselbst zu bestehen aufgehört, jedoch sein Amt dauerte gleichwohl im dortigen Gewohnheitsrechte mit den ihm zufallenden Pflichtigkeiten noch sehr lange Zeit fort. Unter diese letzteren gehörte Rock und Hosen in der Stadtfarbe. Wenn nemlich die Stadt jährlich zu beiden Sonnewendtagen ihre Magistrate und Räthe erwählte, so versammelte sich gleichzeitig auch die jüngere, noch nicht regimentsfähige Bürgerschaft unter dem Namen des Junggesellenrathes und wählte sich ihren Narren-Ammann. Obschon demselben weder Amt noch Sitz im obrigkeitlichen Rathe zukam, so wurde er gleichwohl bei allen obrigkeitlichen Festanlässen einem wirklichen Rathsherrn gleichgehalten. Wenn er dann nach seiner geschehenen Wahl das Ammannsbrod unter das Volk auswerfen und Geldgeschenke an die Zunftstuben hatte übersenden lassen, so erhielt er von der Regierung einen Rock in der Stadtfarbe, und von jedem im laufenden Jahre sich verheiratenden Mitbürger ein paar Hosen. Josia Simler, Regiment L. Eydgenoß. 512. Hier lastete also das Stadtkleid als Servitut auf Stadtrath und Bürgerschaft und mußte deshalb vom Regenten dem Regierten gezinst werden,

anderwärts und noch öfter hatten daſſelbe die Regierten zu verſteuern. Nach Müller-Schambach, Ndſächſ. Sag. 330, 20 mußten die Bauern zu Rodershauſen für ihr dortiges Weiderecht ein paar rothe Hoſen an die Herſchaft zinſen *). Aus dem Wappenrock entſpringt der Waffenrock, das Soldatenkleid. Im Bauernkriege kämpfen die Entlebucher und Emmenthaler im Treffen bei Wohlenſchwil unter ihrem Anführer Schybi in rothen Röcken, die man Wollenhemden nannte; ſolcherlei ſetzten die Kantonsregierungen bei Schützen- und Schwingerfeſten zu Gewinnſten aus, und noch heute kommt alljährlich am 6. December der Männerchor von Unterwalden bei der großen Nikolausprozeſſion nach kirchlicher Vorſchrift in dieſen blouſenartigen Rothhemden aufgezogen. Daſſelbe lange Kamiſol, bald Wollhemd, bald Libli geheißen, trug der Luzerner im Gäu und der Freienämter im Aargau; es war ſcharlachroth, reichte bis über die Hüften, hatte oben und unten einen Querbeſatz von ſchwarzem Sammt, war ohne Halskragen, vorne ohne Schlitz und Knopf, und wurde an den Seiten zuſammengeheftelt. Darüber trug der Mann einen offnen Knierock, roth oder rothbraun, Gaſagge genannt, ital. casacca, engl. cassock, urſprünglich den langen Leibrock des Clerikers bezeichnend. Wenn man die vierfachen Schöße dieſer Gaſagge, die aus waſſerdichtem ſchwerem Wolltuch beſtand, hinterſchlug an ihren Rückenknopf, ſo war damit der breitſchwänzige Milizenfrack fertig, in welchem ſich das ſchweizeriſche Aufgebot 1798 den franzöſiſchen Truppen entgegenſtellte. Segeſſer, Luzerner Rechtsgeſch. 3, 159. Die Schweiz. Trachtenbilder von 1748 legen in ihrer no. 18 und 153 dieſe beiden Kleidungsſtücke in ihrer ſtattlichen und in ihrer Alltagserſcheinung genau vor Augen.

Wollen wir erfahren, wie dieſer Bauernrock der Vorläufer

*) Als die deutſche Königstochter die däniſchen Brautwerber empfängt und dieſe mit Scharlachmänteln ſich brüſtenden Barbaren muſtert, ſpricht ſie höhniſch:

Es iſt nimmer ſo arg ein Schalk,
hat er ein paar rothe Hoſen,
Wie er kommt nach Deutſchland,
nennt er ſich eine Roſe.
Grimm, Altdän. Helden-L. 317.

jenes Studentenrockes gewesen ist, den man seit der Jahn'schen Periode den altdeutschen genannt hat, so müssen wir die Männertracht in der Schwarzwälder Altgrafschaft Hauenstein, zwischen Badisch Seckingen und Waldshut, betrachten. Sie ist heute folgende. Die kurze Pumphose von schwarzem Manchester beginnt genau an der Hüfte und geht bis zum Knie, unter dem sie gequastet zusammengebunden wird. Ueber sie fällt, statt der Weste, ein scharlachrothes luftiges Brusttuch bis zur Hälfte des Schenkels herab, wie dasselbe im Vorausgehenden eben beschrieben wurde. Um dessen weiten kragenlosen Halsausschnitt liegt à la Gustav Adolf ein breiter Chemisettenkragen, dessen zwei Schnurenbendelchen mit feinen weißen Quästchen aufs Brusttuch herabhängen, derselbe überdeckt zugleich die Schultern des kragenlosen Manchesterrockes, ein kurzes einknöpfiges Gehröcklein, das mit Ausnahme seiner vierschößig geschnittnen Rockflügel vollständig der sog. altdeutsche Rock ist. Er hat auch im Schaffhäuser Hegau und Klettgau gegolten, ist aber dorten fast ganz verschwunden. Dazu gehört ein schöngeformter gelber Strohhut mit niedrer Güpfe und ein paar Schnürschuhe mit rothen Lederlaschen und gelben Zugbändern*). Als i. J. 1770 die Erzherzogin Marie Antoinette durchs Breisgau nach Paris ihrem unglückseligen Ehebund entgegen reiste, stellte man ihr in Freiburg zwei Kompagnieen dieser Hauensteiner als Ehrenwache vors Schloß. Die eine bestand aus lauter Verheirateten und trug deshalb Schwarzröcke und Langbärte; die zweite bestand aus Junggesellen in rother Tracht und ohne Bart. Alle hatten Büchsen und Hirschfänger. Ihr Offizierscorps bestand aus dem Redemann (dem Gemeinde-Sprecher), dem Venner und den zwei Einungsmeistern. Die mitgekommenen Hauensteinerinnen

*) Von der Macht des Liedes, das der Liebes- und Dichtergott Wäinämöinen spielt, sagt das finnische Volkslied:

Selbst des Waldes alter Vater
Schmückte sich mit rothem Schuhband;
Selbst des Wassers gute Mutter
Zierte sich mit blauen Strümpfen,
Während spielte Wäinämöinen.

trugen ihren Ehrenkranz in den Haaren, das krönleinartige Schapel. Durchreise der Frau Dauphine ꝛc. Gedruckt bei Satron 1770, fol. Eine Eigenthümlichkeit der Bauernhose wird nur sichtbar, wenn der schoßlose Janker getragen wird, es ist der im Rückenschlitz der Hose in zwei fliegenden Enden durchgezogne Seidenbendel. Die Männer aus den Urkantonen, die sg. Länder, tragen ihn durchgehends von blauer Seide, im badischen Schwarzwald dagegen bezeichnete der rothe Hosennestel den Unverheirateten. Es ist dies ein Ueberbleibsel des durch die Innennath des Kleides gezogenen Schnürbandes, welches der Vorläufer der Hosenträger war. Die älteste Bezahlungsweise der breisgauischen Maurer und Steinmetzen am Münsterbau zu Freiburg bestand, neben dem schwarzen Rappen Taglohn, im Nestel, einer schmalen gewirkten Schnur, noch i. J. 1464 gab man dorten rothe Nestel an Zahlungsstatt für neuen Wein. Schnezler, Bad. Sagb. 1, 366.

Die Schifferzunft der Stadt Speier entrichtete zum Zeichen ihrer rheinischen Zollfreiheit den dortigen Zollbeamten jährlich ein Dutzend Nesteln. Lehmann, Speirer Chronik 1612, pag. 371ª.

Unter die echten Reste alter Volkstracht ist die Sennentracht zu zählen, die von den schweizer. Ufern des Bodensees an bis in die Hochalpen hinein überall dieselbe ist. Sie ist im Solothurner Jura sogar auf den W. Jäger übergegangen, Naturmyth. 49. Schon ihr einer Bestandtheil, die Küherjacke, welche ermellos ist und nur die Hälfte der Achsel mit dem rothen Chrättli-Ermel deckt, erinnert an den nach gleicher Tracht benannten germanischen Volksstamm, der ermellose Oberkleider trug, in Peutinger's Tafel zwischen Alamannen und Markomannen angesetzt und Armalausi genannt ist, während er bei Aethicus Armalausini heißt. Name und Tracht dieses oberdeutschen Volksstammes vergleicht sich dem der nordischen Berserker, d. h. bis auf das Unterkleid bar Gehenden, weil dieselben ohne Panzer in den Kampf zogen. So reden auch die schweizerischen Aelpler vom „Kriege im Hirtenhemde", als sie in ihrer Kühertracht 1798 der französischen Armee die Spitze boten. Der Kragen

dieſer Küherjacke iſt ſtehend und mit rothem Plüſch gerändert. Ueber dem Scharlachbruſttuch macht ſich der Hoſenträger breit, auf deſſen Querriemen die vergoldete Silhouette eines Rindes, umgeben von den Namensbuchſtaben des Eigenthümers prangt. Das kleine Lederkäppchen iſt in dreieckigen Zwickeln knapp über die oberſte Wölbung des Kopfes geſchnitten, ſchwarz von Grundfarbe mit rothledernem Paſſepoil; dazu gelblederne Hoſe, weißer Wadenſtrumpf und hohe Schnürſchuhe. Wir vermögen dieſe Tracht, verbunden mit derjenigen der Winzer und Kornbauern, am getreueſten nach den 30 colorirten Bildtafeln zu ſchildern, welche beim großen Winzerfeſte des Waatlandes 1833 zu Vevey als Feſtſchrift ausgegeben worden ſind. Dieſes Feſt, das damals alle ſechzehn Jahre einmal begangen wurde, heißt man nach der dortigen Winzerzunft Abbaye des Vignerons. Der Name Abbaye bezeichnet im waatländiſchen Patois unſre deutſche Kilwe, Abbayerons nennt ſich daſelbſt diejenige Ortsburſchenſchaft, durch deren Zuſammenſteuer die feſtliche Abhaltung der Kirchweihe örtlich anberaumt und möglich gemacht wird. Gleichwie unſre Dorfknabenſchaften ſich Kilweräthe betiteln, ſo dieſe waatländiſchen Abbayerons. Sie beginnen mit einer maskirten Prozeſſion, in welcher die Figur des Bacchus herkömmlich die Hauptperſon iſt, und wiederholen ein Lied, welches anhebt: Qui vive? vive le Bacchus! Mitten in den Rebbergen bei der Kirche St. Martin ſchlug man ehedem Feſthütten auf, tanzte und ſchmauſte und ſtellte ſomit die hier eingegangene Abtei St. Martin mit ihrer geſchichtlich gewordenen Lebensluſtigkeit aus dem Stegreife wieder her. Heut zu Tage wird das Feſt auf dem Stadtplatze von Vevey auf einem Amphitheater aufgeführt, das gegen 5000 Perſonen faßt, und iſt eine moderne Geldſpekulation geworden. Es erſcheint dabei der Abbé de la Confrérie, der Anführer der Rebleute, mit Inſel und Biſchofsſtab, in violetten Seidenſtrümpfen, ſein ſämmtliches Winzergefolge trägt den Cylinderhut und ſchwarzen Frack der Pariſer Muſterwelt. Wie ſehr dies Alles im Jahre 1833 noch ganz anders war, läßt ſich aus der vorhin ſchon erwähnten colorirten Feſtbeſchreibung entnehmen, woraus hier ein paar Blätter

detaillirt angegeben werden. Der Zug der Winzer ist dorten durchweg weiß gekleidet; der Zug des Frühlings mit seinen Mähern und Graserinnen ist blau an Hut, Schärpe, Gürtel und Kleidersaum, blau selbst der Sensen- und Rechenstiel. Dagegen bricht die rothe Farbe mächtig durch, sobald der Sommer auftritt mit der Ceresgruppe, und noch übermächtiger im Sennenzuge. Die Bildtafel 14 bis 18 stellt die Ceresgruppe dar. Das Musikcorps an ihrer Spitze, in drei Gliedern sechs Mann hoch marschierend, trägt Leibgurt, Armbinde, Hutband und aufgeschlagene Hutkrempe hochroth. Die Tunica der Genien und Priesterinnen, ihre Mützen, Sandalen und Maschenwerk sind hochroth. Von gleicher Farbe ist die Chlamys der Ceres, ihr Fußschemel, Thronsessel und Baldachin. Ihr folgen Ackermägde, Schnitterinnen, Schäferinnen, deren Mieder, Gürtel und Kleidersaum roth ausgeschlagen ist; rothbordiert ist Hutrand, Rock und Weste der Schnitter und Drescher, die geschultert getragenen Drischel- und Sichelstangen sind von derselben Farbe. Auf einem Rollschiffe kommt ein rothgebälktes Winzerhaus gefahren, die Brautleute dazu folgen nebenher. Des Bräutigams Frack, der Braut Fächer, der Hochzeitsgeiger Strümpfe, der auf dem Brautwagen aufgepflanzte Kunkelstock: alles hochroth. Schließen wir mit Bildtafel 8, die den Zug der Ermailli's oder Küher darstellt. Im Freiburger Patois heißt der Senne Armallii, die Kuh Armallie, Ermallie (Helvet. Almanach 1810, 105); im waatländischen Patois heißt der Obersenne Armadi (von armento), der Untersenne Djignio (junior). Sie Alle tragen hier die schon beschriebene ermellose Küherjacke mit kurzem Achselwulst und sind an Brusttuch, Leibgurt, Küherkäppchen und Lecktäschlein insgesammt ziegelroth. Ihre Hosen sind braunroth, wie die im Zuge mit aufgetriebnen Rinder freiburgischen Schlages. Die Schürzen der Sennerinnen, vom Halse an miederförmig, vom Gürtel hinab fächerbreit zugeschnitten, sind der Länge nach rothgestriemt. Der Knopf und der untere Ring an der Handhabe eines jeden Küherstabes besteht aus feinem rothem Wollenbesatz. Von Juchtenleder sind die Halsbänder der Kühe, der Melkstuhl auf dem Alprosse hat rothen Anstrich, und

dieſes ſelbſt wieder trägt in Mähne und Schwanz rothes Bendelwerk. Die mitziehenden Dudelſackpfeifer und Alphornbläſer ſind rothweſtig. Der Zweck und Sinn des Feſtes iſt ausſchließlich ein landwirthſchaftlicher. Hat man dem Abte die von den Göttern Pales, Ceres und Bacchus geſegneten Früchte feierlich überreicht und iſt das große ſchneeweiße Feſtbrod von ihm angeſchnitten, die erſte Silberkanne Weins von ihm gekoſtet, ſo wird für die Theilnehmer die Feſttafel eröffnet. Heut zu Tage dauert die Feſtvorſtellung mit Opernchören, Ballettänzen und Soloſängern eine volle Woche; Schaufenſter, an denen der Hauptzug vorübergeht, bezahlt man mit 20 Frc., einen bloßen Stehplatz im Circus vor der Bühne mit einem Thaler.

Betrachten wir zum Schluſſe, wie es der Poeſie gelingt, aus dieſer Farbenwahl und Tracht zugleich die ganze perſönliche Wohlgeſtalt hervorgehen und durchleuchten zu laſſen, ſo begegnet vornemlich die Miſchung von Weiß und Gold, von Weiß und Roth; ſo in jenem unſterblichen Skolion bei Athenäus:

O daß ich eine Leier wär' von weißem Elfenbein,
Und ſchöne Knaben trügen mich zum Dionyſostanz!
O daß ich wär' ein Goldgefäß, vom Feuer nie berührt,
Und trüg' mich eine ſchöne Frau in ihrer reinen Hand!

In den Dichtungen unſeres Mittelalters iſt es ein ſtehender Zug geſchilderter Frauenſchönheit, ihre lichte Hautfarbe gegen Gold und Gewand wettſtreitend aufleuchten zu laſſen, die Freundin liliengleich und morgenfriſch, den Freund roſenhell erſcheinen zu laſſen. Wie der rothe Morgen aus trübdämmernden Wolken, ſo geht Kriemhilde aus ihrem Gemache hervor. Welch hübſches Weib mir ihre Gunſt böte, ſingt Walther, der liez ich liljen unde rôsen ûz ir wengel schînen. Als Ortnit gerüſtet zum Sturm vor der Burgmauer ſteht, ruft der Burgwächter: von vüezen unz an daz houbet ist er gezündet an, und die Mutter drinnen: sich, der brinnet als ein kerze lieht! Als der Held dann der begehrten Braut anſichtig wird, dô schein ir durch ir zophe ir hals alsam der snê. Das Lied eines Unbekannten in v. d. Hagen's Minneſinger 2, 161[b]. ſetzt die Liebe des Ehemannes dem Roſenreichthum des Sommers gleich:

Mich dunket niht sô guotes
noch sô lobesam,
sô diu liehte rôse
und diu minne mîns man.

Das Lächeln der Freundin thut Wunder, ihr rothes Mündlein lacht Rosen; ihr Blauauge spielt in Freude dem Blick des Falken gleich, im Schmerze weint es Perlen; ihr Blondhaar strählt sich golden. Dieser gleiche Farbeneinklang von blauen Augen, rothen Wangen und goldigen Haaren verleiht den Madonnenbildern der alten Maler ihre Holdseligkeit, zugleich umgiebt er die Heldengestalt des Mannes mit erhabnen Schrecken. Also schildert Ossian seinen irischen Cuthullin: Seine rothe Wange leuchtet wie mein geglätteter Stahl. Weit blickt sein blaurollendes Auge unter seiner Braue dunkelm Bogen. Sein Haar fliegt, wenn er vorwärts gebeugt den Speer schwingt, gleich einer Flamme von seinem Haupt.

Das Braun- und Fleckvieh.

Die Schweiz besitzt zwei einheimische scharfgesonderte Rindviehracen, das einfarbige Braunvieh und das Fleckvieh. Merkwürdig ist die ziemlich gleichmäßige Vertheilung beider Rindviehstämme mit ungefähr gleich großer Stückzahl auf die zwei Hälften des Landes. Zieht man eine Linie vom Bodensee bis nach Sitten in Wallis und zum Montblanc, so findet sich das einfarbige oder Braunvieh in der östlich dieser Linie liegenden Landeshälfte, das Fleckvieh wesentlich in der westlichen. Verlängern wir aber diese Linie südlich bis Spanien und nördlich bis zur Ostsee, so wiederholt sich im Ganzen die gleiche Erscheinung. In den östlich dieser Scheidelinie liegenden Ländern Europa's ist hauptsächlich der einfarbige, in den westlichen hauptsächlich der bunte Stamm heimisch; jener macht sich geltend als die

Bergrace, dieſer als die Thalrace. Unter den zahlreichen Racen, in die der öſtliche Stamm ſich gliedert, ſteht der ſchweizeriſche braune in jeder Hinſicht weit voran. Charakteriſtiſch für die Racenreinheit iſt ein dunkelgrauer Naſenſpiegel mit hellerer Verbrämung, dunkelgraues Maul und Zunge. Zeichen unreiner Race ſind röthliche Hornſpitzen und Klauen, röthliches Haar zwiſchen den Hörnern und in den Ohren, röthlichgefleckte Naſe; nicht aber ein weißer Stern oder Fleck an der Bruſt. In Bezug auf die Körperform zeichnet es ſich aus durch eine leichte feine Geſammtgeſtalt, leichten Kopf, dünnen Hals, geraden und breiten Rücken, gut angeſetzten Schwanz, weißes Euter und große Milchadern. Die weſtliche und nordweſtliche Grenze des dieſem Schlage zuſtändigen Gebietes beginnt etwa bei Zermatt am Matterhorn, berührt die Jungfrau und Grimſel, geht über Engelberg nach Schwyz, von da über Lintthal nach Chur und Ragaz. Nach dieſen Landſtrichen unterſcheidet man wiederum die ſchweren, mittleren und leichten Schläge. Der ſchwerſte darunter iſt der Schwyzerſchlag, der dann im Zugergebiet, Luzernerland, Freienamt, in Gaſter und Glarus und der Südhälfte des Zürcher Landes heimiſch iſt. Kleiner ſind der Appenzeller- und Toggenburger Schlag nebſt dem im Bündner Oberlande; noch kleiner der Unterwaldner, Haslithaler- und Oberwalliſer-Schlag. Dieſe Angaben ſtützen ſich auf die beiden Schriften: J. M. Ziegler, Gewerbsthätigkeit der Schweiz, Winterthur 1858. Tſchudi, Landwirthſchaftl. Leſebuch 1863, 268—271.

Dieſer rothen Rinderrace räumt auch der Aargauer den Vorrang vor jeder andern ein; ſie bedarf, urtheilt er, am wenigſten Futterquantum, iſt milchergiebiger, maſtfähiger und auf der Weide dem Bremſenſtiche weniger ausgeſetzt, als die graufahle Rinderrace; ſie hat ferner glattes Fell und geſchmeidiges Haar, und daraus ſchließen Viehhändler und Metzger auf feineres Fleiſch: „Rothfelle metzgen ſich beſſer.“ Reibt man ein ſolches Stück, bevor man es zu Markte treibt, mit den Weihrauchkugeln ein, die im Grunde des Baues der Waldameiſen liegen, ſo wird man es um den beſten Preis an den Mann

bringen können. Die dunkelrothe und ſchwarzbraune Race iſt unbeliebt, ſie ſoll düſtern Gemüthes, bei der Arbeit gleichgültig und Krankheiten leichter unterworfen ſein. Der Oberländer- und Emmenthalerbauer, hört man urtheilen, iſt mit ſeiner rothen Race gegen die Nachſtellungen der Hexen immer ſicher geblieben, der Unterwaldner dagegen mit ſeinem ſchwarzbraunen Rinderſchlag iſt allen Zaubereien ausgeſetzt und muß jedes Jahr ſeinen Stall durch die Kapuziner neu ausſegnen laſſen. Eine gleiche Abneigung beſteht gegen das weiße Vieh; das Sprichwort heißt: Wyß b'ſchyßt (trügt); weiße Kühe gelten im Handel als die untauglichſten, weiße Kälber werden gar nicht abgetränkt, ſondern ſogleich dem Schlächter verkauft. Auch die übrigen Hausthiere müſſen roth ſein; rothe Schweine ſind „gefräßiger", d. h. gedeihlicher. Ein rothes Ferkel wird ſchon um 40 Kr. höher, ein halbjähriges um mehrere Gulden höher verkauft, als ein anderfarbiges. Steinmüller, Alpenwirthſch. 2, 402. Katzen von roſtrother Farbe hält man in Mühlen und Kornſcheunen, nur ihnen traut man Muth genug zu, hinter die Ratten herzugehen, und thatſächlich zeigen Katzen andern Schlages Furcht vor Ratten und verrathen noch vor den getödteten ihren Abſcheu. Der Vorwurf der Verſchlagenheit und Tücke, den man allem rothhaarigen Thiere macht, ſtammt aus der bekannten Abneigung gegen rothhaarige Menſchen: Rothbart, Schelmenart. Daher iſt der rothe Kater ein Kinderfreſſer; unter den Roſſen der Fuchs der verſchmitzte. Unter hundert Füchſen, ſagt der Pferdeknecht, ſind 99 Schelmen, d. h. ſolche, die gerne ſchlagen und beißen. Unter der Geſtalt eines rothen Schweines kann leicht eine Hexe verborgen ſein, wie die Heidenmarei (Aargau. Sag. 2, pag. 396), oder es iſt ein vom Zauberer gemachtes bloßes Trugbild, das ſich dem Käufer ſchon nach drei Tagen ins leere Nichts auflöſt. Liebrechts Gervas. Tilbury, S. 65. Auf der Alpe von Urden kauft der Senne dem Teufel eine rothe Kuh mit giftiger Milch ab, tödtet damit die Leute, die ihren Wallfahrtsweg über dieſes Gebirge nehmen, und raubt ſie aus.

Eine landwirthſchaftlich alte und ſo ſcharf ausgedrückte Bevorzugung des rothen Rindes kann nicht ohne gleichzeitige religiöſe

Momente ſich entwickelt haben. Das rothe Thier giebt ſich allenthalben als Sonnenthier zu erkennen. *)

In Kuhn's Ztſchr. f. Sprachf. 1863, 113 wird eine altindiſche Segensformel gegen die Gelbſucht mitgetheilt:

Mit Farbe von der rothen Kuh,
mit der umhüllen wir dich rings;
Ringsum mit rothen Farben, daß
du lange lebſt, umhüll' ich dich!
Die röthlichen, die göttlichen,
und die da roth, die Kühe auch,
So Form an Form, wie Kraft an Kraft,
mit denen rings umhüll' ich dich!

Kuhn bemerkt, daß der Kern dieſes Segens bereits im Rigveda enthalten iſt und da den Schluß eines Hymnus an die Sonne bildet. Mithin gleichen dieſe hier verwendeten rothen Kühe den helleniſchen Sonnenrindern. Nach dem indiſchen Geſetzbuche Yajnavalkya (edd. Stenzler 1, 204) gelangt derjenige, der eine geſchmückte Kuh von guter Gemüthsart den Göttern opfert, auf ſo viel Jahre in den Himmel, als ſie Haare hat; iſt ſie aber braun, ſo läßt ſie auch ſeine Vorfahren bis ins ſiebente Glied mit dahin gelangen. Dem ägyptiſchen Sonnenſtiere Apis, der ſelbſt glänzendſchwarz von Farbe ſein mußte, wurden an ſeinem Jahresfeſte rothe Ochſen geopfert; und beim perſiſchen Jahresfeſte der Feldbauer müſſen die Hörner der Thiere roth bemalt ſein. Spiegel, Aveſta 2, S. CIII. Im Odhiniſchen Cultus ſtehen die Milchthiere unter Thôrrs Schutz; darum heißt der Stier, wie Thôrr ſelbſt, Vîngnir, weil beider Farbe lohend iſt. Ein norwegiſcher Rinderſchlag, roſtbraun mit ſchwarzgeflammten Flecken, iſt unter dem Namen Brandvieh, Rieſenvieh bekannt und ſoll von jener primitiven Race abſtammen, welche der Sage zufolge dem Rieſengeſchlechte des Nordlandes

*) Helmbrecht, im gleichnamigen Gedichte von Wernher dem Gartennäre (Haupt Ztſchr. 4, 349) iſt ein entlaufner Bauernſohn, der nach langem Wildlingsleben heimkehrt und nun dem Vater, um ſich als deſſen Sohn ausweiſen zu können, die Rinder im Stalle mit Namen herzählen ſoll. Er thuts bis auf den letzten und vierten Ochſen: der vierde der hiez Sunne.

zugehört hat. Schwedische und norwegische Volkslieder erzählen, wie der Riese diese Thiere wieder an sich zu locken sucht, indem er den Ruf der Hirtensprache nachahmt; hat sich alsdann der Mensch vergebens bemüht, das Vieh zurück zu halten, so ruft er in letzter Noth zum Oekuthörr, dem auf dem Wagen einherfahrenden: Socke, Thore, Sküversman! Weinhold, Altn. Leben 36. Der Oberpfälzer Bauer hofft mit des Donnergottes Hilfe dem Feldschaden der Frostriesen zuvorkommen zu können; wenn er mit ein paar rothen Zwillingsochsen im Frühjahr sein Feld pflügt, so kann ihm der Hagel nicht in die Frucht schlagen. Schönwerth 2, 131. Beim Meklenburger Dorfe Warlin an der Neubrandenburgerstraße steht ein Sandhügel mit mächtigen Steinen umstellt, dessen jüngste Abräumung ergeben hat, daß er ein altes, im Innern mit einer Steinkammer ausgebautes Hünengrab gewesen ist. Diesen Hügel bewohnte ehemals eine rothe Kuh. Ausgezeichnet wol genährt, stellte sie sich stets am ersten Mai in die Reihe der Dorfheerde, jeden Abend aber beim Heimtreiben war sie verschwunden. Am letzten Weidetage des Jahres erschien sie dann mit einem goldnen Halsbande, das war des Hirten reichlicher Lohn. Hatte der Hirte ihr dieses abgenommen, so begab sie sich für den Winter in ihre kühle Steinkammer. Uebereinstimmend mit dem Roth, welches im Abschnitte Hausfarbe als die Schildfarbe der altdeutschen Gerichtshäuser und Herbergen dargestellt wurde, erscheinen auch die zahlreichen Wirthsschilde zum rothen und goldnen Ochsen, nach denen am Mittelrhein, namentlich um Köln, noch in den Zwanziger Jahren die besseren Gasthöfe durchschnittlich sich benannten. Viele haben sich in einen vornehmer lautenden Goldnen Ochsen umgeändert, dies ist aber eben wieder der rothe, wie ja unser altdeutsches Epos und das Volkslied stabil vom roten golde sprechen. Zu den drei Rindern war in Sachsenhausen jenes Wirthshaus geschildet, in welchem Schiller auf seiner Flucht aus Stuttgart Quartier nahm.

Aus einem ganz andern Gedankenkreise entsprang im althebräischen Cult das Sühnopfer, dem Herrn eine röthliche Kuh, zu verbrennen, an der kein Fehler und auf die noch kein Joch

gekommen, und dies Brandopfer mit einer Quäste rosinrother Wolle zu besprengen. 4 Mos. 19. Hier war die rothe Farbe das Symbol begangner und zu sühnender Schuld. „Wenn eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden.“ Jesaja 1, 18. Roth war in Indien Farbe des Todes. Der Todesgott Yama und das Riesenweib, das mit ihm angefahren kommt, sind beide rothbemantelt. Holtzmann, Ind. Sag. 2, 304. Uns galt die Kuh überhaupt als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die rothe über die Himmelsbrücke hin brüllende ist Sinnbild des nach dem befruchtenden Donnerwetter frisch sich ausspannenden Regenbogens. Daher behauptet unser Kinderspruch (in Haupts Altd. Blätt. 1835. 163—165), ihre Rolle, in die sie sich je nach dem Wechsel der Jahreszeiten mit den übrigen Thieren zu theilen hat, beginne am Erntetag mit dessen Fülle von Trank und Backwerk:

dô sach ich ein rôte kuo
daz brôt in den oven tuon.

Zum Zeichen der Sommerverkündigung wird von der Dorfknabenschaft ein todter Fuchs, und wenn ein solcher nicht zu haben ist, ein rother Hahn an den Wohnhäusern umhergetragen, auf den man das Oster- und Pfingstei einsammelt. Dieser Goldfuchs und der Goldkamm sind Sinnbilder des neuverjüngten Sonnengestirnes, der Lichtgottheit; alle in derem Strahle neu reifende Speise wird dadurch mitgeheiligt, daß man am englischen Weihnachtsfeste die Stechpalme mit ihren hochrothen Beeren (Hulste, engl. holy) feierlich ans Haus steckt; daß man in Westfalen mit dem Zweig des Vogelbeerbaumes die Kälber beim ersten Austrieb quickt (belebt); daß man allenthalben das rothgefärbte Oster- und Pfingstei vertheilt. Selbst der Sprengwedel, der in der Weihbrunnschale auf den Gräbern liegt, wird aus der Stechpalme gebunden, deren Früchte Donnerkugeln heißen, denn die Leichen sind dem Donar geweiht. Zingerle, Ztschr. f. Myth. 1, 334. Alle Wesen, welche diese Lichtfarbe tragen, genießen daher Frieden und wirken zugleich heilkräftig. Das rothe Marienkäferchen, der Siebenpunkt, gilt selbst für ein rothfleckiges Rind, hat den Namen Ankenkälblein, und demjeni-

gen, heißt es, der ein solches vorsätzlich tödte, würden die Stallkühe keine Milch mehr ergeben. Wer das Nest eines Rothbrüstchens zerstört, dessen Kühe geben drei Tage lang rothe Milch. Die kleine scharlachene Erdmilbe, das sog. Sammetkäferchen, heißt Glücksspinne, weil man sie und den Siebenpunkt zur Schicksalserforschung über die Hand laufen läßt. Noch manches andere unscheinbare Thierchen wählt sich der Mensch zum Helfer, weil es von gleicher Farbe ist. Man hält sich rothgefiederte Stubenvögel: Gimpel, Stieglitz, Fliegenschnäpper, gegen Entzündungskrankheiten; man bestreicht Hautübel mit dem Schleim der rothen häuserlosen Waldschnecke und heilt mit dem Absud derselben, obschon sie Judenschnecke heißt nach dem rothbartigen Judas, die Schwindsucht. Wo der rothbeinige Storch nistet, schlägt der Blitz nicht ein. Das Spannzeug und Werkgeräthe des Bauern trägt ebenfalls die Spuren dieser heilkräftigen Farbe. Die Kummetscheiter für Rind und Roß sind rothgekerbt, desgleichen die Leitern am Fuhrwagen, die Zinken der Heugabel. Das Ledergelenk und die Kappe des Dreschflegels besteht aus weißem Schweineleder, mit rothen Zwickeln besetzt. Die großen Messingringe, die zur Zier am Roßkummet hängen, sind mit rothem Tuch durchflochten, das Halsband der Schellenkuh ist roth ausgenäht. Futterkasten und Gänterlein sind ohnedies roth angestrichen, und der Zimmermann unterläßt es nicht, an jedes neue Tennenthor Zirkel, Winkelmaß und Breitaxt in Oelfarbe schwarz und roth hinzupinseln.

Rothes Gebäcke und Getränke.

Wer will gute Kuchen backen,
Der muß haben sieben Sachen:
Eier und Schmalz,
Zucker und Salz,
Milch und Mehl,
Safran macht den Kuchen gel.

Fränkischer Kinderreim.

Des Kindes irdenes Milchbecken ist rothbraun, sein Trinkglas hat einen rothen Henkel, sein erstes Eßbesteck ein rothgebeiztes beinernes Heft. Sein Pathenschuh und sein Osterei ist roth. Sein Brei muß eine rothe Milchhaut haben, sei's aus Zimmet oder Safran, sein Lieblingskuchen eine rothe Rinde, aus Johannisbeeren preßt es sich seinen ersten Rothwein. Nicht anders macht es der kindliche Mensch der Vorzeit; zur Ehre der strahlenden Götter färbt er sich selbst sammt allem, was zum Festtage gehört, bis auf das Festbrod hinab bunt. Mit Most und Mennig schminkten italische Kelterer ihr Gesicht, nachdem sie es ihrem Feldgotte Priapus vorher gleichfalls geröthet hatten, und buken honigbestrichene Kuchen. Solcherlei altlandschaftliche Zweckbrode und Festgetränke aus Oberdeutschland, bald roth, bald blau gefärbt, je nach dem Jahresumlauf der Gestirne, werden im Nachfolgenden kurz und nur in ein paar Exemplaren beschrieben, weil gerade sie den beurkundeten Beweis liefern, mit welchen Mitteln unser deutsches Alterthum die künstlichen Farben des Gebäckes und Getränkes herzustellen pflegte, welches man für die beiden Festzeiten von Neujahr und Ostern bereitete.

Filebrod heißt das köstlichste appenzellische Neujahrsbrod. Den Teig aus feinstem Schildmehl, mit Sauerteig in Gährung gebracht, läßt man zuvor am kältesten Orte überfrieren, dann wird er geformt, mit Safran überstrichen und im Ofen rothgelb ausgebacken. Es ist ein großes, scheibenrundes und fladendickes Milchbrod, in der Mitte mit drei modellirten Waldschnecken, und im Umkreise ebenso mit einer dünnen Haarflechte, einem sogenannten Brodzopfe, sehr geschickt verziert. Die Versuche, den Namen Filebrod zu erklären, sind nicht geglückt; man leitete ihn ab von bonus filius, da man die artigen Kinder damit beschenkt; oder auch von St. Pamphilius. Tobler im Appenz. Sprachschatz 46 schreibt Pfilabrod, um sich daraus ein Pfeilbrod deuten zu können, doch die feststehende Form des Gebäckes spricht dagegen. Das Scheibenrund und die ringsumlaufende Haarflechte deuten entschieden auf die Sonne des neuen Jahres; denn Strahl und Haar ist sprachlich synonym,

und mit dem Schlagen der Feuerscheiben begrüßt die oberdeutsche Jugend am Funkentag alljährlich das Steigen der Sonne. Die drei Brodschnecken verkünden das Wiederauskriechen der ersten Frühlingsthiere, sowie das schöne Gelbroth des Kuchens selbst den Sonnenschein versinnlicht. Diese Farbe nun hat dem Brode seinen Namen gegeben. Safran, die Frühlingsblume, färbte das safranfarbige Gewand, welches Eos trägt, die griechische Göttin der Morgenröthe; und symbolisirte auch dem Christen die Liebe Gottes *). Deutsches Festbrod, das dieselbe Farbe trug, begegnet zuerst in den ahd. St. Galler-Glossen, die man die Salomonischen nennt: robor panis recoctus, rubefactus. Sein appenzeller Name aber erscheint im altd. Kochbuch „Von guter Speise" (Biblioth. des Stuttg. Lit. Vereins, Bd. 9, 24): vialmus, fialmus, wol mit fialblumen geferwet. Ebenso kennt Boners Edelstein, edd. Pfeiffer 78, denselben Ausdruck, mit Veilchenzucker gefärbt nennt er Zuckerviolet. Das Kuttelfleckgericht bei schweiz. Hochzeitsschmäußen, die Suppennudeln und der Brei bei bair. Hochzeits- und Taufschmäußen werden nicht anders aufgetragen, als mit Safran gelb und roth gefärbt, auch der Hobelspankuchen im Kt. Luzern wird stabil in derselben Farbe gebacken. Auf welche Weise das Brod eine unschädliche blaue Färbung erhält, ohne diese in der Backhitze zu verlieren, wird am Schlusse besonders besprochen werden. Durch jene Farbe des Festbrodes verdeutlichen sich nun erst manche eigenthümliche Züge der Landessage. Das weiße Lämmchen, das man ins Glarner Heidenloch hineinließ, kam rothgefärbt wieder heraus. Blumer-Heer, Der Kt. Glarus 315. In der altenglischen Sage des Giraldus Cambrensis (Haupt Ztschr. 6, 534) erzählt der Priester Elidorus, wie er als Knabe aus der Schule entlief und sich am Flußufer versteckte. Hier führten ihn zwei blondhaarige Zwerge in ihre Höhle zu ihrem König hinein, wo dem Hungrigen safrangefärbter Brei vorgesetzt wurde.

*) Portal, Des couleurs symboliques, Paris 1837, 240: Dans la langue divine la couleur safranée désignait l'amour divin revelé à l'ame humaine, l'union de l'homme à Dieu. Friedreich, Symbolik der Natur 340.

Ein altdeutsches Brodgebäcke des Namens Fürwitzel verzeichnet Graff Sprachsch. 1, 1104; Name, Färbung und Erscheinungszeit auch dieses Zweckbrodes stehen fest. Die Frucht am Wildstrauche der Sauererbse oder der Sauerzäpfchen (berberis vulgaris) heißt altbair. Fürwitzel, schweizerisch Erbsele und Narrenerbse, in Unterwallis Chivrafoui, Tzivrafou, d. i. die Schäfe oder Chifel (Fruchthülse) der Narrenerbse (fou); diese Frucht wird so genannt, weil sie zeitwidrig erst mitten im Winterschnee sich röthet. Man macht sie als Zugemüse zum Fleisch ein, die Wurzeln des Straucches werden gesammelt und zentnerweise an die Basler Seidenfärbereien verkauft. Einst diente die Narrenerbse dazu, das um Mittwinter gebackene Fasnachtsbrot mit gelber Farbe und hochrother Füllung zu versehen; wie man jetzt noch die handgroßen Fastentörtchen mit einer offenliegenden rothen Fülle von eingemachten Kornelkirschen oder Himbeeren versieht; auch die Kornelkirsche heißt altbair. Tierlitz und Fürwitzel: Schmeller, Wörtb. 1, 555.

Von rothem jetzt noch üblichem Osterbackwerk ist das schlesische Galbrotel zu erwähnen, ein rundes mit Safran und Eiweiß bestrichnes Breslauerbrod. Weinhold, Schles. Wörtb. 26; ferner sodann das Luzerner Kümmelplätzel. Letzteres wird auch zu Bauzen am Gründonnerstag, wo daselbst die gewöhnlichen Fastenbrezen aufhören, allenthalben den Hausgenossen vertheilt. Es ist ein kleiner Kuchen, dessen Oberfläche eingeritzt gebacken und mit Honig ausgefüllt wird, weil es mit derjenigen Zeit zusammentrifft, da der Hausvater seine Honigstöcke zu schneiden pflegt, und Honig alsdann allgemein zu haben ist. Daher sagen die Leipziger, wer am Gründonnerstag nicht Honig esse, laufe Gefahr, in einen Esel verwandelt zu werden. C. A. Böttiger, Klein. Schrift. 1, 351.

Zum Schlusse sind die einheimischen Mittel zu erwähnen, mit denen unser industrieloses Alterhum einfache, zugleich dauerhafte Farben herstellte und fixirte.

Zu Blau und Violet bediente man sich der Heidelbeere. Petrus de Crescentiis, Vom Landbau (Straßb. 1602) sagt lib. 15, 636 Vom Brotbachen, daß man dazu aus Heidelbeeren ein recht

ſchönes Himmelblau mache. In Des Teufels Netz, edd. Barrack, Vers 13126, hofft der Teufel den Färber in ſeinen Schlund zu bringen, wenn er ihn lehre, zum Färben der Stoffe „der blawen heidelber mer zu nemen denn der endit (Indigo).“ Das älteſte deutſche Kochbuch: Kuchemaistrey, eine Ueberſetzung aus dem Italieniſchen des Platina, lehrt blaue Speiſe und Trank zu bereiten: Ein blabes muß mach alſo von mandel vnd von reiß. ſtoß kornplumen gar wol mit waſſer, drucks durch ein tuch. ſtoß mandel mit demſelben waſſer vnd zwing es aber durch, ſo haſtu ein blabe milch, davon mach das reiß- oder weitzenmüß-lein. Wilt du blawen wein haben, das magſtu mit kornplumenſaft vermiſchen (Bl. 6.). wie vil der kornplumen ſein, ſo iſt der erſt truck ſatblab, der ander bleicher (Bl. 14.). Ein milch magſtu machen von kornplumen, von ſafran gel, von rotem wein vermiſch rot, wie du wilt. Bl. 7. Die heutige Conditorei gewinnt ihr Hellblau aus Veilchen, im Schatten gewachſen; nachdem man ihnen das Grün und die Staubfäden ausgepflückt, werden ſie mit heißem Waſſer übergoſſen und etliche Tage ſtehen gelaſſen. Hierauf wird der Saft ausgedrückt, durch ein Haarſieb geſeihet, mit Zucker und Zitronenſaft verrührt und noch einmal aufgekocht.

Das Rothfärben gieng eben ſo einfach. Noch jetzt wird in ländlichen Haushaltungen viel rothgefärbt mit Heidel-, Hollunder- und Erbſelbeeren (Sauerzäpfchen). Die Färberordnung v. 1706 (Reyſch XIII, 838) ſchreibt vor: Die wullene Tuch, ſo roth ſollen gefärbt werden, die ſollen aus dem Breßlauer-Roth, Hagenauer oder Brumbeer gefärbet werden. Das Kunſt- und Wunderbüchlein, ein Druck aus dem 17ten Jahrhundert o. O. und J. lehrt S. 564, wie man rothen Zwirn färben ſoll: Nimb Erlenrinden, rinden von einem Pflaumenbaum, von Schlehendorn, ſtoß wol vnter einander, ſied den Zwirn drinnen, dann leg jhn in friſch Haberſtroh. — Bevor man Cochenille hatte, bediente man ſich zum Scharlachfärben des rothen Wurzelſaftes der Johannisblume, hieracium pilosella. Leunis, Synopſis 1, 324. Ebenſo dient dazu dem Conditor heute ein Abſud der jungen Blüthen dunkelrother Malven. Der Blätter-

ſaft der Klatſchroſe, papaver rhœas, dient zur Färbung der Syrupe. Krapproth verſtand man in Deutſchland ſchon ſehr frühe zu färben. Der Krappbau war um Speier i. J. 1356 zu einer landwirthſchaftlichen Spekulation geworden, die den Fruchtbau verringerte und daher durch mehrere Rathsverbote beſchränkt werden mußte, welche in Mone's Oberrhein. Ztſchr. 9, 186 mitgetheilt ſind. Gelb färbte man mittelſt Gelbholz und Safran; letzterer kommt bei uns wildwachſend vor und heißt daher germanicus. Dr. Schnellenberg, der ſein Buch Von allerhand Artzney ums Jahr 1642 ſchrieb, ſagt 220, daß in Oeſterreich um Wien der allerbeſte wachſe, der den Ruhm über den orientaliſchen habe. Hellgrün wurde mit Spinatabſud gefärbt, in der heutigen Zuckerbäckerei mit grünen Kaffebohnen.

Ein Kochbuch, handſchriftl. v. J. 1460, beſtimmt über das Farbmittel zu Gebäcke und Mus: Die rotprawn varb geet von weichſeln zue, geſotten. Haupt, Ztſchr. 9, 371.

Noch iſt auf den alterthümlichen Zweck hinzuweiſen, der beim Färben des Getränkes galt. Der künſtliche Rothwein, den man heute Hippokras, Claret, Biſchof und Kardinal nennt, hieß auch Nikus; dieſer ſein Name und ſeine Bereitungsweiſe erſcheint neuerdings in F. A. Zuckerbäckers Europ. Conditorei (Heilbronn bei Landherr) S. 355. Das Buch vom Aberglauben (1790. 1, 64) beſchreibt den Waſſergeiſt Nickert als eine rothhaarige und rothäugige Geſtalt. Nykus, der Waſſermann der Serben, trägt eine Rothmütze, ſein Weib rothe Strümpfe. Haupt-Schmaler, Wend. Volks-L. 2, S. 267. Die Waſſergeiſter, die man Nickelmänner nennt, werden vom Volksglauben mit der Trunkenheit in Verbindung geſetzt; von einem Trunkenen ſagt man in Silſtedt, der iſt ein Nickelmann. Pröhle, Harzſag. 2, S. 104.

Blau.

Steht das Trübſte vor der Sonne,
So wird es herrliche Purpurwonne,
Und will das Licht ſich dem Trübſten entwinden,
So wird es glühend Roth entzünden.
Steht vor dem Finſtern milchig Grau,
Die Sonne beſcheint's, ſo wird es Blau.

Göthe.

Blau iſt Wuotans Leibfarbe, denn ſein alle Seelen einhüllender Mantel iſt der Aether, ein Kleid, das ſo weit reicht, als der Himmel blau iſt. Die Völſungaſaga 54. 56 beſtätigt dies. Dorten gelangt Sigmund, Wölſungs älteſter Sohn, in Beſitz jenes Schwertes, das der bei Hofe in Wanderersgeſtalt erſchienene Odhinn einſt als Wettgeſchenk zurückgelaſſen hatte. Als Sigmund ſchon alt iſt und eines Tages im Treffen gegen ſeinen Schwager, den König Lingwi ſteht, tritt ihm jener ehemalige Schwertbeſitzer genau in der Geſtalt wieder entgegen, in der er einſt an Wölſungs Hof gekommen war: er iſt bejahrt, ſehr lang, einäugig, trägt einen niederwärts reichenden Hut und einen blauen Mantel. An dieſes Mannes Speer zerſpringt ſogleich Sigmunds Erbſchwert, letzterer erkennt darin das Ende ſeiner Herrſchaft und fällt mit dem größten Theile des Heeres. Die Farbenſäume von Wuotans Gewande ergeben ſich in den Benennungen der Himmelsfarbe ſelbſt: blitzblau, donnerblau. Blau Feuer! war Schärtlins von Purtenbach Schwur; Donners blôskên, help! Donners Blauſchein, hilf, iſt nordfrieſiſcher Fluch. In Agricola's Sprichwörtern heißt es vom Blitze: Das Blaue, das vor dem Donner herläuft; bei Reuſch, Sagen des preuß. Samlandes, 29 heißt es vom Gewitter: Der mit der blauen Peitſche verfolgt den Teufel (die Rieſen). Der blaue Gickel bringt das Eſſen: rechtzeitiges Gewitter zeitigt die Feldfrüchte. Zum Blaumantel trägt Wuotan die zwei ferneren Götterabzeichen Hut und Speer. Zu dritt begegnen ſie in den ehemaligen aka-

demischen Würdezeichen. Der Blauhut bezeichnete amtlich die Magisterwürde, im Studentenkragen disputirte man um Erlangung des Doctormantels, und auf den blauen Scepter der Universitätspedellen legte man das akademische Gelöbniß ab. Blau gilt namentlich als Symbol der Landesfruchtbarkeit, des Ehebündnisses und Glückes. Blau ist der Grund der Bettgestelle bemalt bei der oberdeutschen Brautfuhre, das blaue Vergißmeinnicht öffnet den Weg zum Herzen, die blaue Wunderblume den zu den Schätzen im Zauberschlosse. Die Blaumeise heißt Blaumüller, ihr Erscheinen mahnt den Bauern zum Pfluge zu greifen. In langen blauen Zipfelkappen und blauen Ueberhemden besuchen die Erdmännchen den Müller, wenn er Kuchen backt, und den Pflüger im Felde. Aargau. Sag. 1, S. 276. 282. In blauen Höslein umreitet der Flurgeist Stiefeli den Grenzberg Maiengrün; ebenda 1, S. 301. Die Zunftfarbe aller deutschen Müller und Becken ist kornblau; die blauen Wecken im bairischen Wappen bezeichnen die Kornebne Niederbaierns, zum Erntekranz muß die Kornblume (Cyane) gebunden werden. Wenn in Altchina der Kaiser das große Ackerfest begieng, stand er dabei in blauem Mantel am Pfluge, wie es in Rückerts altchines. Liederbuch Schiking heißt:

Den Kaiser sah ich beim Opfer stehn
In priesterlichem Geschmeide,
Ich habe die ganze Welt gesehn
In unsers Kaisers Kleide:
Goldgestickt die Sonne zur rechten Hand
Und silbern den Mond zur Linken,
Das weite himmelblaue Gewand
Besät mit Sternenblinken.

Der Blaue Stern, die Blaue Glocke (in Nürnberg) sind alte Herbergsnamen, die dem Gaste glücklichgewählte Reisezeit, glückliche Constellation der Planeten ankündigten. Das hat dir die blaue Frau gerathen! ruft der geprellte Teufel, wenn der ihm verfallne Mensch die drei Schicksalsfragen schließlich doch zu beantworten vermag. Diese hohe Frau, von Schleier und Mantel blau, welche die guten Kinder mit in ihren Him-

mel nimmt, ist U. L. Frau. Schönwerth, Oberpfalz 3, 67. 312. 317. Ihr schrieb man das Gespinnste hochblauer Seide zu, das zu Naumburg 1655 am Gründonnerstag vom Himmel regnete und mehrere Aecker bedeckte, man hieß es Sacra filamenta divæ virginis. Joh. Prätorius, in Mannhardts Mythen 367. Die blaue Farbe gilt daher als heilkräftig. „Bei Milzkrankheiten kannst brauchen ein gut gefarbt Blawtuch und daz in heiß leinöl genetzt, streich die seiten dapfer unter sich zu etlich malen. Hds. Brugger-Receptirbüchlein. Gegen Darmvorfall taucht man ein Blautuch in ein neues und abgebräuntes Ei und macht damit Ueberschläge; ebenda. Nach der Bauernphilosophie (Passau 1802. 2, 76) wickelt man beim ersten Austrieb der Kühe Holzart oder Feuerstahl in eine blaue Schürze, legt sie auf die Stallschwelle und treibt das Vieh darüber. Sterben einem die Kinder vorfrüh, so läßt man blaues Tuch an die Kirchenkanzel hängen und legt in die Wiege blauen Dorant. Kuhn, Nordd. Sag. S. 431. 436. Um Quetschungen, Schnitt- und Hiebwunden zu heilen, Nasenbluten zu stillen, dient das sog. Wundholz, statt dessen legt man aber auch eine blaue Küchenschürze über. Buch von Abergl. 1790. 1, 171. „Hat schier ein Jeder ein blaw kraut, ritterspora genant, in der hand; welcher dadurch ins (Sunnwend-) fewer sihet, dem thut dis ganz jar kein aug weh.“ Seb. Franck, Weltbuch 1531, in Grimm's Wörtb. 1, 32. Das blaue Band, das der Bettelbube am Wege findet und sich als Gürtel umbindet, giebt ihm Bärenstärke und verhilft ihm zur Heirat mit der Königstochter. Asbjörnsen, Norske Folke Eventyr 1866. Im französ. Märchen ist Prinz Reizlieb in einen Vogel verwünscht und seine geliebte Florine in einen Thurm gesperrt; aber sie zaubert ihn mit all seinen Wundergaben herbei unter dem Rufe:

Blau wie der Himmel über dir,
Blauer Vogel, flieg rasch zu mir!

Geht das Wunder in die Hyperbel über, so entstehen blaue Wunder, blaue Märchen, contes bleues, blaue Enten sind Lügen. Auf die blaue Geschichte eine rothe folgen zu lassen, be-

zeichnet in der franzöſ. Phraſe die geiſtreiche Pointe, mit welcher der Erzähler abzuſchließen verſteht: Il prétendoit que son ton de conversation avec Madame étoit changé depuis qu'elle avoit changé en cramoisi le meuble de son cabinet, qui étoit bleu. Dictionnaire des proverbes, 1750.

Geht die Farbe Blau aus dem ſich erhellenden Schwarz hervor, ſo verleiht ihr dieſer Urſprung ihre finiſtre Bedeutung. Alle im äußerſten Norden und Nordoſten wohnenden fremden Volksſtämme nannte der Skandinavier Blaumannen; altn. blâmadhr der Neger, engl. black, ndd. bläck Dinte, Blakhorn: Dintenfaß. Das Wohnen im lichtarmen Norden, das eigenwillige Verharren in Barbarei und Stumpfheit übertrug auf die blaue Farbe die Begriffe des böſen Zaubers und des körperlichen Todes. Die nordiſche Huldra (Frau Holle) und die Zauberin Thorbiörg treten ſchadend in blauem Mantel auf, der ſchwediſche Sammelplatz der Hexen heißt Bläkulla, ein Meerfelſen zwiſchen Smaland und Oeland. Das blaue Donnermaul (in Schillers Geſammtausg. 192) iſt das verwünſchte Gebelle der Widerkeiferin. Die ſchwäbiſche Hexe trägt allemal blauen Schurz, blaues Wams und ein rothes Kopftuch. Birlinger, Schwäb. Sag. 1, S. 307. In Geſtalt eines blauen Räuchleins zieht die Cholera in das Aſtloch eines Waldbaumes hinein und wird ſogleich darein verpflöckt. Aargau. Sag. 1, no. 64. Der Mann mit der blauen Mütze iſt der Teufel. Wolf, Ndl. Sag. no. 448. Während der Theurung 1770 erſchien in Baiern der Teufel in einem Blaumantel, nach welchem er noch heute genannt wird. Bauernphiloſophie 1, 171. H. L. Fiſcher, Buch von Abergl. 1793. 2, 39. Wer in der Elbe badet, dem zwickt der Nix blaue Mäler. Grimm DS. no. 54. 307. Nun bin ich weiß, nun biſt du blau! ſagt Hagen höhnend zu der todkündenden Meerfrau und erſchlägt ſie. Altdän. Helden-L. S. 10. Dieſem Glauben hat die kathol. Kirche dadurch eine weitere, nun noch andauernde Ausdehnung gegeben, daß ſie Blau aus dem byzantiniſchen Ritus entlehnte und zur kirchlichen Trauerfarbe machte. Im Advent werden Altar und Cruzifix blau verhüllt. Am Allerſeelentage geht die katholiſche Frickthalerin zum Beſuche der

Gräber stets in blauer Schürze; in der kathol. Altgrafschaft Baden trugen die Frauen in der Trauer ihre geschnäbelten Leidkappen von blauweißer Farbe. Das Oberpfälzer Sprichwort heißt: Die Letzte im Leichenzuge muß ein blaues Fürtuch anhaben (Schönwerth 1, 255); die Leichenträger haben dunkelblaue Mäntel um. Das Rehbrett, auf dem man die Leiche steif werden und bis zum Begräbnisse liegen läßt, wird nachher blau angestrichen und als Steg über Wiesengraben auf Gangsteigen gebraucht. Steub, Bair. Hochland 1860, 60. Daß diese finistre Deutung der Farbe weder alt noch sonst begründet ist, erweist theils die Kirche selbst, die den Palmsonntag und Osterdienstag beide als blaue benannte und feierte (J. P. Schmidt, Fastelabendbräuche. Rostock 1753, 37); theils zeigt es der lustige blaue Montag, von welchem in Band 2, S. 18 dieses Werkes gehandelt ist; und ebenso die feiertägige Tracht altkatholischer Landschaften, wie z. B. diejenige des altbair. Bezirkes Dachau. Hier haben die Bäuerinnen ihre alemannisch-schwäbische Tracht aus ganz alter Zeit bis jetzt mit fester Ausdauer beibehalten und sie nur erst seit 1780 durch die kurze Taille des Pauschenrockes entstellt. Die Dachauerin trägt rothwollnen Unterrock mit grünem Besatz, rothes Tuchmieder mit schwarzsammtnem rothgeschnürtem Uebermieder, das offen ist; die Haarbänder sind hochroth, bei Mädchen kornblau, die Strümpfe stets kornblau. Bavaria 1, 433.

Blau war in der allegorischen Dichtung des Mittelalters die Farbe der Stätigkeit und Treue; das Vergißmeinnicht galt als eine Mahnung zur Beständigkeit, von der blaublühenden Wegwart sagt das Volksmärchen, sie sei eine treue Frau, die auf die Rückkehr ihres Mannes harrend am Wege stehe. Graf Johann von Habsburg, der in der Mordnacht zu Zürich 1350 ergriffen und im Thurme des Wellenbergs daselbst bis ins dritte Jahr gefangen gehalten wurde, dichtete hier das Minnelied „Ich weiß ein blaues Blümelein." Unter den Liedern in Fichards Frankf. Archiv 3, 288:

Und da ich meinen Buhlen hät,
Da trug ich Blau, bedeutet Stät.

Plaw iſt ſtät, wie halt der man,
Der den plawen rock tregt an.
Liederb. der Hätzlerin 2. 21, 81. —
Laßbergs Liederſ. 1, 154.

Da in der Meiſterſängerſchule um das Preiskränzlein geſungen wurde, dies aber aus lichten Roſen und blauen Veilchen, natürlichen oder ſeidnen und mit ebenfarbiger Seide gebunden war, ſo nennt der Meiſterſänger Barthel Regenbogen eine von ihm erfundene Strophenform und Singweiſe Im blâwen dôn.

Das Kunſtmittel, blau zu färben, war unſerer Vorzeit ſeit den Karolingern wohlbekannt. Schon in den Fuldaer Gloſſen, die man dem Hrabanus zuſchreibt, ſteht: weitinaz, caeruleum; der weitpfellel galt unſern Rittern als geſchätzter blauer Seidenſtoff. Man kannte und gebrauchte alſo den Waid, den man örtlich auch ſelbſt baute, um Gewänder himmelblau zu färben.

Blau und roth, Grün und roth.

Plaw und rot ist guet,
wer der lieb recht tuet.
Roth und grön,
da prinnet der lieb schön.
Liederb. der Hätzlerin 2, 49.

Wenn Weiß, als Quelle aller Farbe, mit Schwarz ſich mengt, als dem Mangel an aller, ſo entſpringt ein dämmerndes Blaugrau; und wenn Weiß auf dieſem neuen Farbengrunde energiſch reflektirt, ſo entſteht Roth. Ein Weißes, das ſich verdunkelt, wird gelb; das Schwarze, das ſich erhellt, wird blau. Göthe, Farbenlehre, didaktiſcher Theil 212. Der nordafrikaniſche Araber beſtimmt Anfang und Ende des Faſttages damit, daß er zwei Fäden, einen rothen und einen blauen, gegen das Licht hält. Erkennt man die Farbe nicht mehr, ſo iſt der Faſttag vorüber und ebenſo beginnt er, ſobald man des Morgens

die zwei Farben genau unterscheidet. Desor, Aus Sahara und Atlas 1865, 34. Blau war in den ägyptischen Darstellungen die Sonne als Sol inferus gemalt, roth dagegen hieß dem Römer, wie Ovid, Met. 2, 319 besagt, die steigende Sonne. Bachofen, Gräbersymb. 293. Indra, der Gott der leuchtenden Himmelsbläue, ist in der Urzeit der als Höchster verehrte Gott der Inder; wenn er sich in drei Personen theilt, so steht neben ihm Varuna (Uranos), das Himmelsgewölbe, und als Dritter Agni (ignis, goth. auhn), das Feuer. Blaue Strümpfe und rothbebänderte Schuhe trägt der finnische Donnergott Ukko. Castrén, Finn. Myth. 33. So läßt auch die Mythe von Entdeckung des Feuers aus der blauen Farbe erst die rothe hervorgehen. Nach der Rune 47 und 48 des finnischen Epos Kalevala ist das himmlische Feuer des Gewitters der hütenden Jungfrau aus den Händen entglitten, ins Meer gestürzt, und vom Hecht verschlungen worden. Der alte Held Wäinämöinen muß nun das Meer bis zum Grunde mit langen Tannen aufstürmen, es mit einem fünfhundert Klafter breiten Netz durchfischen, den Hecht fangen und aufschlitzen. In dessen Leibe findet er das Feuer in Gestalt jener blauen Kugeln und rothen Knäuel wieder, in deren Form die durch Thôrr verfolgten Frostriesen (Myth. 952) und Wetterhexen (Aargau. Sag. no. 160.) sich von den Bergen niederrollen lassen. Wäinämöinen verfährt alsdann also:

Wickelt ab den blauen Knäuel:
Aus des blauen Knäuels Innern
Fällt herab ein rother Knäuel;
Oeffnet dann den rothen Knäuel:
In des rothen Knäuels Mitte
Findet er den Feuerfunken,
Der vom Himmel war gekommen,
Durch die Wolken war gesunken.

Im schwed. Volksliede jammert die unschuldig zum Feuertod Geführte über das rothe Kissen und den blauen Polster, auf welchem sie schlafen solle. J. Grimm, Kl. Schrift. 2, 275. Zieht der Drache rothglühend durch die Lüfte, so bringt er Gold,

der blaufunkelnde bringt Getreide; dies gilt im litthauiſchen, norddeutſchen und böhmiſchen Volksglauben. Myth. Anhang S. CXXV. Kuhn, Nordd. Sagen 421. Grohmann, Abergl. aus Böhmen 1, no. 1685. Rothen und blauen Wildfrüchten wird magiſche Wirkung beigelegt, daher die norwegiſche Beſegnungsformel, aufgezeichnet von Asbjörnsen:

Ich eſſe Wachholderbeer blau
Mit Jeſu Kreuz zur Schau;
Ich eſſe Preißelbeer roth
Mit Jeſu Pein und Tod.

In der geringelten Krone beider Beerengattungen ſieht auch unſer oberdeutſcher Volksglaube das von Gott dem Herrn vorſorglich angebrachte Zeichen eines Kreuzchens. Zingerle, Tirol. SM. no. 469. Als kirchliche Feierfarben gilt Roth an den Feſten der Blutzeugen und an Pfingſten, um Blut und Feuersgluth damit auszudrücken; Blau, das durch Violet erſetzt werden kann, wird für Advent- und Faſtenzeit angewendet. In den kirchlichen Miniaturen und Miſſalen des Mittelalters ſind die Gewandfarben der Gottheit im Oberkleide gewöhnlich blau, im Untergewande zinnoberfarben; es ſollen die ſpäteren Maler der Bildtafeln überhaupt noch keine andern Farben verwendbar gehabt haben, wie man dies aus Taulers Predigten (1, 140. Frankf. 1826) erweiſt. Als ſtändige Hochzeitsfarben gelten ſie gepaart in Altbaiern und Oberfarben; die Gerte und der Säbelgriff des Hochzeitsladers iſt roth und blau bebändert. Bavaria 1, 390. 3, 333. In derſelben Farbenpaarung erkennt ein aargauer Sprichwort den Inbegriff weiblicher Schönheit:

Roth und blau
git e ſchöni Bürefrau.

Im Spruchgedicht Von den (ſechs) Farben, in Laßbergs Liederſ. 1, 153 befragt eine Frau den Sänger um die Bedeutung der verſchiedenen Farben in der Tracht der Männer, womit dieſe den Freundinnen ihre Geſinnung zu erkennen geben wollen. Der Sänger nennt darauf die Bedeutung einer jeden Farbe und beginnt mit der Grünen. Weil dieſe auch der Anfang der Frühlingszeit iſt, ſo wird ſie hier der Anfang aller Farbentracht

genannt, aus welcher alle übrigen Wahlfarben entſpringen, mithin iſt ſie die Farbe eines in ſeiner Wahl noch freien, von Liebe noch unbezwungnen Herzens:

Grüns iſt ein Anfang.
Wen lieb von lieb nie bezwang
von minne noch von frowen,
der lat ſich in grünem ſchowen;
vnd künt die farb, daz er ſy
noch herzeliches liebes fry
vnd nie kein lieb ze herzen hab geleit,
davon er nu grünes treit. —
Nach grüner Farbe mein Herz verlangt,
Da ich im Elend (Fremde) was;
Das iſt der Liebe ein Anfang,
Recht ſo das grüne Gras.

Uhland, Volksl. no. 57.

Die zahlreichen Belegſtellen aus mhd. Dichtern, wornach die Ritter freien Herzens in grasgrünem Sammtkleid und auf ingrünen Schabraken aufgeritten kommen, ſind durch V. Zingerle geſammelt in Pfeiffers Germania 9, 391. Die Farbe der Gebirgsflüſſe iſt grün, die durch Wälder gehenden Bäche ſpiegeln den grünen Waldſchatten zurück. Der finniſche Waſſergott Ahto hat einen Grasbart, die ſlaviſchen Flußnixen ſind grünhaarig, in den Blättern der auf den Wellen blühenden Waſſerlilien oder Seeroſen (Mumeln) wohnen die Wilden Weiber am Mumelſee, auf den Weidenwipfeln die Saale- und Elſternixen. Wolf, Beitr. 2, 282. 332. Der Zwerg trägt den Namen Grüner Junge, Grüner Junker, Schloßgrün (Naturmyth. S. 28. 63), ſo lang er mit ſeinem Leben an den Wachsthum eines Baumes gebunden iſt; wird dieſer Baum gefällt und dem Feuer übergeben, ſo zieht auch der Zwerg ſtatt des grünen Röckleins ein rothes an und verwandelt ſich aus einem Waldgeiſt in den Haus- und Herdgeiſt, deſſen Fußſpur man alsdann in der friſchgeſtreuten Aſche entdeckt. Aargau. Sag. 1, S. 305. So ſind denn auch die Leibfarben mehrerer Alpenländer übereinſtimmend grün, die Grundfarbe der Wald- und Wieſenvegetation wieder-

holend, in Tirol, Steiermark, im Badischen Schwarzwald, Solothurner-Schwarzbubenland und aargauischem Frickthal. Die Frickthalerin trägt grüne Jüppe und Brustkleid aus Einem Stück; die Bewohner daselbst von Magden und Wegenstetten, ebenso zu Olsberg und Kaiseraugst, gehen vollständig grün und haben daher den Uebernamen Grünspechte. Des Freienamtes Landesfarbe ist Grün-roth-gelb; häufig noch sieht man sie in flammigen und gewellten Striemen an den ob den Fenstern emporgeschobnen Fälladen der Bauernhäuser angemalt. Dieses Farbendrei ist auch die Vereinsfarbe der ehemaligen helvetischen Studentenverbindungen gewesen. So sehr hängen die Tiroler an ihrem beiden Geschlechtern gemeinsamen grünen Filzhute, daß eine Weissagung unter ihnen umgeht: wenn einmal die Mannsbilder rothe Hüte tragen, werde ein großes Verderben nicht mehr ferne sein. In Reichenhall verursachte es daher keinen kleinen Schrecken, als vor etlichen Jahren ein Metzgerknecht mit einem rothen Seidenhut von der Münchner Dult nach Hause kam. Steub, Bair. Hochland 1860, 365. Das Taufmahl wird im Freienamte mit grünem Salat oder Gemüse begonnen, zwischen jeder Trachtenschüssel steht ohnedies ein Blumenstock oder ein Strauß, denn der Täufling soll grünen: crescat, floreat! Ist der Schleier, unter welchem der Täufling zur Kirche getragen wird, roth oder weiß, so wird das Bauernkind später Glück haben in Tausch und Handel; ist er grün oder braun, so führt er einst einen glücklichen Haus- und Ehestand. Die Ehrenzeichen, die der bair. Hochzeitslader den Gästen übergiebt, sind ellenlange Bendel, grün, blau und roth; Die Männer schlingen sie um den Hut, die Weiber ans Schurzband. Bavaria 1, 396. Grün galt zugleich als Straffarbe und Abzeichen derjenigen, die ihre „Freiheit" verscherzt hatten. Die Venusschwestern, welche „freie" Frauen gewesen waren, hatten im Spinnhaus zu Hamburg grüne Zwangskleider. Antiquarius des Elbstromes 1741, 753. Die Galeerensträflinge zu Toulon tragen zum Zeichen zeitweiliger Haft rothe Mützen, grüne bei lebenslänglicher Verurtheilung. Im Jahre 1862 las daselbst Dr. Minnich an einem solchen mit grüner Mütze die Sträf-

lingsnummer 14,328. Reisebilder aus Spanien 1862, 22. Grün und gelb läuft des Neidischen Gesicht an, Neid heißt des Teufels Leibfarbe. Eine ebenso unleidliche Farbengliederung ist Grün=gelb=blau; gegen sie erklären sich schon Vrîdank 343 und der Renner 13970:

grûne, gel vnd weitin
sol die neitvarbe sin.

Die gelbe Farbe führt zunächst auf den Brautschuh, der in dem Blumennamen Frauenschühli, Muttergottespantöffelchen (cypripedium, trifolium melilotus) seine alte Bewährung hat. In der Domkirche Magdeburgs, welches selbst Parthenopolis und urbs virginum benannt ist, verwahrt man unter andern Reliquien die Schuhe, worin die Jungfrau Maria zu Elisabeth über das Gebirge gegangen. Antiquarius des Elbstromes 1741. Die Weiße Frau in Chorin ist an gelben Schuhen kenntlich. Kuhn, Märk. Sag. 190; die hl. Walpurgis trägt feurige. Vernaleken, Alpensag. 92. Die weiße Jungfrau auf der thüringer Staufenburg trägt goldne Pantoffel; Sommer, Thüring. Sag. 13. Eine Kurmainzer Hexeninquisition v. J. 1624 (im German. Anzeiger 1865, S. 435) stellt die Untersuchungsfrage: Ob die Hexen auf Walpurgis ihre Zusammenkünfte abhalten und ob dabei ihre Zauberkönigin die Krone und den Goldschuh trage. Diese Schuhtracht ist diejenige der Liebes= und Frühlingsgöttin Ostara, welche tanzend, wie die griechischen Horen, den Tag und die Jahreszeit leichtfüßig heraufführt. Man besteigt daher in unsern Landschaften am Auffahrtstage die Bergspitzen, um zu sehen, wie die aufgehende Sonne dieses Tages ihre drei Freudensprünge thue. In Oberbaiern wirft man die Mechtildenkränze in das Oster= und Sonnewendfeuer; sie sind kirchlich geweiht und werden aus Gertrudenkraut und Frauenschühlein geflochten. Panzer, Bair. Sag. 1, 212. Neben den rothen Ostereiern färbt man ebenso die gelben, Sinnbilder der erneut durch die Adern der Erde strömenden Lebenswärme; sie sind dem Jüngling, der sie aus der Hand der Geliebten am Ostermontag empfängt, das sicherste Zeichen der Erhörung. Darum heißt die bei jeder ländlichen Hochzeit mit auftretende Züchtfrau (pronuba),

welche Sträußchen und Ziertücher an die Gäste zu vertheilen hat, die gäle Frau. „Von dem gälen Heurathschleyer, womit man im Böotierland die Braut verhüllet," spricht Joh. Fischart im Ehezuchtbüchlein (Straßburg, Caroli 1614) S. 4. Die schwäbische Brautführerin trägt den vorgeschriebnen „Kleesamenrock", ein gelbliches, braungesprecktes Festkleid, seit alter Zeit üblich. Birlinger, Schwäb. Sag. 2, 325.

In dem vorerwähnten Spruchgedichte Von den Farben (Laßberg, Lieders. 1, S. 157) befragt hierauf die Frau den Sänger um den Sinn der gelben Farbe:

Dar nach die minniklich vil snel
fraget nach der farwe Gel.
Ich sprach, daz ist der minne solt,
Das riche, minnikliche gold
kündet, daz er sy gewert,
wez er an seinem lieb ie begert.
Si sprach, dem sitten trag ich haß,
er solt es wol verswigen baß,
wan ein minnikliches wib
ir zarten minniklichen lib
ir diener git für aigen,
daz solt er nieman zaigen.

Da man also in dieser Farbe die erreichte Gewährung ankündigte und neue Anbeter lockte, so kam „dieses Gold der Minne" nothwendig in Verruf und wurde gleichfalls zur öffentlichen Straf- und Schandfarbe. Anders Niemand, predigt der Franziskaner Berthold im 13. Jahrh., soll gelbes Gebände tragen oder mit gelben Schleiern gehen, als Jüdinnen, Dirnen in den Stadtgräben und Pfaffenweiber. Den Juden war ein gelber Ring auf dem Oberkleide, den feilen Frauen zu Meran durch dortiges Stadtrecht eine gelbe Masche auf ihren Schuhen vorgeschrieben, damit man sie erkenne. Zingerle in Pfeiffers German. 8, 498. Gleichwohl hatte sich i. J. 1503 der Geschmack hierin schon wieder verkehrt, wie der Berner Chronist Val. Anshelm 3, 246—249 bezeugt: So hat die geel farb, so vor Ju-

das hieß, angfangen und ist die gemeineſt worden, der eine Schwyzergeel genempt.

Mit dieſer eben geſchilderten Farbenſymbolik ſtimmt auch Hadamars v. d. Laber Gedicht Die Jagd der Minne, vollſtändig überein. Grün, ſagt er hier, zeigt den Anfang der Minne an, Roth ein liebebrennendes Herz, Gelb die gewährte Gunſt, Blau rechte Treue, Schwarz Liebesleid und Trauer. Durch Combination wurde ſodann dieſer Farbenſprache noch weiteres Ausdrucksvermögen verliehen. Grün und blau galt den mittelalterlichen Stutzern als Anfang in Stätigkeit, Weiß und blau als ſtätes und gutes Liebesgedenken, Weiß und ſchwarz für gutes Andenken im Leid, Grau und grün für edle und ſchöne Liebe, Schwarz und grau als Leid nach Liebe, Blau und ſchwarz als ſtete Reue. Um dieſes nun recht ſinnreich auszudrücken, mußte der Rock aus verſchiedenfarbigen Stücken zuſammengenäht werden; man theilte die Farbe nach Länge oder Breite des Kleides mitten entzwei, hälftete die eine Seite wiederum quer in der Mitte und legte dabei die Streifen ſchräg. So wurde, ſagt der Prediger Berthold, das Gewand in Flecke zerſchnitten, hier das Rothe ins Weiße, dorten das Gelbe in das Grüne gewunden und geſtrichen. Holland, Altd. Dichtkunſt in Baiern 646 bis 648.

Deutſche Frauen vor dem Feinde.

Alles ergriff nun die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Ja, und das ſchwache Geſchlecht, ſo wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte ſich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Geiſtes.
Göthe's Herm. und Doroth. Geſang 6.

Erſter Abſchnitt.

Das Germanenweib als Walküre, Gefolgsgeiſt, Feldprieſterin und Schildjungfrau. — Die Fahrenden Frauen im Mittelalter. — Die Landesvertheidigerinnen in Dithmarſchen und Tirol.

„In langen Haaren ſtecken auch Fechter."

Die Walküren ſind urſprünglich Gewittergöttinnen, kriegeriſch gedachte Verkörperungen der nordiſchen Aequinoctialſtürme. Ihr Weſen drückt vorwiegend die wilden winterlichen Verheerungsſchrecken aus und erſt ſpäter auch den Reiz des Frühlings, der auf jene folgt. Die Walküre trägt den unſichtbar machenden Helm, die Tarnkappe der finſtern Wetterwolke, und ſchwingt den Speer des weithin zückenden Flackerblitzes. Um ihre Bruſt her liegt breit und blendend ein Harniſch: die das Firmament ſpaltende Lohe. Der Sturmwind iſt ihr wieherndes ſchnaubendes Roß, es iſt geflügelt und ſpringt zugleich in Donnergalopp; Feuer fährt aus ſeinem ehernen Huf, Regen quillt unter ſeinem Tritt, Hagel fällt aus ſeiner Mähne. Wenn der Donner die Heerpauke ſchlägt, der Wind die Kriegspfeife bläſt, dann rücken die Walküren in zwei feuerträchtigen Wolkenhaufen gegen einander heran und erfüllen den Luftraum mit einem tauſendſtimmigen rauhen Schlachtgeſchrei. Weil ſie im Gefolge des Kriegsgottes Odhin auf die Walſtatt zur Leichenleſe niederfahren, heißen ſie zuſammen Walküren, angelſächſiſch Välcyrigean; ihre übrigen perſönlichen Eigennamen, enthalten in der Edda und

wiederkehrend im Nationalepos, sprechen alle von Kampfgewühl und Waffenlärm. Die nordischen Namen Hildr, Gunnr und Gudhr, zusammen den Kampf bedeutend, wiederholen sich in den Heldengestalten unsrer epischen Frauen: Hildegunde, Hildegard, Suanhild, Sunihild, Wulfhild, Krimhild, Brunhild. Selbst des Arminius Gattin Thusnelda erklärt sich als eine ursprüngliche Thusfinhilda, das ist eine Bekämpferin der Thursen oder Riesen. Jedoch die Titanen werden des Donnergepolters im leeren Himmel und des Krieges auf der verödeten Erde zuletzt überdrüssig; dies geschieht, sobald die geläuterte Empfindung des Menschen nach inhalts- und seelenvolleren Göttern verlangt. Alsdann wandelt sich die Walküre in eine himmlische Schildjungfrau um, die sich unter den Helden des Landes einen Freund erwählt, ihn als Schutzgeist in allen Gefahren umschwebt und in seiner letzten unabwendbaren Noth, auf ihre eigne Unsterblichkeit verzichtend, selber den Tod mit ihm theilt. Das Germanenweib, das beim Ehebündnisse das Gelübde eingeht, mit ihrem Manne zu leben und zu sterben, hatte sich in diesem eben entworfnen Bilde der himmlischen Schildjungfrau selbst abgezeichnet, es war daher nur noch ein nächster Schritt zu dem weiteren Glauben zu thun, daß auch das irdische Weib der kriegerische Gefolgsgeist der Helden und eine Walküre zu werden vermöchte, wenn sie ihre Jungfräulichkeit bewahren würde. Von solchen Heldenjungfrauen berichten früheste Traditionen, und sogar durch die jetzt noch lebende Sage geht eine Erinnerung an sie fort. Aus der Reihe fast zahlloser Beispiele, die hier zu Gebote stehen, seien hier nur zwei in Kürze ausgehoben, weil das eine am Anbeginn der altnordischen Geschichte steht, das andere aber jetzt noch an Ort und Stelle fortlebt. Die nordische Brawallaschlacht ist eine halb mythische, halb historische Begebenheit, die auf das Jahr 740 nach Chr. angesetzt wird. Ihr Schauplatz war die breite ostgothländische Meeresbucht Brawik, wo später Norrköping angelegt wurde. Hier grenzte Harald's, des Dänenkönigs Reich zusammen mit dem Gebiete seines Gegners, des Upsalkönigs Sigurd Ring. Auf Harald's Seite fochten Dänen, Sachsen, Friesen und Wenden; in König

Ring's Heere ſtanden Schweden, Norweger, Kurländer, Finnen. Die Schildjungfrau Urſina, die das Dänenbanner trug, verlor im Schwertkampfe die linke Hand; die Wendenführerin Weborg wurde zuſammengehauen, Harald ſelbſt fiel. Auf der Brawallaheide ſollen auch jene Smaländer Frauen aus dem Wärenddiſtricte mitgefochten haben, von denen in dem ſogleich nachfolgenden Abſchnitte: Das Frauenrecht des öffentlichen Vortritts, noch beſonders gehandelt wird (A. M. Strinnholm, Wikingszüge der Skandinavier, überſ. von Friſch, Hamb. 1839. 2, 296). Aus mündlicher Ueberlieferung hat Wolf in ſeinen Deutſchen Märchen und Sagen (1845, no. 437) folgendes ſchöne Bild einer Walküre mitgetheilt. Das feſte Schloß Ziegenberg, welſch Chevremont genannt, eine Meile von Lüttich auf einem gleichnamigen Berge gelegen, wurde von dem Biſchof von Lüttich nach langem Widerſtande erſtürmt, der Burgherr in die Flucht getrieben und ſein Weib nach heldenmüthiger Gegenwehr in einen tiefen Brunnen geſtürzt. Bald jedoch erhob ſie ſich auf wunderbare Weiſe aus demſelben, von Kopf bis zu Fuß gewaffnet, belebte durch ihre Unerſchrockenheit den Muth der Knappen aufs Neue und behielt die Oberhand. Der Biſchof mit ſeinen Pfaffenknechten mußte das Weite ſuchen.

Da die Germanenjungfrau zum Prieſteramte befugt war und damit ein Mittel beſaß, auf die Entſchlüſſe des Volkes einen momentanen Einfluß auszuüben, ſo wird die ungenaue Kunde hievon bei den Römern wohl die Meinung von dem wirklichen Beſtande germaniſcher Frauenſtaaten veranlaßt haben; wenigſtens redet Tacitus (Germ. c. 45) mit fühlbarer politiſcher Verachtung von dem Stamme der Sitonen: die ſich darin unterſcheiden, daß ein Weib bei ihnen herſcht, ſo ſehr ſind ſie in Knechtſchaft ausgeartet. Hätte hier der römiſche Geſchichtſchreiber ſich zugleich der altgriechiſchen Tempelſtaaten erinnert, die von jungfräulichen Prieſterinnen zwar nicht politiſch, wohl aber ſittlich beherſcht waren, ſo würde er ſeinen Abſcheu gegen die „weibiſchen" Sitonen ermäßigt, ja wohl gar in ihr Lob umgewendet haben. Hatten doch auch die althelleniſchen Prieſterinnen ihre im Staate bevorzugte Stellung einem bei vor-

ausgegangenen Staatsgefahren erworbenen Waffenerfolge zu verdanken. Die Frauen zu Tegea begiengen alljährlich zu Ehren des Kriegsgottes Ares ein Opferfest, von welchem alle Männer ausgeschlossen waren; Ares selbst hieß davon der Frauengast, Gynäkothöas. Diesen Vorzug genossen sie seit dem Siege, welchen sie unter Marpessas Anführung über die Lakedämonier erfochten hatten. So bestand auch das Argiver Weiberfest am ersten Tage jedes Neumondes, seitdem die Frauen von Argos den Spartanerkönig Kleomenes, der ihre Stadt zu stürmen kam, ohne Manneshülfe abgetrieben hatten. Am Festtage giengen sie dann männisch ohne Schleier einher. Selbst die Amazonen waren nichts anderes, als die Hierodulen der jungfräulichen Kriegsgöttin Artemis Amazon und nach dieser Göttin zubenannt. Denn das bleibende Kennzeichen der jungfräulich wehrhaften Göttin ist ihr Kriegsgürtel, den sie nicht wie die griechischen Frauen unmittelbar unter der Brust, sondern als Lendengurt trägt. Dieser Gurt ist auch im Kostüm der mannlosen Amazonen das stehende Symbol, und dahin erklärt sich ihre Sage bei Pausanias (4, 31), sie hätten die berühmte Statue der Ephesischen Artemis errichtet und unter priesterlichen Chorliedern umtanzt. Als Siegfried der Schlachtenjungfrau Brunhilde den Gürtel entrissen hat, ist sie schwach wie ein anderes Weib; und so wird auch der Amazonenkönigin Hippolyte sternenbesetzter Gürtel durch Herakles erobert. Des Weibes Stärke ist ihre Keuschheit. Mit diesem großsinnigen Urtheil des Alterthums stimmen unsere deutschen Autoren aus der rüstigen, gesunden Zeit des Mittelalters instinktiv überein, ohne daß sie unsern ganzen Braß philologischer Antiquitäten vorher dazu eingesammelt hatten. Konrad von Megenberg kommt in seinem Buch der Natur, gedruckt 1499 bei Schönsperger in Augsburg, noch auf der Schlußseite auf die Amazonen zurück und erklärt sich deren wunderbare Stärke mit derjenigen in manchen Thiergattungen: do sind die Sy auch sterker dann die Er. Die Amazonen-Erziehung aber hatte M. Cyriac. Spangenberg im Adelsspiegel 1591, Bl. 447^{b} folgender Maßen sich ausgemalt. „Ihre junge Töchterlein gewehneten sie von Kindheit auf, mit

auf Stülen zu ſitzen, den Rocken zu zauſen und Spindeln zu drehen, viel weniger am Tanz herum zu ſchwanzeliren, ſondern auf Roſſen zu reiten, Harniſch zu füren, lange Spieße zu ſchwingen und den Bogen zu ziehen und alſo ehe lernen einem eine Maulſchelle denn einen Kuß zu geben." Schweigen dann die Waffen wieder und die kriegsgegürtete Amazone wandelt ſich in eine ſchwanenweiße Kara um, die ihrem Helgi zu Liebe ein irdiſches Weib wird mit dem Himmel im Herzen, ſo trifft der Spruch im Liederſaal zu:

Den beſten Gürtel, den ein Mann
Einsmals um ſich gurten kann,
Der iſt von wißen Armen blank
Sins Bülen minniglich Umfang.

Von dieſem kriegeriſchen und prieſterlichen Rang, der dem Weibe in der Vorzeit zukam, ſchreiben ſich die Sonderrechte her, welche die Frauen verſchiedener Landſchaften übereinſtimmend beſeſſen haben oder auch noch beſitzen. Es iſt eine bekannte Redensart: in der Weiberfasnacht haben die Weiber das Regiment. Sie haben aber daſſelbe ebenſo zu andern Zeiten des Jahres in privilegirter Herkömmlichkeit. Dann feiern ſie, ihre Männer dagegen arbeiten oder dienen. In Brüſſel läutet man am 19. Januar Abends mit allen Glocken ſtundenlang; dies iſt der Frauenabend, an dem ein jeder Hausvater ſeine Frau bewirthen muß. In Nordbrabant ſteht am Koppelmontag den Weibern alle häusliche Autorität unumſchränkt zu. Wolf, Ndl. Sag. 90. 116. 543. In einzelnen Gegenden der Eifel, in Baiern, Schwaben, Tirol und der Schweiz verfügen ſie am Weibertag über ihre ganze Gemeinde. Der Wald muß ſeinen ſchönſten Maibaum, die Almende ihre Wieſe hergeben zum Tanz der Weiberzunft, der Rebberg ſeinen Wein, jede Haushaltung ein Huhn und die Dorfkaſſe einige Reichsthaler für den Schmauß. So haben ſie zu ſchwäbiſch Weilheim jeden Frühling ihren Weibertrunk, zu Dornhau ihren Schoppen, und dies aus dem beſondern Grunde, daß ſie in uralten Zeiten einmal ſich vor den Wagen einer hier durchfahrenden Gräfin geſpannt hatten (Meier, Schwäb. Sag. 377. 379). In den

Thüringer Orten um Fienſtadt verſammelte man ſich am Himmelfahrtstage um den Gemeindebrunnen und während die herkömmlichen ſieben Rinkeimer Bier ſtiftungsgemäß vertrunken wurden, verlas man dazu ein altes Mandat des Inhaltes, daß dies Feſt und des Dorfes Steuerfreiheit von der Königin Eliſabeth oder einer Gräfin von Mannsfeld geſtiftet und dabei einbedungen worden ſei, die Gemeinde müſſe in jedem Unterlaſſungsfalle ein vierſpänniges Fuder Semmeln an die Obrigkeit entrichten. Sommer, Thüring. Sag. 149. Erſt ſeit unſerm Jahrhundert haben viele dieſer Bräuche durch polizeiliches Einſchreiten ihr Ende genommen. Unter dieſen Königinnen und Gräfinnen ſind die alten Frühlingsgöttinnen zu verſtehen, die bei Tacitus Iſis und Nerthus heißen; ihr Durchzug durchs Dorf verſinnlicht die alte Tempelprozeſſion, die vor den Wagen geſpannten Frauen ſind der Göttin Prieſterinnen, und in den Namen Weibertrunk, Schoppen und Rinkeimer iſt das auf der Gottheit Namen vorgeſchriebne Opfer und Minnetrinken enthalten.

Unter lang andauernden Kriegen wird die gute Sitte zur Karrikatur und das mannhafte Weib zum rohen Mannweib; es entſtehen die fahrenden Frauen, das zuchtloſe Gefolge der Söldnerheere. An die Stelle des patriotiſchen Kriegsliedes tritt das Lied der Marketenderin, ſo wie es Egmonts Klärchen ſingt:

Ich folgt' ihm zum Thor 'naus
Mit muthigem Schritt,
Gieng' durch die Provinzen,
Gieng' überall mit.

Als die Berner i. J. 1339 ſich marſchfertig machten, um ihr vom Waatländer Adel belagertes Städtchen Laupen entweder zu entſetzen oder dorten dem Feind die Schlacht anzubieten, mußte der Rath, der die Raſchheit der Unternehmung nicht durch einen zu großen Troß hemmen laſſen wollte, durch ein beſonderes Mandat den Frauen verbieten, mitzuziehen: Welch frau hüt' zu dem thor ûsgât, ir leben verlieren sol. Davon hatte der Feind bereits Kunde und ſchrie den anrückenden Bernern höhniſch zu: Jr sind wol halbe weibe! Der Ritter Kuno von Rinkenberg aber erwiederte: Nu han wir doch

nach mannes art ouch einen bart. Eidgenöß. Liederchronik 292. 298. Sylberisens handschriftl. Schweizer Chronik, fol. 2, Bl. 213 (auf der Aargau. Biblioth.) kommt in der Beschreibung der Schlacht von Murten auf die im Lager Karls des Kühnen vorgefundene Beute: da was ouch ein troß von mer dann drütusent gemeiner vnd varender frouwen. Da was gut spil. Vnder jnen waren die sich in harnisch angeleit hatten, dero wurden ouch etlich vnerkant erstochen, ꝛc. — So weit gieng damals die weibliche Reisläuferei, daß in Bruder Paulis Schimpf und Ernst, fol. XCIII^{b}. das Sprichwort drüber steht: wenn zehntausent reisiger seind, so seind zwanzigtausent metzen darbey. Doch so oft schon der zwecklose Pöbel vom Schwert gefressen worden ist, so ist noch immer jene unentnervte Volkskraft übrig geblieben, die auf sich und ihr angebornes Recht allein vertrauend, auch vor der Uebermacht des Eroberers sich nicht beugt und schließlich gegen ihn das Feld behält. Und in dem Maße ein Land an Umfang klein und die Gefahr, von der es bedroht wird, groß und allgemein ist, wird in der höchsten Noth auch stets das schwache Weib bei der allgemeinen Vertheidigung mit betheiligt sein, entweder indem sie die Mauern schützt, wenn die Männer ausgezogen sind, oder draußen bei Mann und Bruder steht, wo diese fechtend den letzten Heimatsort dem Feinde streitig machen. Denn eine allgemeine, plötzlich losbrechende Gefahr hebt den Unterschied aller Lebensalter, Stände und Geschlechter momentan auf. Die äußerste deutsche Meeresküste und der innerste Alpenwinkel ist zu zweien malen, zuletzt noch vor unsern eignen Augen, eine Kriegsbühne gewesen, auf welcher die Ausdauer der deutschen Frauen den höchsten Heldenpreis gewann. Aus diesen Kämpfen folgen hier zum Schlusse zwei Scenen; die ältere Begebenheit, die in Friesland handelt, macht das Ende, die jüngere aus Tirol steht voran.

Während des Unabhängigkeitskrieges der Tiroler i. J. 1809 gegen die bairisch-französische Armee wußte man es im Lande nicht anders, als daß die Weiber und Mädchen diejenigen Hülfleistungen thaten, zu denen man sonst keine Mannschaft übrig hatte. Sie übernahmen Boten- und Späherdienste, hü-

teten die Schlichwege, brachten frische Munition ins Gefecht, trugen die Verwundeten hinweg; Hunderte standen mit im Feuer, deren Namen Niemand je gehört hat. So ist auch „das Mareile aus dem Passeierthal" nur mit diesem ihrem Vornamen übrig, jenes unerschrockne junge Mädchen, das den Angriff bei Sterzing gegen die von Wrede kommandirten Baiern mitmachte. Als die feindlichen Geschützkugeln einschlugen, und die Ihrigen stutzten, schob sie einen Heuwagen als Schanze vor sich her, munter den Burschen zurufend: Schauets, ihr Buben, ihr braucht euch nicht zu fürchten vor diesen bairischen Dampfnudeln, die thun keinen Schaden, nur frisch drauf los!

Die folgende Mittheilung gehört der plattdeutschen Chronik an, welche Neocorus über das Dithmarschenland geschrieben hat, und ist nur durch einen charakteristischen Nebenzug aus Müllenhoff's Schleswig. Sagen vervollständigt.

Die Unabhängigkeitsgeschichte der tapfern Dithmarschen ist durch die Schlacht bei Hemmingstedt am 17. Febr. 1500 besiegelt worden. König Johann I. von Dänemark und Norwegen glaubte dieses Völklein unterjochen zu können und war mit seiner Schwarzen Garde unerwartet in den Landstrich zwischen den Mündungen der Elbe und Eider eingebrochen. In Meldorf, dem zuerst überfallnen Orte, feierte man, keines Angriffes gewärtig, eben eine Hochzeit. Schnell warfen 300 Bauern eine Schanze auf und hielten hier den ersten Ansturm aus. Die Jungfrau Telse Wollersien, eine Tochter des Olde Kumpen Hans aus dem Wollersiengeschlechte, band ein Tuch an die Stange und trug es ihren Leuten als Fahne vor. Die Weiber rissen die Grützköpfe vom Feuer und schmissen links und rechts den heißen Brei den Dänen um die Ohren. Nach einem herben Verzweiflungskampfe wich der übermüthige Feind, wurde aber fliehend noch von den Meeresfluthen erreicht, welche die Bauern nach Durchstechung der Deiche hereinließen. Nur die schnellste Flucht rettete den König, der Danebrog selbst, die dänische Reichsfahne, gieng verloren; viele tausend Feinde kamen jenes Tages durch's Schwert, oder in den Sümpfen und Fluthen um. Nach einem halben Jahrhundert hatte der Feind die empfangene Lehre wieder ver-

geſſen. Der Dänenkönig Friedrich II. verbunden mit den Holſteiner Herzogen Johann und Adolf, rückten mit drei Heeresabtheilungen am 17. Mai 1559 gegen Meldorf und Buſen. Im letzteren Orte hatte der Schüler Nikolaus Simonius von Sunderborch einige berittene Knaben zuſammengebracht und hielt mit ihnen Wache. Als der Feind wuchs, ſtellte er auch beherzte Frauen hinter den Damm dazu. Sie trugen Spieße und Gabeln, und wenn ihre weißen Kopftücher über den Wall hervorblickten, konnte der Feind vermuthen, hier ſtänden geharniſchte Knechte. Heran, heran! rief unterweilen oben auf dem Deiche Simonius ſeinen wenigen Reiterknaben zu, als wollte er den Ausfall beginnen. Da ließ der getäuſchte Feind das geraubte Vieh wieder fahren, ſuchte ſchnell die Kähne auf und ruderte über die Eider zurück. Der Sturm auf Meldorf wurde jenes Tages gleichfalls abgeſchlagen. Dabei hat ein Weib zwei Kriegsknechte mit einem Brodmeſſer erſtochen, ein anderes ihrer drei mit einer Futtergabel; andere Frauen hatten Harniſche oder Mannskleider angethan und wurden unter den Erſchlagnen im Vordertreffen todt gefunden. — Noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war dem zarten Geſchlechte daſelbſt ſeine Mannhaftigkeit verblieben. Als da der Dänenkönig das Land bereiſte und ihm in jedem Dorfe Mann und Weib bewaffnet entgegen trat, ſagte man ihm auf ſeine Frage, warum ſie zuſammenliefen: Um des Feindes willen. Und da er die Frauen vorn an der Spitze gewahrte mit Furken und Staken, ſprach er: Nun hab ich's mit meinen eignen Augen geſehen, daß die Dithmarſchen Frauen rechtſchaffne ernſte Frauen ſind und muß ſie darum preiſen! — An dieſe Ereigniſſe zurück denkend und zugleich an unſre eigne ſchwere, opfervolle Gegenwart, ſagt Weinhold in ſeiner Geſchichte der deutſchen Frauen: „Was die Frauen Holſteins und Schleswigs in der neueſten Zeit für das Vaterland thaten und litten, möge eine Leuchte in der Nacht ſein. Deutſcher Frauen Herrlichkeit wird nicht erlöſchen.“

Zweiter Abſchnitt.

Das Frauenrecht des öffentlichen Vortritts.

Bis auf unſere Tage iſt in verſchiednen Landſchaften und Orten dem weiblichen Geſchlechte bald ein kirchliches, bald ein bürgerliches Vorrecht vor der männlichen Bevölkerung altherkömmlich eingeräumt, und der Bürger beſchäftigt ſich öfters mit der Frage, woher ein ſolches dem allgemeinen Landesgeſetze oder dem allgemein herſchenden Brauche widerſprechendes Statut und Sonderrecht ſeinen Urſprung habe. Einſtimmig iſt man der Meinung, daſſelbe ſei ein Lohn der von den Frauen dieſer Ortſchaften in den Zeiten allgemeiner Gefahr bewieſnen patriotiſchen Großherzigkeit, ihrer Glaubenstreue bei Religionsgefahren, ihrer Entſchloſſenheit und Tapferkeit in Bürgerkriegen und bei feindlichen Invaſionen. Die ſpecielle Begebenheit ſelbſt pflegen die Ortschroniſten der Reihe nach gewöhnlich im Reformations- und Schwedenkriege zu ſuchen, weil die örtliche geſchichtliche Erinnerung durchſchnittlich nicht weiter als bis zu dieſem Zeitpunkt zurückreicht. In der Schweiz hingegen, wo die Geſchichtsſchreibung ſelbſt ſchon älter iſt, verlegt man den Urſprung deſſelben Brauches bald zwar auch auf dieſelben Perioden der Glaubenszerwürfniſſe, bald aber ſowohl in die früheſten, als auch in die ſpäteſten Unabhängigkeitskämpfe dieſes Landes, ſo daß hier den Frauen von den Habsburger Kaiſern an bis auf den Einbruch der Neufranken reichliche Gelegenheit gegeben geweſen iſt, im Kampfe gegen den Feind der Freiheit ſich Ruhm und Ehrenrechte zu erwerben. Doch eben dieſe mit allem Ernſte der geſchichtlichen Wahrheit erzählten Handſtreiche, die den Schweizer Frauen gelungen, erzählt auch der von ihnen überwundne Feind zu

seiner eignen Frauen Kriegsruhm und schöpft diesen dasselbe Sonderrecht daraus, ja wenn man hier für den errungenen Sieg die Frauen belohnt, so werden gleichzeitig jene dorten nach der erlittenen Niederlage nicht minder hoch ausgezeichnet. Das Frauenvorrecht bei Freund und Feind kann also schon nicht mehr aus einem solchen Einzelvorfall entsprungen sein, den man dafür geschichtlich anzusetzen pflegt, und demnach muß auch die ganze Frage anders gestellt werden. Während man bis jetzt zu wissen verlangt hat, seit welchem besondern Kriegsvorfall das Weib örtliche Vorrechte vor dem Manne besitze, fragt es sich jetzt: Aus welchen Gründen war das Weib im altdeutschen Rechte dem Manne gleichgestellt?

Doch der Leser wünscht vor allem die Ereignisse selbst kennen zu lernen, in denen die oberdeutschen Frauen sich ihren bis heute dauernden Kriegsruhm erfochten haben. Sie beginnen herkömmlich mit dem Schwedenkriege und reichen bis auf Napoleon. Alle dienen sie schließlich dazu, dem Deutschen das humanste Gesetz der germanischen Urzeit ins Gedächtniß zurück zu rufen, das der Gleichberechtigung der Geschlechter.

Als die Schweden im dreißigjährigen Kriege ins tiroler Lechthal einfielen und bis auf den Hohenrain bei Elm vordrangen, ersannen die Lechthaler Weiber eine List, die den augenblicklichen Rückzug des Feindes zur Folge hatte. Sie lasen auf dem Felde die Heinzen zusammen, Pfähle mit Quersprossen, an die man das frisch geschnittne Heu und Korn zum Trocknen hängt, steckten sie an einem Hügel in großer Menge geordnet auf, bekleideten sie wie eine militärisch aufgestellte Schaar und schürten rings im Felde Feuer an. Als der Feind jene vermeintliche handfeste Kriegerreihe und die zahllosen Feuer von Beiwachen erblickte, ließ er sich ins Bockshorn jagen und marschierte ab. (Zingerle, Tirol Sag. no. 712.) Vor der Reichsstadt Ravensburg erschien er hierauf 32 Regimenter stark unter Wrangel i. J. 1646. Doch ehe er sich gesammelt hatte, waren die Ravensburgerinnen bewaffnet einem Trupp entgegen gezogen, der sie in ihren weißen Jüppen für Kaiserliche hielt und die Flucht ergriff. Allein sie holten ihn ein und vernich-

teten ihn. So berichtet eine Ravensburger Gelegenheitsschrift v. J. 1837: Zwiegespräch zwischen dem Mehlsack- und dem Blaserthurm, Oechslerische Druckerei, pag. 13. — Noch übler spielten damals die Frauen des Bregenzer Waldes den Schweden mit. Trotzdem daß Wrangel und Torstenson zusammen daselbst das Kommando führten, wurde ein Regiment bei Fallenbach von den Weibern beschlichen und gänzlich aufgerieben. Noch immer heißt daselbst die blutgetränkte Stelle die Rothe Eck, denn nicht ein Mann soll entkommen sein. Es war den 4. Januar 1674. Alljährlich an jedem vierten Januar verkündet ein Glockenzeichen den Gemeinden zu Egg, Andelsbuch und Schwarzenberg die Befreiungsstunde. Seitdem ist den Weibern im Bregenzer Walde sowie im Lechthale die Ehre verblieben, bei allen öffentlichen Gelegenheiten den Vortritt vor den Männern zu haben; es gehen die Mädchen beim täglichen Gottesdienste den Knaben voran, und beim Hochamt zum Opfer die Frauen den Männern. Noch weiter im Vorarlberg und im Wallgau gilt derselbe Kirchenbrauch, obwohl man seinen Ursprung dorten mehrfach anders erklärt und auf die Zeiten des Schwabenkriegs oder auch der schweizerisch-appenzellischen Kämpfe zurückführt. Daher kommt es, daß in der Stadt Bregenz noch heutigen Tages (1859) die Ehrgutta ihre besondere Rolle spielt; denn von Martini bis Lichtmeß, vom 11. November bis 2. Februar, rufen daselbst die Nachtwächter um neun Uhr Abends „Ehrgutt', Ehrgutt"! Es wäre dieser Name vielleicht mit „Ehre sei Gott" zu übersetzen, er wird aber nichts desto weniger auf eine Bäuerin aus Rankwil bezogen, welche während der Appenzellerkriege mit eigner Lebensgefahr die Stadt vor einem Ueberfalle rettete und Ursache der empfindlichen Niederlage wurde, welche die Appenzeller vor den Mauern der Stadt 1407 erlitten. Die That ist archivalisch nicht nachgewiesen, dichterisch aber um so öfter besungen und das Volk glaubt in einem verstümmelten römischen Monument daselbst, welches die Göttin Epona vorstellt, sogar einen der Ehrgutta gesetzten Gedenkstein zu sehen. Schnars, der Bodensee, 2te Aufl. 12 und 45. Von den Weibern zu Gövis im Wallgau erzählt man, daß sie während des Schwabenkrieges

im Felde gestanden und namentlich an der Schlacht zu Fraſtenz theil genommen hätten; aber trotzdem, daß ſie dorten ſammt dem kaiſerlichen Heere den Eidgenoſſen unterlagen, leitet man doch davon das Göviſer Frauenrecht her, das Roſenkranzgebet in der Kirche vorſprechen zu dürfen, während ſonſt überall die Männer rituell den Gebetsanfang machen (Archiv der Geſchichte 14, 118). Die oberfränkiſche Stadt Kronach hatte erſtlich im Huſſitenkriege, hierauf im Bauernkriege, letztlich auch gegen die Schweden ſo ſtandhafte Gegenwehr geleiſtet, daß der Ort gegenüber dem dreifachen Feind uneinnehmbar und jungfräulich geblieben iſt; dies mißt man hier beſonders den Bürgerfrauen bei. Dreimal warfen ſie den Sturm der Schweden i. J. 1632 zurück, zweimal hernach i. J. 1633 und noch einmal im darauf folgenden Jahre. Dafür verlieh ihnen der Biſchof das Wappen mit der Mauerkrone; der Kaiſer erlaubte ihnen die Ehrentracht des ſpaniſchen Hofkleides und ſchenkte dazu die goldnen Halsketten, und wenn alljährlich der Ort das Erinnerungsfeſt an jene Kriegsnoth kirchlich feiert, ſo iſt den Frauen dabei die Ehre des Vortritts eingeräumt. Bavaria 3, Abth. 2, 714. Im Eichſtädtiſchen Pfarrdorfe Pfrauenfeld und in dem Filialdorfe Hagau bei Wemding, haben die Weiber ihre Kirchenſtühle auf der Evangelienſeite; es heißt deshalb, weil ſie während der Reformationsunruhen ihre Männer zu zwingen wußten, katholiſch zu bleiben. Die Urſache muß jedoch auch hier eine ältere ſein, denn es iſt hiſtoriſch gewiß, daß Pfrauenfeld nie lutheriſch, Hagau dagegen wirklich längere Zeit reformirt war. Pfeiffer, Germania 6, 468. Die Weiber in würtembergiſch Hohenſtatt haben das Recht, beim kirchlichen Opfer den Gang zu eröffnen, weil ſie den Dr. Luther, als er in ihrer Kirche predigen wollte, mit Beſen bis nach Mühlhauſen gejagt haben. Birlinger, Schwäb. Sag. no. 330. Das gerade Gegentheil dieſes Grundes hat in der Berniſchen Stadt Biel dazu gedient, die dortigen Frauen auszuzeichnen. Hier hat der Reformator Thomas Wittenbach in Anerkennung der eifrigen und muthvollen Unterſtützung, die ihm durch die Bielerinnen zu Theil geworden war, denſelben den Vortritt vor den Männern beim hl. Nachtmahl

gegeben, ein Brauch, welcher daselbst erst vor drei Jahrzehnten in seinem Ursprunge verkannt und abgeschafft worden ist.

Es ist das Bedürfniß religiöser Rechtgläubigkeit ein so hervortretender Zug des weiblichen Charakters, daß die historische Thatsächlichkeit von einzelnen dieser eben erwähnten Anekdoten, auch wenn manches darunter weniger genau dokumentirt wäre, sich nicht bezweifeln läßt, und selbst die gröbsten Züge des Fanatismus, die sich dabei eingemischt haben, werden nicht bloß von der Ortssage erzählt, sondern auch durch die Lokalgeschichte nur allzureichlich bestätiget. Mit Steinen bewaffnet standen die Appenzellerinnen Inner-Rhodens in den vordersten Reihen, als es einen Ausmarsch galt gegen diejenigen, die sich in Außer-Rhoden auf die reformirte Seite geschlagen hatten. Die Bündner Weiber in Untervaz überfielen den Pfarrer A. Porta, als er bei ihnen die erste evangelische Predigt abzuhalten hatte, warfen ihn zu Boden und rissen ihm den Bart aus (Leonhardi, Bündner Vierteljahrsschrift 1852, 53). Jedoch alle solche Explosionen bald des Frauenmuthes, bald der Frauenwuth zur Vertilgung eines politischen oder eines kirchlichen Widersachers sind nicht hinreichend, um ein Frauenrecht zu erklären, das bis auf die vorgeschichtliche Zeit zurückgeht, das im deutschen Norden und Süden gleichmäßig bürgerliche Giltigkeit hatte und in beiden Confessionen einheimisch geworden ist, das schließlich die politischen und die Religionskriege überdauert hat und in manchen Orten sogar erst an der Schwelle unseres Jahrhunderts als angeblich neues Statut wieder entstanden ist. Letzteres ist freilich bloß eine Selbsttäuschung des heutigen Volksgedächtnisses, ein Verwechseln des alten, jetzt nur wieder erweckten Brauches mit einer angeblich neugeschaffenen Satzung. Eben darum folgen hier zum Schlusse noch zwei Erzählungen solcher Art, in denen die einzelnen Merkmale aller schon voraus erwähnten wie in einem Musterbeispiele beisammen liegen. Sie gehören beide der politischen Geschichte der neuesten Zeit an und enthalten zugleich echtmythische Züge der ältesten. Sie erzählen, wie zwei Confessionen Einer Landschaft sich bis zu Feldschlachten bekriegen und wie dabei der letzte entscheidende

Waffenerfolg doch nur vom ſchwachen Weibe ausgeht. Jenes kirchliche und bürgerliche Vorrecht, das eine Landſchaft der andern mißgönnt, und um welches man eben bis aufs Blut gekämpft hat, räumen ſie dann beiderſeits, der ſiegende Theil und der beſiegte, ihren Weibern ein, ihnen laſſen ſie den bürgerlichen Vorrang, ihnen laſſen ſie ſogar vor Gott die Ehre.

Das aargauiſche Pfarrdorf Seengen am Hallwiler-See gehört ſchon ſeit den Zwanziger Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts der Reformation an. Den Grund, warum die Frauen dieſer Gemeinde bei Austheilung des Abendmahls vor den Männern zum Altar treten, ſucht man daſelbſt in einer Begebenheit aus der Zeit des zweiten Vilmergner Treffens 1712, in welchem bekanntlich die katholiſchen Schweizerkantone, zehntauſend Mann ſtark, von den Bernern aufs Haupt geſchlagen worden ſind. Das reformirte Seengen reicht mit ſeinem Gemeindebann hart an die Grenze des katholiſchen Freienamtes, einer Landſchaft, die zu jener Zeit der beſondere Brennpunkt der katholiſchen Agitation und ſchließlich auch der Schauplatz der Schlacht ſelbſt geweſen iſt. Um ſo mehr hatte Seengen damals gegen einen Ueberfall aus dem Freienamte her auf der Hut zu ſein; der Gegner ließ mit Sengen und Brennen drohen. Allein was war im Dorfe dagegen zu thun, wo die jüngere Mannſchaft als „Auszüger" bereits mit der Armee der Berner abmarſchirt war und die Alten unter dem Landſturm ſtanden. Die Weiber bildeten daher eine Dorfwache, ja ſie giengen ſogar nicht anders als in Schaaren und bewaffnet zur Feldarbeit. Während ſie nun an einem Julitage beiſammen in den Matten heuen, läßt ſich auf der nächſten Anhöhe ein Trupp Reiter blicken, es ſind feindliche Dragoner, auf die Spähe über den Berg herüber geſchickt. Den klugen Frauen gelingt es ſie zu umgehen; ſie werden von den Roſſen geſtochen oder mit dem Karſt erſchlagen. Nun iſt die Frauencompagnie mit einem male in Beſitz ordonnanzmäßig geſattelter Roſſe. Ein paar von ihnen reiten unverweilt als Stafette zu den Berner Vorpoſten, melden das Ereigniß und verlangen ein ſchleuniges Vorrücken. Die Uebrigen ſtecken ihre rothen Jüppen als Fahne auf die Heugabel,

besteigen in ihren weißen Unterkleidern und hemdärmelig das Roß, das weiße Kopftuch über das Haar geworfen, und kommen so durch den Tannenwald unbemerkt gegen Sarmenstorf herangeritten, dem ersten katholischen Grenzdorfe. Die feindliche Besatzung, die hier liegt, soll durch diese niegesehne Erscheinung erschreckt und aus einander getrieben werden, der blinde Schrecken, rasch durchs Land laufend, wird den nachrückenden Bernertruppen den Weg ebnen. Dies ist der Plan der Frauen, dies macht sie fest und kühn. Allein nicht jeder Gegner wird so leicht zu bethören sein, die Berner Mannschaft kann gleichfalls der Weiberstafette mißtrauen und ausbleiben, dann sind sie das Opfer ihrer Verwegenheit; dies macht ihr Herz weich und gottergeben. Darum brechen sie in kein Kriegsgeschrei aus, sie stimmen mit einander einen reformirten Kirchenpsalm an. Die Sarmenstorfer gewahren von Ferne die rothen Fahnen, die weißen Talare, die wehenden Kopftücher, blankarmige bartlose Jugendgestalten, vom Rosse herab feierliche Choräle singend. Das sind die Engel vom Himmel, die Vorboten des göttlichen Strafgerichtes! die Heiligen selbst sind gegen uns! so rief das getäuschte Volk und riß die Vorposten mit sich in die Flucht. Die Kunde, es habe der Herr vom reformirten Aargau herüber seine Gerichtsengel gegen das Freienamt ausgesendet, durchlief das ganze katholische Heer. Gleichzeitig begannen die Berner den Angriff und zersprengten es noch an jenem Nachmittage des 25. Juli, über zweitausend Todte ließ es auf der Walstatt zurück. An diesen Sieg knüpfen die Seenger Frauen bis auf heute den Ursprung ihres Ehrenrechtes beim reformirten Gottesdienste.

Damit nun aber die Aargauer Frauen aus der katholischen Nachbarschaft bei solcher Bevorzugung nicht leer ausgehen, so hat uns das Freienamt, das diese Niederlage erlitten, andere kriegerische Erfolge von noch neuerem Datum zu erzählen als Grund der öffentlichen Auszeichnung, die den Freienämterinnen zu Theil wird.

In den Bezirken von Muri und Bremgarten wird bei allen kirchlichen Gelegenheiten den Weibern der Vortritt gelassen.

Dieſe bilden bei der großen Fronleichnamsprozeſſion die Spitze des Zuges, ſie verlaſſen beim Gottesdienſt zuerſt die Kirche, auch bei jeder Seelenmeſſe treten ſie nach dem Requiem zuerſt ab und begeben ſich zuerſt hinaus ans neue Grab. So vielerlei Ortſchaften dies hier thun, ſo mancherlei Gründe hiefür hört man, doch zuſammen beziehen ſie ſich auf dieſelbe Zeit von 1798, da die Franzoſen in die Schweiz einfielen und dieſe den Neuerungen beſonders abholde Landſchaft an der mittleren Reuß ſchwer heimſuchten. Von Hägglingen an bei Lenzburg, bis an die Grenze des Zugerlandes erhob ſich damals das Freienamt gegen die Armee der neufränkiſchen Unchriſten, einen Tag lang (26. April) hielten bei Dottikon etwa eintauſend trotziger Bauern, meiſtens nur mit Prügeln verſehen, gegen fränkiſches Fußvolk aus, bis ein heranreitendes Huſaren-Detachement ſie zerſprengte. Das Volk hieb gefangene Feinde in Stücke, die Schwerverwundeten wurden grauſam verſtümmelt. Die erbitterten Franken vergalten Gleiches mit Gleichem und plünderten Dörfer und Kirchen rein aus. Hier fielen ſie indeß häufig als Opfer lauernder Weiberliſt. Als ſie mit den Kelchen und Kirchenzierden des Dorfes Gößlikon beladen, dem umſtreifenden Landſturm aus dem Geſicht zu kommen ſuchten, und deßhalb mit dem Raub über die Reuß fuhren, lauerten am jenſeitigen Ufer bereits die Weiber des Flußdörfleins Sulz, entriſſen ihnen die Beute und ſchlugen ſie mit Schiffsrudern todt. Dem Andenken dieſer Frauen ſind im Obern Freienamte Meſſen geſtiftet und kirchliche Jahrzeiten; in ihrem Namen beſitzt das weibliche Geſchlecht jener Dörfer Marienfahnen und trägt ſie bei Bittgängen der Gemeinde voran, eine ganze Reihe geiſtlicher Laien-Schweſterſchaften hat ſich ſeither durch die übrige Landſchaft auf jenen Vorgang hin gebildet.

Wer wird an der hiſtoriſchen Wirklichkeit zweifeln mögen, daß von den Katholikinnen in Sulz franzöſiſche Marodeurs, und von den Proteſtantinnen in Seengen Freienämter-Dragoner in offenem Angriff erſchlagen worden ſind? Beides iſt unfraglich als Thatſache anzunehmen. Wer aber könnte die öffentliche Bevorzugung, welche angeblich hiefür allen Weibern dieſer

zwei Dörfer zu theil wird, gleichfalls für die geſchichtliche Folge jener zwei Thatſachen halten, wenn er dieſen dem weiblichen Geſchlechte nach weltlichem und kirchlichem Brauch eingeräumten Vorzug auch da ſchon vorfindet, wo alle unſre jetzt geltenden örtlichen Motive noch gänzlich mangeln, zur Zeit des Heidenthums? Und ſo iſt es denn auch eine dem deutſchen Heidenthum entſtammende und damals ſchon mit dem Ernſte der Religion geheiligt geweſene Satzung, der Frau die öffentliche Ehre zu laſſen, als dem zur Uebernahme des prieſterlichen Amtes, zur Weiſſagung und Heilkunde beſonders befähigten Weſen. In jener unmittelbaren Erkenntniß des Richtigen, wie ſie aus der weiblichen Unbefangenheit hervorgeht, erkannte der Germane des Weibes heiliges Vorſchauungsvermögen, von ihrer Seherkraft machte er den Beginn und Erfolg ſeiner Waffenunternehmungen abhängig. In dieſem Sinne war das Weib, wie Tacitus ausdrücklich ſagt, dem Germanen heilig *). Sie war ihm aber auch zugleich im Rechtsleben ebenbürtig, denn ſie hat in Frieden und Krieg das gleiche Schickſal mit ihm zu theilen und iſt ſogar in der Schlacht von ihm unzertrennlich, „der heiligſte Zeuge ſeines Muthes" (Tacitus). Darüber belehren ſie ſchon auf der Schwelle des Eheſtandes die empfangenen Brautgeſchenke: die zuſammen gejochten Stiere, das aufgeſchirrte Roß, die zur Mitgift überreichten Waffen: ſo müſſe ſie leben, ſo ſterben **). Die ernſte Stimmung und gar die reichlichen Thränen, unter denen die Braut nach örtlicher Vorſchrift heute noch am Hochzeitstage erſcheinen muß, nennt Weinhold treffend einen Nachklang dieſer germaniſchen Rechtsverpflichtung. Kann ſie alſo nicht außerhalb der Kriegs-Ereigniſſe ſtehen und darf ſie ſich nicht als zu Thaten unberufen betrachten, ſo muß ſie ſchon deshalb die Vorrechte genießen, die mit den übernommenen Pflichten verbunden ſind, und ſo hatte die Theilnahme

*) inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant, nec aut consilia earum aspernantur, aut responsa negligunt. Germ. c. 8.

**) -putet, venire se laborum periculorumque sociam, idem in pace, idem in proelio passuram ausuramque. Tac. c. 18.

des Weibes an der Waffenehre ihre weitere Rechtsfolge auch darin, daß die Frau in einzelnen Fällen ſogar eidesfähig war, ein Recht, das bei den Deutſchen ſehr viel beſagen will. „Seine Schlachtordnung ſtellt der Germane, berichtet Tacitus, nach Familien und Sippſchaften auf, in der Nähe aber ſind die Gegenſtände ſeiner theuerſten Liebe, ſo daß er den Aufruf der Weiber, das Geſchrei der Kinder vernimmt. Sie bringen ihm Labung und Zuſpruch ins Gefecht, zu den Müttern und Frauen kommt er mit ſeinen Wunden zurück; ja ſie haben, wie man wohl darüber Berichte beſitzt, manche wankende Schlachtreihe wiederhergeſtellt, wenn ſie mit den Kindern auf dem Arm bittend und beſchwörend die Weichenden anfeuerten.“ (Germania cap. 7. 8.) So auch noch zur Zeit der Völkerwanderung. Als der Oſtgothenkönig Theodorich in einem Treffen gegen Odoaker der Flucht der Seinigen nicht mehr widerſtehen konnte und ſelbſt mit von ihnen fortgeriſſen wurde, trat ihm ſeine Mutter zürnend in den Weg: Du willſt fliehen? Alsbald kehrte der König um und es gelang ihm, den anſtürmenden Feind zu hemmen. Die Gothen, die Ravenna übergeben hatten, wurden von ihren Frauen angeſpieen (Procop. Gothenkrieg 2, 29).

Zahlreich ſind in der Geſchichte des Mittelalters ähnliche kriegeriſche Züge deutſchen Frauenmuthes. Doch nicht von ihnen iſt hier weiter die Rede, ſondern von dem weitreichenden Verklärungsſchimmer, welchen Sitte und Geſetz der deutſchen Urzeit auf Sitte und Satzung ſelbſt unſrer Zeiten herübergeworfen hat. Wir zeigen dies zum Schluſſe mit zwei Sagen verſchiedner Perioden und Volksſtämme. In der karolingiſchen Sage vom Jungfrauenheer bildet diejenige im Vorausgegangenen ſchon mehrfach erwähnte Weiberliſt, welche durch Verkleidung den Feind täuſcht und verſcheucht oder ſchlägt, den Kern der Erzählung; dagegen in der zweiten Sage aus Schweden iſt es das aus einer Kriegsthat der Weiber ihnen entſprungene und ſie bevorzugende landſchaftliche Recht. Beide Sagen beſtehen ohne geſchichtliche Dokumentirung, weil die Zähigkeit der Sitte ſich ſelbſt dokumentirt.

Als Karls des Großen Heer auf dem Rückmarſche aus

Hiſpanien in einen Hinterhalt der Mauren gerathen und aufgerieben worden war, brachte die Kunde im Frankenlande alle Mädchen in Harniſch. Wer einen Vater oder Bruder zu betrauern hatte, griff zu den Waffen, die Legende zählt bis auf 53000 Jungfrauen, die gegen die Heiden zu Feld rückten. Als dieſe ein neues Heer gegen ſich erſcheinen ſahen, erſtaunten ſie und ſprachen: „Das ſind die Jungen, deren Alten wir erſchlugen, ſie ſind ſtark um die Bruſt, lang iſt ihr Haar, ſchön ihr Gang, ſo Viele vermögen wir nicht zu beſtehen.“ Daher vertrug ſich der Heidenkönig mit dem Frankenkaiſer und gab Geißeln. Während der Unterhandlung hatten ſich die Jungfrauen in einem Thale gelagert und hatten ihre Speere in die Wieſen geſteckt. Am andern Morgen grünten, laubten und blühten ihre Schäfte. Davon heißt die Gegend Karlsthal und jenes Wiesland der Jungfrauen Speerwald, es iſt daſelbſt eine Kirche zu Ehren der hl. Jungfrau erbaut worden. — Schon in der Kaiſerchronik des 13ten Jahrhunderts ſteht dieſe Erzählung bedichtet und hat noch früher den Anlaß gegeben zu der Legende von den 11000 Jungfrauen, mit denen die heil. Urſula ihre Rheinfahrt machte.

Die drei Schweſtern aus dieſem Jungfrauenheere, welche im Wallfahrtsorte Eichſel im badiſchen Schwarzwalde, nahe bei der Stadt Rheinfelden, begraben ſind und deren Gebeine i. J. 1504 durch den Kardinal Raymundus feierlich erhoben worden, tragen Walkürennamen. Theils nennt man ſie Kunigunde, Mechtgunde und Wibrande; dann weiſen die Wortſtämme gunt, brant, wic (Wicbrant) auf den Begriff von Krieg zurück; theils lauten ihre Namen: Einbet, Wilbet und Vorbet; dann leiten ſie ab von badu Kampf, und bedeuten die Groß-, die Vor- und die Gotteskämpferin.

Im Karolingiſchen Jungfrauenheere werden nur erſt ein paar allgemeine Localnamen laut, mit denen ſich das legendariſche Wunder zu verbürgen ſucht; dagegen erhält man in der folgenden Jungfrauenſage die wirklichen Orts- und Perſonennamen zur Beglaubigung vollſtändig.

Eine noch zur Zeit Karls XI. lebendig geweſene ſchwediſche Sage erzählt von der Heldenthat der ſmaländiſchen Frauen, die,

während ihre Männer in auswärtigem Kriege ſind, von däniſchen Raubſchaaren überfallen wurden. Schon waren einzelne dieſer Räuber erſchlagen, da unternahm es die Hausfrau Blända, aus dem Kunga-Härad im Wärendbezirke, den Feind ganz zu vertilgen, und mit Hülfe der mitverbündeten Frauen von fünf benachbarten Härads gelang es. Sie giengen mit reichlichen Vorräthen von Speiſe und Trank ins Lager des Dänenkönigs Sverker und als die Mannſchaft bezecht war, wurde ſie bis auf den letzten niedergemacht. Blända ſelbſt erſchlug den Führer Tare. Seitdem haben die Wärendiſchen Frauen das Vorrecht, mit den Männern zu gleichen Theilen zu erben, während der ſchwediſchen Frau anderswo nur ein Drittel zufällt; ſie dürfen in Helm und Brünne auf der Brautbank ſitzen und bei der Trauung Kriegsmuſik vor ſich her ſpielen laſſen. Afzelius, Schwed. Sag. 1, 187. Webderkop, Bild. a. d. Norden 2, 246.

Dritter Abſchnitt.

Züge des Frauenmuthes aus der oberdeutſchen Provinzialgeſchichte von 1298 bis 1799.

Die wehrhaften Mädchen von Zürich, 1298.

Die Stadt Zürich war von Herzog Albrecht von Oeſterreich am 13. April 1298 bei Oberwinterthur geſchlagen worden und hatte außer ihrem Banner einen großen Theil ihrer Mannſchaft in des Feindes Hand laſſen müſſen. Die hohen Summen zum Loskauf der Gefangenen veranlaßten hierauf zwiſchen Sieger und Beſiegten ſechs Jahre lang fortdauernde Streitigkeiten und dieſe waren noch immer nicht erledigt, da gelang es dem Herzog Albrecht den deutſchen Kaiſerthron zu beſteigen, und abermals kam er nun vor die geſchwächte Stadt gerückt, ſie dafür zu züchtigen, daß ſie inzwiſchen für ſeinen Gegner Adolf von Naſſau Partei genommen hatte. Er ſchloß ſie enge ein, ſeine Truppen hielten die Hochwacht am Geisberg bis zur Spannweide hinab beſetzt, lauter günſtige Höhenpunkte, von denen aus das Innere der Stadt an mehreren Stellen überblickt werden konnte. Bei den Belagerten begann die Sorge, ihre geringe Zahl reichte kaum hin die Mauern zu decken. Doch um dieſe Schwäche den Augen der Späher zu verbergen, wußte die Weiberliſt ein Mittel zu erſinnen. Hedwig von der Burghalde verſammelte eines Tages die Frauen und ſprach: Unſere Männer und Brüder hüten an den Thoren, Straßen und Plätze ſtehen menſchenleer, bald wird der beobachtende Feind unſre Minderzahl erkannt haben und zum Sturme ſchreiten. Täuſchen wir ihn durch ein Blendwerk, indem wir uns und unſre Töchter gleichfalls waffnen. Die Frauen bedachten auf

dies Wort, wie dasjenige, was man dem Auge bloß von Ferne zu sehen giebt, oft mächtig auf das Gemüth einzuwirken vermöge, also stimmten sie dem Plane Hedwigs bei, legten Helm und Harnisch an, ergriffen Spieße und zogen unter Trommel- und Pfeifenklang vom Münsterplatze über die Limmatbrücke hinauf in die Freiung des Lindenhofs. Dies ist ein von vier Seiten steil aufgemauerter Berg, dessen oberste Terrasse die Stadt überragt; sein weiter Raum hatte ihn damals schon zur Pfalz gemacht, wo die Gerichts- und Volksversammlungen abgehalten wurden, sowie er jetzt noch der allgemeine Spielplatz der Kinderwelt ist. Auf dieser weithin sichtbaren Zinne stellten sie sich in Schlachtordnung auf nach der Weise des Gewalthaufens, ließen die Spitzen ihrer Speere vom Strahl der Sonne verdoppeln und beobachteten rechtzeitig die Bewegungen des Feindes. Die Kühnheit wurde auch diesmal vom glücklichen Erfolg begünstigt. Mehr zwar als die in die Ferne hin drohende Weiberschaar leisteten die festen Stadt-Mauern, doppelt geschützt von den Wellen des Sees und der Limmat, und noch mehr als diese wirkten zuletzt die klugen Unterhandlungen des Rathes, der dem Kaiser alle Verpflichtungen der reichshörigen Bürgerschaft neu entbot. Versöhnt nahm Albrecht Zürichs Huldigung an, und als er die Kriegslist der Frauen erfuhr, lohnte er ihnen damit, daß er ihre im Treffen bei Winterthur gefangen genommenen Männer ohne Lösegeld freigab. Auch die Vaterstadt stiftete den Frauen ein Andenken; es wurde ihnen der Lindenhof zum Vergnügungsplatz eingeräumt und zugleich eine besondere Rechtsvergünstigung ertheilt, denn seitdem behält die Zürcher Ehefrau in den gerichtlichen Auffällen ihres Mannes ihr eingebrachtes Vermögen unverkürzt und ist damit der Pflicht überhoben, die Kinder aus ihrem Weibergut ausstenern zu müssen. Von diesem Vorrechte, das bis in die Neuzeit Geltung gehabt hatte, berichtet bereits der Reformator H. Bullinger in seiner hds. Tiguriner-Chronik fol. 1, Bl. 275: „Die Züricher beredtent ihre weiber vnd mannbare töchter, daß sie mannenkleider anlegtent vnd sich in die harnisch rüsten ließen; deßhalben der kriegslist wol der Statt erschoßen ist. Vnd vermeinent etliche, daß

die gute freyheiten, so die Züricherweiber habend mit dem Eerächt vnd anderes, das besser ist dann anderer in stätten vnd landen rächt, von diser redlichen that seinen vrsprung habe."

Vom Jahre 1292 an bis 1355 hatte Zürich fünferlei Belagerungen durch denselben Feind zu bestehen gehabt; die erste war schon durch den ebengenannten Herzog Albrecht unternommen worden, der sechs Jahre nachher als Kaiser sie wiederholte; und zum dritten bis zum fünftenmal wurde es durch seinen gleichnamigen Sohn Herzog Albrecht den Weisen eingeschlossen. Um so weniger läßt sich also die Zeit feststellen, in welche die eben erzählte Waffenunternehmung der Züricher Frauen fallen soll. Denn dieselbe gerade unter Kaiser Albrecht und auf dessen erstes Regierungsjahr anzusetzen, ist nur ein Kunstgriff der Stadtchronik, weil gegen den mächtigsten Feind am meisten Ehre aufzuheben ist. Und wenn ferner die Züricher Rechtsgeschichte lehrt, daß jene die Frauen begünstigende Einzelsatzung des städtischen Eherechtes aus ganz andern Gründen als aus diesem kriegerischen Vorgang und in einer weit späteren Zeit entstanden ist*), fällt alsdann damit nicht der Hauptbeweis für die geschichtliche Wahrheit der Erzählung weg, und bleibt dann mehr als eine Sage über? Allerdings entschleiert sich dann eine Sage, aber eine auch ohne die Zuthat chronikaler Beweismittel historisch ebenso wahre, als nur immer besiegelte Urkunden wahr sein können. Die Liebe zum Gatten und Kinde, zu Haus und Herd hat noch bei neuzeitlichen Städtebelagerungen aus schwachen Mädchen Heldinnen gemacht; wer zweifelt an der That des Mädchens von Saragossa. Schon auf Achills Schild (Ilias σ, 514) war eine belagerte Stadt abgebildet, in welcher Weiber, Greise und Kinder die Mauern beschützten. Auf dieser sittlichen Nothwendigkeit beruht denn auch die zürcher Ortstradition, und es charakterisirt diese gebildete Stadt, daß sie erst heuer (1867) an ihrem größten Jahresfeste, dem Sechse-

*) Auch die dänischen Frauen wurden zum Lohne ihrer dem König Sueno bewiesnen Kriegstreue erbfähig gemacht. Crantz, lib. 4. Daniae, cap. 12.

läuten, „die wehrhaften Mädchen von Zürich“ durch eine viel tausendfache Kinderschaar in waffenschimmerndem alterthümlichen Umzuge hat darstellen lassen. Hier zog auch das Kleinste, das ohne Wärterin marschieren konnte, mit in der bewaffneten Reihe; auch das Aermste war dazu unentgeltlich gekleidet, ein Jedes wurde beköstiget, die allgemeine Freigebigkeit hatte alle Auslagen voraus gedeckt. So ist an diesem einen Tage die älteste Sage der Vaterstadt in deren jüngste Herzen wiederum neu und lebenslänglich eingepflanzt worden.

Doch man verlangt die Sage selbst zu hören, auf welcher dieses kriegerische Kinderfest beruhen soll. Sie ist zwar nicht weiter erhalten, als die Erzählung der Chronik darüber reicht, läßt sich aber auch aus diesem wenigen noch erkennen. Der Name der deutschen Walküre Haduwic, welcher zweimal Krieg bedeutet, ist in der Chronik zu einer Hedwig von der Burghalde geworden; die nordischen Sturm- und Kampfgöttinnen in Helm und Brünne, die unter der Kriegsmusik der Frühlingsgewitter die Lanzen des Blitzes schwingen und aus der Höhe her den belagernden Winterriesen zum Lande hinaus schrecken, sind zu zarten schmucken Bürgermädchen geworden, welche auf Hedwigs Rath ebenso sich waffnen und geschaart zum Lindenhof ziehen, wie es die Mädchen derselben Stadt beim jüngsten Frühlingsfeste des Sechseläutens abermals gethan haben. Ueberall, wo man Naturgottheiten verehrte und vornemlich in ihrem Dienste den Wechsel der Jahreszeiten religiös feierte, wird daher auch die verwandte Sage wiederkehren. Hier folgt sie im altgriechischen Original.

Argaios, Makedoniens König, rettet sein Land bei einem kriegerischen Einfall der Taulantier durch Bewaffnung der Jungfrauen. Statt der Speere trugen sie bloß leichte Thyrsosstäbe, aber der Anblick ihrer großen Schaar aus der Ferne bestimmte den Feind zum Abzug. Weil diese Jungfrauen es so gut verstanden hatten, die Männer nachzuahmen, so erhielten sie den Namen Mimallonen, dazu aber den Ehrenplatz im Heere des Bacchos, als dieser nach Indien zog.

Die Frauen zu Müllenen im Frutigenthal.
Vierzehntes Jahrhundert.

Der mächtige Freiherr zu Weißenburg, einer der kriegerischen Barone des Berner Oberlandes und ein unversöhnlicher Feind aller der Stadt Bern beigetretnen Landgemeinden, überfiel eines Tages im Hochsommer das Frutigenthal trotz des Friedensvertrages, den er erst kurz vorher hatte beschwören müssen. Die Bevölkerung, die an keine Gefahr zu denken hatte, war eben mit der Heuärnte beschäftigt und auf den entlegnen Berggütern zerstreut. So erreichte der Feind unentdeckt Müllenen, das unterste Dorf der Thalschaft, das damals ein umwalltes Städtlein war. Dieses ist so günstig gelegen, daß es den Eingang zum ganzen Thale zu schließen vermag, und so konnten die hier anwesenden Männer den Weißenburger Schaaren lange den Paß streitig machen. Doch da die erwartete Hilfe der Nachbargemeinden ausblieb, vermochten sie dem Andrang auf die Dauer nicht zu widerstehen und mußten sich bis oberhalb Reichenbach zurückziehen. Aber um so unbeugsamer weigerten sich ihre Weiber, diesen Rückzug mit anzutreten. Schnell warfen sie Hirtenhemden um, ergriffen die Heugabeln, kletterten durch einen tiefen Einschnitt der Bergwand, den man Faltschengraben nennt, empor und standen nun auf der Höhe unmittelbar über dem Feinde. Kaum waren sie von diesem mit Staunen und Furcht erblickt, so kamen sie nicht unter Schlachtgeschrei, sondern mit lieblichem Gesang gegen die Reisigen herabgezogen in flatternden Gewändern, mit blitzenden Wehren, lauter Lichtgestalten im Glanze der sich neigenden Sonne. Der rohe Söldnerhaufe, drunten in seiner dunkeln Schlucht zusammengepreßt, glaubte bei ihrem Erscheinen, selbst die Engel vom Himmel kämen den Müllenern zu Hilfe. Keiner hielt länger Stand, ein allgemeiner Schrecken jagte die Schaaren in die Flucht. Doch die sich wieder ermuthigenden Gebirgsleute setzten nach, holten den Feind im Engwege ein und brachten ihm eine Niederlage bei. Seitdem wird daselbst die über

Scharnachthal liegende Alpe der Engel genannt, der dortige Weidebezirk Am Engelbürg, und das drunter gelegne Dorf Faltschen soll gleichfalls an die durch Weiberlist geglückte Täuschung des Feindes erinnern.

Frauen wirken hier abermals durch ihre sinnig gewählte Verkleidung auf die Entscheidung der Schlacht ein; sie werfen das weiße Hirtenhemde um, lassen die eisengezähnte Heugabel von ferne blitzen, und kommen, ein Chorlied anstimmend, ihren im Kampfe stehenden Männern wie rettende Engel zu Hilfe gezogen. So legen die heidnischen Walküren das Schwanenhemde an, ihr wandelbares Flügelkleid, schwingen den Speer und fliegen, Zauberlieder singend, mit dem Kampfvater Odhin durch die Lüfte auf die Walstatt. An die Stelle der schwanenbeschwingten Walküren hat nachmals das Christenthum die geflügelten Schutzengel gesetzt, gleichwie von den Weißenburger Söldnern kriegerisch gekleidete Frauen für Himmelsengel gehalten wurden.

Die Bündnerinnen zu Lugnetz, 1355.

Im Jahre 1355 machte Graf Rudolf von Montfort mit einer Schaar schwäbischer und vorarlbergischer Ritter einen Einfall in das Bündnerische Lugnetzthal. Ein Theil seiner Krieger griff die hohe Stellung an, in welcher die Männer von Lugnetz bei St. Carlo dem Feinde den Weitermarsch streitig machten; mit dem andern Theile glaubte er ungehindert beim Felsenthor von Porclas, durch welches diese Thalschaft vom Vorderrheinthale bei Ilanz abgeschlossen wird, eindringen und so den Vertheidigern in den Rücken fallen zu können. Auf diesem Felsenthore aber hatten sich bereits die Lugnetzerinnen aufgestellt und rollten Steine hinab, daß der unten anziehende Reiterschwarm in Verwirrung gerieth. Unterdessen kamen die an ihrem Orte siegreich gewesnen Männer den Frauen zu Hilfe und vollendeten mit ihren Morgensternen die Niederlage des Adels. Den Frauen zum Dank hieß fortan dieser Engpaß das

Frauenthor, heute noch haben sie bei allen kirchlichen Handlungen in ihrem Orte den Vortritt. Im Sommer 1860 hat man daselbst, laut dem damaligen Berichte der Schweizerblätter, ein Erinnerungsfest dieses fünfhundertjährigen Sieges gefeiert.

Die Hühnersuppe vom 27. December 1375.

Katharina von Oesterreich, eine Tochter jenes Herzogs Leopold VII, der im Treffen bei Morgarten von den Schwyzern geschlagen worden und 1326 zu Straßburg starb, hatte bei ihrer Verehlichung das Elsaß und Aargau, beides zu den österreichischen Erblanden gehörend, als Aussteuer und Kunkellehen verschrieben erhalten. Ihr Sohn war der normännische Graf Enguerrand von Coucy. Unterstützt durch zahlreichen französischen und englischen Adel, rückte er mit einem starken Söldnerheere 1375 in die österreichischen Vorlande ein und sprach die bisher noch nicht ausgerichtete Heiratssteuer seiner Mutter als Erbe an. Seine goldschimmernde Kavallerie trug hohe stählerne Sturmhauben, zu deutsch Gugelhauben, wegen deren die ganze Armee beim schweizerischen Landvolke den Namen der Gugler erhielt. Der den Habsburgern abgeneigte Kaiser sah den Gewaltthaten des Feindes schadenfroh zu, die Reichsfürsten zauderten, die Städte schlossen sich ab, die mit Vertheidigung des Hauensteins beauftragten Kyburger und Nidauer Grafen gaben diesen Paß preis und flüchteten, so betrat der Feind die Schweiz und hatte vom Bielersee bis zur Mündung der Aare das ganze Juragelände inne. Hier mußten sich des Unterhalts wegen die Truppen theilen; eine Schaar lagerte im Val de Rüz mit dem Kommando in der Abtei Andreasbrunn (Fontaine St. André). Ein zweiter Heerhaufen campirte im Luzernischen um das Kloster St. Urban, ein dritter im Berner-Vorlande beim Stift Fraubrunnen, ein anderer im Seelande bei Gottstadt und Ins (Anet). Doch je weiter sie ihre Truppen in die innere Schweiz vorschoben, um so mehr stießen sie auf Widerstand; die Regierungen waffneten und der Landsturm er-

hob sich. An den vorgenannten und an andern Orten wurden sie überfallen, verdrängt, gefangen oder niedergemacht. So ergieng es auch in dem kleinen Berner Dörflein Hettiswil, das damals ein von Bauernhöfen umgebnes Kloster zwischen Hindelbank und Krauchthal war, nahe bei der Stadt Burgdorf. Die Weiber waren es, die hier zu Sense und Gabel griffen und die Männer zum Widerstand mitrissen. Es war die St. Johannisnacht nach Weihnachten, als der überraschte Feind durch ihr Wuthgeschrei aus dem Schlafe geweckt wurde, mancher nur auf eine Minute, um sogleich für ewig das Auge wieder zu schließen. Viele wurden auf der Streu erschlagen, Viele draußen in der pfadlosen Finsterniß. So war das Kloster und die Umgegend gerettet. In dankbarer Anerkennung gab der Prior den Hettiswilerinnen das Recht, jedes Jahr am Tage dieses Ueberfalls: „ûf sant johans tag ze wîhnaht“ mit der Axt in den Klosterwald zu gehen und für ihre Weihnachtssuppe nach Bedürfniß Holz zu hauen. Da sich aber ergab, daß der Wald all zu großen Schaden leide, weil die Weiber zu zähe Weihnachtshühner übers Feuer zu thun pflegen, so änderte man das Privilegium dahin ab, daß man ihnen statt des Holzrechtes eine Matte schenkte. Diese besitzen die Hettiswilerinnen noch und verwenden deren jährlichen Ertrag zu einer Mahlzeit, die bis auf heutigen Tag die Hühnersuppe heißt (Bern. NeujahrsBl. 1826, 28). Und weil die ganze Umgegend bei dem Ueberfalle treulich mitgeholfen hatte, so wird auch noch weiterhin dieselbe Weibermahlzeit abgehalten. Es erhalten die Berner Frauen in Wiler, Amtsbezirk Fraubrunnen, alljährlich auf Gemeindekosten ihre Hühnersuppe gekocht und haben beim Kirchgange die Ehre des Vortrittes; es findet in Kriegstetten, Kt. Solothurn, ein gleiches Festessen jährlich statt, das seit dem Guglerkriege den Weibern zu lieb abgehalten wird; es haben sogar die Städterinnen zu Burgdorf mit gleichem Vorrecht von derselben Suppe lange zu kosten bekommen, und die dortige Schloßherrschaft allein mußte alljährlich sechzig Hühner sammt einem entsprechenden Quantum Speck dazu abliefern (Alpenrosen 1826, 313). Jedoch die Burgdorfer thaten bald wie andere Städter, sie ver-

gaßen den wirklichen Ursprung der alten Sitte und erdachten sich eine grobe Eulenspiegelei dafür. Denn statt der Gugler, lassen sie fälschlich den aargauer Landadel zur Belagerung der Stadt heranziehen, und anstatt daß ihn die feierliche Erscheinung edler Frauengestalten hinwegscheucht, prallt er vor den Mauern zurück, weil ihm droben unerwartet der Spiegel aller Ritterschaft vorgehalten wird. *) Wie aber geräth gerade die Herrschaft auf dem Schlosse in die Pflichtigkeit, den Burgdorferinnen ihre sechzig Suppenhühner liefern zu müssen? Aus demselben Grunde, welcher den Prior zu Hettiswil verbindlich machte, den dortigen Bäuerinnen die Hühnersuppe zu zahlen. Für den Rechtsschutz, den der Unterthan oder Leibeigne genoß, entrichtete er dem Oberherrn oder Landvogt alljährlich das unter vielerlei Namen überall gleiche Zinshuhn. Leibhuhn hieß es nach den Leibeignen; Rauchhuhn nach der Pflichtigkeit jeder Behausung, welche eignen Rauch hatte; Herbst- und Fasnachthuhn nach der Verfallszeit. Diese Steuer wurde vom Gerichtsherrn mit einem gleichzeitigen Gegengeschenk erwidert, das entweder in einem einzelnen Steuernachlaß, oder in einer einmaligen Gesammtverpflegung bestand, die abermals örtlich verschiedenerlei Namen führte. In Burgdorf mußte dieser Vogteibrauch schon neun Jahre nach dem Kriegszuge der Gugler rechtlich erloschen gewesen sein, da 1388 die Stadt aus der Hand der Kyburger an Bern gekommen war. In andern Provinzen aber dauerte mit der Vogtei auch deren Pflichtigkeit an die Gemeinde fort. Das Kloster Blaubeuern giebt laut dem Statut v. J. 1558 (Reyscher, Statut. Rechte, S. 346) jährlich allen Amtleuten, nachdem sie die Fasnachthühner ihres Steuerbezirks eingezogen haben, „das Hennenmahl" und überschickt dem Ulmer-Stadtrath, sammt allen Personen, mit denen das Stift amtlich verkehrte, „die Fasnachtshenne", als Entgelt des dorten erhalt-

*) Dieses signum averruncandi ist in der Sagengeschichte beträchtlich alt. Die Weiber von Fritzlar, so erzählt die Chronik von Joh. Rothe, zeigten dem Belagerer Konrad den blanken Spiegel über die Zinnen herab, worauf der Kaiser 1233 die Stadt verbrannte.

nen Neujahrsgeschenkes. In den Sarganser- und Wallenstatter-Alpen entrichten die Sennen von 1483 bis 1734 von jedem Kessel gekäster Milch eine Vogtssteuer, welche „das Vogelmahl" heißt. Eidgenöss. Abschiede III. 1, 159. — VIII, 421. Der Landvogt von Baden ist bis zum Jahre 1724 verpflichtet, am Tage, da ihm gehuldigt wird, oder auch wenn er die Eröffnung des Zurzacher Jahrmarktes in eigner Person vornimmt, allen ihm dabei behülflichen Vögten und Untervögten „die Sperbersuppe" aufzutischen. Hds. Manual des Landvogts Nabholz, pag. 79. Ebenso hat heute noch der schweiz. Gutsbauer seinem Gesinde nach beendigtem Heu- und Kornschnitt ein Schlußtraktament zu geben, das der Heu-, Kräh- oder Suppenhahn genannt wird. Die Kinderwelt, die bei solchen Gesindeschmäußen leer ausgeht, bettelt dann auf einen Hahn, den sie gebunden in einem Korbe an den Häusern umherträgt; ihr Schmaruzerliedchen beginnt:

Havele-havele Hahne,
Fastennacht geht ane.

Seitdem an die Stelle der Naturalsteuern die Geldsteuer getreten ist, verschwand mit des Bauern Zinshahn für den Herrn, auch des Herren Hühnersuppe für den Bauern. Nach dieser letzteren ist der Bauer nicht mehr lüstern, lange Rechtserfahrungen haben ihm dieselbe gründlich versalzen. Dies besagen uns seine zwei Sprichwörter: So lang die Henne Eier legt, legt man ihr auch. Keine theurere Henne, als eine geschenkte.

Hühnerfresser ist der alte Spottname für die Einwohner der Stadt Audenaerde in Flandern. Er soll v. J. 1438 herrühren, wo die Genter Philipp den Guten, Grafen von Flandern, festlich zu bewirthen gedachten und dazu alle Hühner in Audenaerde aufkaufen wollten. Allein darüber entstand hier ein allgemeiner Auflauf, mehrere Genter wurden verwundet, sie mußten ohne Hühner nach Hause. Die prächtige Mahlzeit, die zu Gent vereitelt war, nahm nachher der Graf in Audenaerde ein. Wolf, Niederländ. Sag. no. 120.

Die Appenzellerinnen von Gais 1405.

Bei der Schlacht am Stoß, 17. Brachm. 1405, hatten die Oesterreicher die Grenzwehre der Letzemauer bereits durchbrochen und rückten durch diesen Eingang in einen der wichtigsten Pässe des Appenzeller Landes vor. Vorsichtig hatten sie einen Theil der Truppen außerhalb der Letze als Nachhut stehen lassen, und dieser hielt in der Fortsetzung des Kampfes entschlossen auch dann noch aus, als die Eingedrungenen durch die vom Berge auf sie herabgestürzten Steine in Unordnung geriethen und durch die Mauer wieder zurückflohen. Doch auch die Nachhut sah sich unvermuthet in der Seite bedroht und mußte ihre Stellung verlassen, da plötzlich drüben vom Sommersberge her eine breite weiße Schaar den Appenzellern zu Hilfe gezogen kam. Es waren die Weiber aus dem nahen Dorfe Gais, welche weiße Küherhemden übergeworfen hatten und in dieser Sennentracht ihren Männern den Sieg mit erfechten helfen wollten. Erschrocken ob dieser neuen Verstärkung, ergriffen die Gegner die Flucht und wurden bis an die Mauern von Altstätten verfolgt.

Im Juni des Jahres 1862 ist diese Schlacht durch ein dramatisches Volksschauspiel auf dem Kampfplatze selbst gefeiert worden, worüber bald nachher das Stuttgarter „Morgenblatt" berichtet hat.

Die Zieglerin von Zürich 1443.

Vereint hatten die Kantone i. J. 1443 beschlossen, Zürich zu belagern, um diese Stadt für das unschweizerische Bündniß zu strafen, das sie zum besondern Nachtheil der Waldstätte mit Oesterreich eingegangen hatte. Jedoch nur langsam und ohne Gesammtplan kamen sie angerückt, so daß die Einschließung nie eine vollständige wurde. Als daher am 22. Heumonat sich die Nachricht in der Stadt verbreitete, daß die Truppen der Waldstätte im Anzuge seien, befahl Bürgermeister Rudolf Stüßi,

ihnen auf das Sihlfeld, eine Stunde von Zürich entfernt, entgegen zu ziehen und hier die Schlacht anzubieten. In der Nähe von St. Jakob ſtieß man aufeinander, eine Kriegsliſt des Feindes brachte einen blinden Schrecken unter die Zürcher, ſie wichen nach der Sihlbrücke zurück. Mannhaft vertheidigte Stüßi dieſen Punkt, um den Seinigen den einzigen Rettungsweg offen zu halten, doch er fiel und damit war das Schickſal des Tages entſchieden. Alles ſtürzte dem Rennwegthore zu, aber ſo raſch drang auch der nachſetzende Feind mit ein, daß der Glarner Landſchreiber König den Zürcher Pannermeiſter Conrad Meier von Knonau im Thorbogen erſtach und ihm die Fahne entriß. Der Schrecken trieb die Bürger in ihre Häuſer, man verrammelte die Thüren, niemand dachte mehr an das offenſtehende Thor. Da rettete eine beherzte Frau die Vaterſtadt, von Geſchlecht eine Ziegler, wie Tſchudi ſagt, nach Andern eine Däniker. Sie erſtieg das Thor und ließ das eiſerne Fallgatter nieder; die eingedrungnen Feinde waren abgeſchnitten. Dem Landſchreiber König blieb nur noch Zeit, das eben eroberte Panner den Seinigen durchs Gitter hinaus zu reichen, dann wurde er nebſt zweien ſeiner Gefährten erſchoſſen. Den Bürgern wuchs aufs neue der Muth. Sie eröffneten von Thurm und Mauer ein ſolches Feuer gegen den in der Vorſtadt plündernden Feind, daß dieſer auch hier den Abzug nahm. Die Stadt blieb unerobert. (Vgl. Zürch. Neujahrs-Bl. der Feuerwerker 1834, 14.)

Die Schwyzerinnen 1444.

Während im Alten Zürcherkriege das mit Oeſterreich verbündete Zürich von den Kantonen belagert wurde, hatte ſich das Städtlein Rapperswil am See gleichfalls auf Zürichs Seite geſchlagen und mußte nun eine Einſchließung durch die Truppen aus Schwyz erdulden, welche zu Land und zu See volle einunddreißig Wochen dauerte. Um dem ausgehungerten Orte Proviant zuzuführen, verſuchte Zürich den dortigen Belagerer momen-

tan aus seiner Stellung hinweg zu locken und griff zu diesem Zwecke die Nachhut der Schwyzertruppen an, die an der benachbarten Landesgrenze ruhig und unvorbereitet in ihrer Letzi lag. Fast waren sie schon überwältigt, als eine unverhoffte Verstärkung zu ihnen stieß und ihre Niederlage in einen Sieg verwandelte. Heinrich Bullinger in seiner Tiguriner Chronik (fol. 2, Bl. 130b) erzählt dies also: „Am berg warendt wyber vnd sonst volk, so dahin gewichen was, die sahent, wie es so gefarlich stund vmb jre leut in der Letzi; die nament einen roten rock (Weiberjüppe) an ein spieß vnd luffint mit großem geschrey den berg nider, daß die Züricher nüt anders wänetint, dann Schwyz were mit dem (hochrothen) Landpanner vorhanden. Deßhalben wichent sie widerumb in die schiff, ließent aber zu 30 Mannen in disem gefächt."

Die Frauen Winterthurs 1460.

Anfangs Oktobers 1460 belagerten die Zürcher die Stadt Winterthur; jene waren durch eidgenössische Mannschaft unterstützt, Winterthur aber durch einen Zusatz von fünfzig Edelleuten sammt deren Knappschaft, welche Erzherzog Sigmund der Stadt zum Lohn ihrer österreichischen Gesinnung zu Hilfe geschickt hatte. Kampfbereit hüteten die Bürger die Thore, eifrig schleppten die Weiber Steine, ungelöschten Kalk und heißes Wasser auf die Mauern, um dem stürmenden Feind nach Gebür damit den Kopf zu waschen, Niemand verzagte und so stand Alles gut. Indessen war es den Zürchern gelungen, eine gewaltige Wurfmaschine auf dem nahen Heiligenberg zu errichten und damit Feuerkugeln, Blydenpfeile und achtzig Pfund schwere Steine in die Stadt zu schleudern. Dadurch wurden den Bürgern ihre zwei einzigen Mühlen vernichtet, von denen die eine verbrannt, die andere zerschossen wurde, und bald fehlte es für so viele Menschen an Brod. Doch die Frauen wußten zu helfen. Nachdem man auf ihren Rath im Hofe des Spitals eine Rollmühle errichtet hatte, theilten sie sich straßenweise in Kom-

pagnieen, je zwanzig Frauen unter einer Hauptmännin, und bezogen rottenweise in dreistündiger Kehrordnung den Hof, um die neue Mühle zu drehen. Zum Zeitmaße bedienten sie sich einer Sanduhr; war sie dreimal abgelaufen, so erließ die nachfolgende Hauptmännin von Haus zu Haus ihres Quartiers das Aufgebot und führte ihre Schaar in die Relle. Dabei waren sie wohlgemuth und sangen zusammen Lieder, oder wie der Winterthurer Chronist sagt: „Sy hattent Gyger vnd Lutenschlager allzyt in der Relli by jnen". Die Stadt hielt sich, und anfangs des Christmonats trieb eine ungewöhnliche Winterkälte die Belagerer auseinander. (Winterthur. Neujahrs-Bl. 1809. — Zürch. Neujahrs-Bl. der Feuerwerker 1838, 8.)

Die Mühlenlieder gehören zu den ältesten Resten des heidnisch germanischen Volksliedes; sie werden als cantilenae molares bei den Annalisten des Mittelalters erwähnt und unter dem berühmten Namen des Grottenliedes (Grôttasöngr) von der Edda zu den magischen Liedern gezählt. Da haben die beiden kriegsgefangnen Frauen Fenja und Menja dem Dänenkönig Frode unter stetem Gesange Gold und Frieden auf der Glücksmühle zu mahlen. Doch als des Königs Habsucht unersättlich bleibt, mahlen sie ihm Krieg und Untergang.

Lupa von Schleins 1499.

Die deutschen Truppen machten zur Zeit des sog. Schwabenkrieges mehrere Einfälle ins Engadin. Als sie bei einer solchen Gelegenheit im Juli des Jahres 1499 in das Dörflein Schleins kamen, trafen sie alle Straßen leer, alle Häuser verschlossen bis auf eines, aus dessen Fenstern ein mächtiger Küchendampf qualmte. Die Leute des Ortes wohnten eben einem Begräbnisse bei und hier kochte man indessen für die vielen Gäste ein Leichenmahl. Wo sind eure Männer? fragten die eintretenden Landsknechte, und für wen sind diese vielerlei Suppenkessel hier? Unsere Männer, antwortete die Hausfrau Lupa, sind einer Schaar Eidgenossen entgegen gezogen, die wir diese Stunde noch erwarten, und für

ſo viele Mäuler brauchts auch viele Schüſſeln. Auf dieſe Nachricht einer drohenden Gefahr zog der Feind ſogleich ab. Eben ſo ſchnell ſprang Lupa zur Dorfkirche, meldete den Vorgang und forderte die Männer zur ſchleunigen Verfolgung auf, ſie ergriff eine Kirchenfahne, gab der Nachbarin die andere und trat damit an die Spitze des Zuges. Als die Landsknechte plötzlich zwei Banner hinter ſich nachkommen ſahen, zweifelten ſie keinen Augenblick mehr, daß dies der Zuzug der Eidgenoſſen ſein müſſe und warfen ſich in ſchnellſte Flucht. Doch der enge Felſenpfad wurde noch der Tod Vieler, die entweder in die Abgründe ſtürzten oder von den Verfolgern eingeholt wurden. Ihrer ſieben und vierzig wurden niedergemacht, ſelbſt das Fähnlein der tiroler Stadt Hall wurde erbeutet und deſſen Fähndrich getödtet; der kleine Domenico Rimathe wars, der ihn erſchlug. (Leonhardi, Bündner Vierteljahrsſchrift 1853, 118.) Eine ähnliche kluge Antwort war die, welche bald darauf eine Bündnerin aus Cernetz den deutſchen Kundſchaftern gab, die zu wiſſen verlangten, woher hier der gewaltige Dampf komme, der eben über dem Dorfe lag. Denn nach Gewohnheit jener Gebirgsgegenden hatte man an den Halden Feuer angezündet, um durch den laſtenden Rauch die Matten gegen den gefährlichen Nachtreif zu ſchützen. Woher dieſer Rauch? erwiederte die Cernetzerin, von den Eidgenoſſen! Die haben drüben in Davos abgekocht und rücken nun über den Fluelaberg bei uns ein.

Das Frauenpanner im Oberſimmenthal. Sechzehntes Jahrhundert.

Die Langermatt iſt die Grenzſcheide zwiſchen dem Berniſchen und dem Walliſer Lenkerthale. Hier war es zwiſchen den Bewohnern beider Thäler, die ohnedies in ſteten Grenz- und Weideſtreitigkeiten lebten, zur Zeit der Reformation zu einer förmlichen Schlacht gekommen, da das Oberwallis beim alten Glauben verblieben, das Berner Oberland aber der Glaubensänderung beigetreten war. Schon fieng die reformirte Aelpler-

ſchaar zu weichen an, als plötzlich die Weiber mit Bergſtöcken und Knütteln den Kampfplatz betraten und ihren Männern den Sieg erringen halfen. Seitdem iſt es den Lenker Frauen erlaubt, beim Schluß des Gottesdienſtes die Kirche zuerſt verlaſſen zu dürfen, und ſo weit iſt dieſes Vorrecht ausgedehnt, daß auch die dortigen Schulmädchen die Schulſtube ſtets vor den Knaben betreten und verlaſſen. Eine ähnliche Beehrung war aus demſelben Grunde auch den Frauen im benachbarten Oberſimmenthal zu theil geworden. Das kleine Pfarrdorf St. Stephan bei Zweiſimmen im Oberſimmenthal hatte in ſeiner Kirche noch um Mitte des vorigen Jahrhunderts über den Kirchenſtühlen der Weiber eine Walliſer Wappenfahne hängen, von der es hieß, ſie ſei in einem Gefechte an der Lenkeralp den feindlichen Walliſern durch die Simmenthalerinnen abgenommen worden. (Mittheil. v. D. Mäder, Lehrer in Sins.)

Anna Juvalta von Zuz 1618.

Im ſiebenzehnten Jahrhundert war das abgelegene Engadin ein ſteter Schauplatz ſchamloſer und grauſamer Bürgerzwiſte geworden. Das Gold der fremden Werber, der Golddurſt der einheimiſchen Söldner, die Käuflichkeit der Parteihäupter gegenüber den Intriguen der Ambaſſadoren aus aller Herren Ländern, überdies noch der ſtets aufgeſtachelte Fanatismus zweier Confeſſionen, dies alles verbunden mit einem erblichen Haß zwiſchen den herrſchenden Geſchlechtern, drohte jeden Augenblick das ſtillſte Bergdorf in eine ſcheußliche Mördergrube zu verwandeln. So waren damals auch die Männer von Zuz in eine ſpaniſche und eine venetianiſche Partei geſpalten, die ſich beide auf den Tod verfolgten. Bereits zu Anfang des Jahres 1618 hatten ſie ſich zu Scanf mit großer Erbitterung geſchlagen, am 23. März darauf geriethen ſie in Zuz ſelbſt an einander, gewillt zu einem gleich ſchmachvollen Bruderkampfe. Schon ſtanden auf beiden Seiten die Feldſtücke ſchußbereit, die nächſten Blutsverwandten zuckten gegen einander die Waffen; da erſchienen plötz-

lich in Mitte der Fechtenden ihre Weiber, an deren Spitze Anna Juvalta, das Weib des Landammann von Wiezel. Den Thränen und Bitten dieser Mütter gelang es, weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun. (Leonhardi, Bündner Vierteljahrsschrift 1852, 16.)

Salomea Lienardi von Schiers. 24. April 1622.

In Schiers, einem großen Pfarrdorfe des Prättigäus, ist Kirche und Kirchhof ein Schauplatz von der Tapferkeit der Bündner Frauen gewesen; bis zur Stunde haben sie daher daselbst die Ehre, bei der Communion die Ersten zum Altare zu treten, und jährlich am Ostertage wird zum Andenken ihrer Heldenthat die Fahne im freien Felde geschwungen. Der Vorfall selbst ist bis in jede Einzelheit geschichtlich verbürgt. Schiers hatte sich der Reformation angeschlossen und leistete dem Bekehrungseifer der papistischen Partei entschiedenen Widerstand. Allein die letztere war hier die übermächtige und berief den österreichischen Oberst Baldiron mit seinen Truppen ins Land, um die Ketzer zu Paaren zu treiben. Der Name dieses grausamen Mannes ist durch die Bündner Geschichte hinlänglich bekannt. So lange sich der wohlgelegne Ort nicht ergab, schnitt er ihm die Nahrung ab, ließ die Arbeiter auf den Feldern niederschießen und suchte ihn so auszuhungern. Als er dann eingedrungen war, ließ er die Vorsteher gefangen abführen, entwaffnete das Volk, bemächtigte sich der Gemeindekasse, erhob Zwangssteuern, legte seine Soldaten in die Häuser und ließ die Leute in jeder Weise mißhandeln. Die Mehrzahl der Männer war als Geißel in Baldirons Gewahrsam gegeben worden, wie wollte man sich nun der Ueberzahl der Kriegsknechte erwehren? Und dennoch, wenn einer von Schiers mit den Glaubensgenossen zusammentraf, die in den Nachbarorten Jenatz und Furno wohnten, und ihnen die Noth der Seinigen klagte, so vernahm er, daß man nur auf die Sturmglocke von Schiers warte und waffenbereit herbei eilen werde, sobald daselbst der Kampf losgebrochen sei.

Diese Hoffnung zündete, ein junger Mann und drei Frauen wagten zusammen den verzweifelten Handstreich. Am 24. April 1622 des Morgens, als Baldirons Executionstruppen zusammen in die Dorfkirche gezogen waren, um sich hier zum Hohn gegen die Reformirten die Messe lesen zu lassen, stürmte Jakob Truog gegen den unbehüteten Feind; die Jungfrau Salomea Lienardi und zwei Frauen Anna Maruck und Katharina Haberstrau schlossen sich ihm an. Die Schildwachen wurden niedergeschlagen, die Kirchenthüren mit bereit gehaltenen Balken von außen verrammelt, die Waffenlosen waren gefangen, im nächsten Augenblick rief die Sturmglocke die Jenatzer herbei. Feuerbrände in den Händen der Weiber verkündeten den Eingeschloßnen ihr und der ganzen Kirche Schicksal. Der Schrecken überwältigte sie, sie flehten um das Leben. Diejenigen unter ihnen, welche sich den Namen „Schinder" verdient hatten, wurden gebunden und einzeln in den Thurm gebracht, die Uebrigen zum Thal hinaus escortirt. Baldiron erschien nicht wieder. Erfüllt war das Wort der Richterin Deborah, die den König Jabin besiegte und in ihrem Triumphliede sang (Richter 5, 7): „An Bauern gebrach es in Israel, bis daß ich Deborah aufkam — und das Land war stille vierzig Jahre."

Solothurner- und Berner-Bäuerinnen bei Grenchen und Fraubrunnen am 2. bis 5. März 1798.

Die französische Invasionsarmee hatte 1798 in einer Stärke von 30,000 Mann die Schweizergrenze im Nordosten und Südosten überschritten und kam in zwei Heeresabtheilungen gegen Bern herangerückt, die eine vom Waatland aus unter General Brüne, die andere durch den Bernischen Jura her über Solothurn, unter General Schauenburg. Nur von den Truppen dieser letztgenannten Heeresabtheilung und dem momentanen Widerstande, den das Solothurner und Berner Landvolk ihr entgegensetzte, ist im Folgenden die Rede; der Gang des kurzdauern-

den Feldzuges, der die Auflösung der ganzen alten Eidgenossenschaft zur Folge hatte, liegt außerhalb unsrer Erzählung.

Der zweite März war für das Solothurner Land der Schreckenstag, an dem die Franzosen über Biel her den kleinen Kanton betraten. Als ihre ersten Schaaren in das Grenzdorf Grenchen einritten, hatten sich die schweizerischen Truppen von hier bereits auf die Stadt Solothurn zurückgezogen, nur Greise und Weiber standen rathlos beisammen in dem ummauerten Dorfkirchhof. Alle Häuser waren verschlossen, alle Wege menschenleer. Da stellte sich ein zwanzigjähriges Grenchner Mädchen, Maria Schürer, mit einer Hellebarde bewaffnet, wie eine Schildwache an der Heerstraße auf, als habe sie allein den Eingang streitig zu machen. Ein Dragoneroffizier ritt auf sie zu, die Pistole gespannt in der einen Hand haltend, mit der andern ihr abwinkend, den gefährlichen Platz zu verlassen. Aber das Mädchen wich nicht; dieser war ja eben einer der verhaßten Religionsschänder und Vaterlandsfeinde, er sollte nicht lebendig ins Dorf hinein. Wüthend fuhr sie mit ihrer Waffe auf ihn los, um ihn vom Pferd herunter zu stoßen. Der Krieger hätte sich mit einem einzigen Schuß der Verwegnen erwehren können, allein er wich nur aus und wehrte nur ab, der Heldenmuth des unschuldigen Mädchens hatte ihn offenbar gerührt. Laß das gut sein, Kind, sagte er zu ihr mit freundlicher Stimme und in guter deutscher Sprache, laß ab, es ist umsonst! doch sie hörte auf nichts und stach nur um so grimmiger drauf los. Ein heransprengender Reiter sah den Offizier in Gefahr, durch ein Mädchen umzukommen, und hieb das arme Kind zusammen. Dies geschah in der Gegend des Dorfes, welche Tills Moos heißt; eben daselbst und gleichfalls im Zweikampfe fiel damals noch ein anderes Mädchen Elisabeth Frey.

Spätere Erzähler dieses Vorfalls, z. B. J. Amiet im Urkundio 1, 235, irrten darin, daß sie Maria Schürers Waffe eine Ofengabel nannten. Es war eine Hellebarde, und laut den Solothurner Blättern ist dieselbe seit 1861 von der Verwandtschaft der muthigen Grenchner Jungfrau an das Solothurner Zeughaus geschenkt worden.

Schon zwei Tage nach diesen Vorgängen auf Solothurner Boden entschied sich auch das Schicksal Berns. Dieser größte und kriegstüchtigste Kanton der damaligen Schweiz hatte dem Feinde über 16000 Mann wohlgerüstete dienstfähige Truppen entgegen zu stellen, die mit dem Landsturm bis auf 30000 Mann stiegen. Allein durch übel berechnete Aufstellung an den weitläufigen Grenzen schon beim Kriegsbeginn zersplittert, wurden sie durch den Abfall der Aargauer, durch die Dienstverweigerung einzelner Landschaften, schließlich auch noch durch eine an Verrath grenzende Unthätigkeit der Kontingente anderer Kantone gelähmt und wankelmüthig gemacht. Als nach der Uebergabe der Stadt Solothurn an die Franzosen die Kantone ihre zu den Bernern gestoßnen Truppen vollends heimberiefen, hatte der Berner General Erlach nur noch 8000 Mann unter seinem Befehl. Mit ihnen bot er Schauenburg bei Fraubrunnen das Treffen an und wurde gesprengt. Als dorten bereits zwei Berner-Bataillone umgangen waren, vereinigte sich der Landsturm mit dem dritten und letzten, das unter der großen Linde auf dem Breitfelde hielt. Hier steht ein steinernes Denkmal, den Nachruhm der Bernerwaffen verkündend, denen i. J. 1376 die ins Land eingedrungnen Gugler an dieser Stelle erlagen. Auch jetzt wurde hier rühmlich gefochten und viele Beispiele heißer Vaterlandsliebe haben die Saatfelder um den Guglerstein aufzuweisen. Als die französischen Husaren in schnellem Galopp gegen die Bernerkanonen ansprengten, wichen die Stückknechte nicht, überwältigt deckten sie mit ihren Leibern die Geschütze und ließen sich auf ihnen erschlagen. Nahe an dreihundert Frauen, mit Ackerwerkzeugen bewaffnet, hielten hier im Kugelregen aus. Hier fiel sammt Weib und Kind der siebenzigjährige Bauer Schertenleib von Utzenstorf; es fiel die Mutter Glur mit ihren zwei Töchtern und ihren drei Enkelinnen, deren eine erst eilf Jahr alt war, mehr als hundert Frauen fanden hier den Tod. Der Landsturm behauptete nun das Feld, das die Eliten nach dieser Niederlage fast überall verlassen hatten. Auf ihn und noch mehr auf frische Verstärkungen aus Bern rechnend, nahm Erlach jenes Tages noch seinen Rückzug in das Grau-

holz, einer durch Sumpf und See gedeckten Bergwaldung, zwei Stunden von der Hauptstadt entfernt. Wo sich die beiden Heerstraßen von Zürich und Solothurn hier begegnen, wurde ein Verhau angelegt und mit Geschütz flanquirt. Statt frischer Truppen waren nur verschiedene Freiwillige aus der Stadt erschienen, unter ihnen der Schultheiß der Republik, der siebenzigjährige Nikolaus von Steiger; die ganze verfügbare Streitmacht Erlachs belief sich etwas über 1000 Mann. Des Morgens am 5. März erschien der Feind, erkannte die ihm drohende Gefahr in dem weiten unwegsamen Bergwald und begnügte sich anfangs die paar Geschütze zu beschießen, welche die Straße und den Verhau deckten. Ein Kanonier, ein junger reicher Bauernsohn von Münchenbuchsee, der nachmals in den dreißiger Jahren die Rolle eines liberalen Großrathes gespielt hat, gab hier das erste Beispiel schmählicher Feigheit. Unter dem Vorgeben, man sei hier allein exponirt, verließ er die ihm anvertraute wichtige Stellung und riß die meuterisch gemachten Stückknechte mit sich. Sobald das Geschütz schwieg, rückte der Feind vor. Ein 2000 Mann starkes Freicorps, die Schwarze Brigade, umgieng die Stellung der Berner, drang in den Waldverhau ein und begann das Gemetzel. Es dauerte zwei und eine halbe Stunde. Nachmittags um 1 Uhr waren die Franzosen in der Hauptstadt des waffenmächtigsten Kantons eingezogen, um sie auszurauben, seit ihrer Erbauung der erste Eroberer, der sie betrat.

Tags zuvor, da die Sendboten der Regierung den Befehl zum Aufgebot des Landsturms in die Amtsbezirke zu bringen hatten und deshalb beim Amtsweibel zu Fraubrunnen eintraten, fanden sie diesen auf den Knieen im Gebete. Er hieß Benedikt Nikolaus von Zauggenried, ein reicher stiller Bauer. Er führte die Boten („Standesläufer") zu seinem Sohne und dessen junger Frau in die Kammer hinein und sprach: Hier sind wir Drei, um zu schwören, die Freiheit des Vaterlandes nicht überleben zu wollen. Sie erhuben die Hand, ein Bote schwur mit. Sie alle erfüllten des andern Tages ihr heiliges Gelübde. Wo nun im Grauholze die Landstraße vom Sandwirthshause langsam bergan steigt und links an der Höhe jenseits des Straßen-

grabens ein geringer Wegstein steht, ist die Standstelle eines alten Grenzbaumes gewesen, der die Bettlertanne hieß. Unter ihm fand man am Abend jenes fünften März den Weibel Zauggenried, seinen Sohn, seine Sohnsfrau und den einen Stadtboten; wenige Schritte von einander, an der Stelle, wo das Geschütz den letzten Schuß gethan, lagen ihre Leichen. Ein in fremden Kriegsdiensten altgewordener Berner hat dem, der diesen Bericht schreibt, die Todesstelle im Jahre 1834 gezeigt und ihm den Kampf im Grauholze aus eigner Erinnerung erzählt. Die übrigen hier benützten Quellen sind: Joh. v. Müllers Briefe Bd. 6, 229. 252. Rodt, Bern. Kriegsgesch. 1, 658. Bern. Neujahrsblatt 1855, 36.

Das Schicksal jener zweiten Bernischen Heeresabtheilung, die bestimmt war die unter Brüne durch das Waatland vorrückende Armee aufzuhalten, entschied sich in denselben Tagen. Sie standen am 3. und 4. März in dem Bergpaß bei Neueneck und hatten den stürmenden Feind bereits über die Sense zurückgeworfen. In dem Augenblicke, da sie ihren Sieg zu verfolgen gedachten, überbrachte ihnen ein Eilbote den Befehl zum Waffenstillstande zugleich mit der Kunde von Berns Kapitulation. Die neunzehnjährige Anna Hadorn von Toffen hatte, mit einem Spieße bewaffnet, sich damals dem Landsturme angeschlossen und war mit nach Neueneck gezogen, wo ihr Vater als Offizier stand. Sie ist am 15. Oktober 1865 als die Ehefrau des Gemeindepräsidenten Zumbach von Toffen begraben worden. (Schweiz. Handels-Courier.)

Barbara Widmer von Baar, im Kampf am Rothen Thurm, 3. Mai 1798.

Die neue Verfassung der Schweiz, die unter dem Namen der Helvetischen Republik an die Stelle der souverain gewesnen Kantone eine Centralregierung mit einem aus fünf Personen bestehenden Directorium gesetzt hatte, regte das Gewissen der katholischen Bevölkerung auf, weil zum Unterhalt der französi-

schen Armee den Klöstern hohe Contributionen auferlegt worden waren, und war den demokratischen Kantonen zugleich die verhaßteste Neuerung, weil durch sie die alte Geschlechterherrschaft für immer hinweggeräumt war. Sie beschlossen daher sämmtlich bei ihrer bisherigen Landesordnung zu verbleiben und widersetzten sich den Befehlen des Directoriums. General Schauenburg, der beordert war, die Centralregierung mit seiner Truppenmacht zu unterstützen, gab den Widerspenstigen eine Bedenkzeit von zwölf Tagen, während welcher sie sich über die Annahme der neuen Verfassung erklären sollten, sie blieben jedoch fest und schwuren, lieber unterzugehen, als ein fremdes Joch zu tragen. Daraufhin rückten die Franzosen gleichzeitig an verschiednen Punkten gegen die Länder vor. Das Freienamt, Zug und Luzern wurde rasch besetzt, die Glarner Mannschaft bei Rapperschwil und Wollerau geworfen, die Aufständischen verloren sich binnen etlichen Wochen, nur das Schwyzerland blieb in Waffen und vertheidigte bei Morgarten, an der Schindeleggi und am Rothen Thurm mit großer Tapferkeit die Grenzen. Drei Stunden lang hatte Alois Reding von Biberegg das kleine Bergdörfchen Schindeleggi gegen die französische Uebermacht behauptet; er hatte jedoch nur einen Theil der Schwyzer, einige hundert Urner und eine kleine Zahl Freiwilliger aus Zug bei sich und konnte es nicht verhindern, daß der Feind ihn schließlich umgieng. Um nicht abgeschnitten zu werden, zog er sich bis zum Dorfe Rothenthurm zurück und erwartete in diesem Engpaß abermals den Feind. Dies war vom zweiten auf den dritten Mai geschehen. Inzwischen hielten die Weiber im Thale Wacht, sie hatten Hirtenhemden umgeworfen und sich durch weiße Binden ums Haupt kenntlich gemacht. Wo ein Plünderer des Weges kam, schlugen sie ihn mit ihren Morgensternen nieder; wo ein Hoffnungsloser aus dem Gefechte zurückgieng, faßten sie ihn mit Gewalt und schickten ihn nach Rothenthurm zurück. Reding warf hier am dritten Mai den wohl fünfmal stärkern Feind; allein seine eigne Einbuße von 236 Mann sagte ihm, daß das Land an solchen Siegen sterben müsse. Er begehrte und erhielt einen ehrenhaften Waffen-

ſtillſtand; hingegen mußte Schwyz die helvetiſche Conſtitution annehmen.

Das Aarauer Tagblatt vom Januar 1862 enthielt folgende Meldung aus dem Kanton Zug: In Baar ſtarb die 82jährige Frau Barbara Widmer, die 1798 bei Rothenthurm gegen die Franzoſen mitgekämpft hatte.

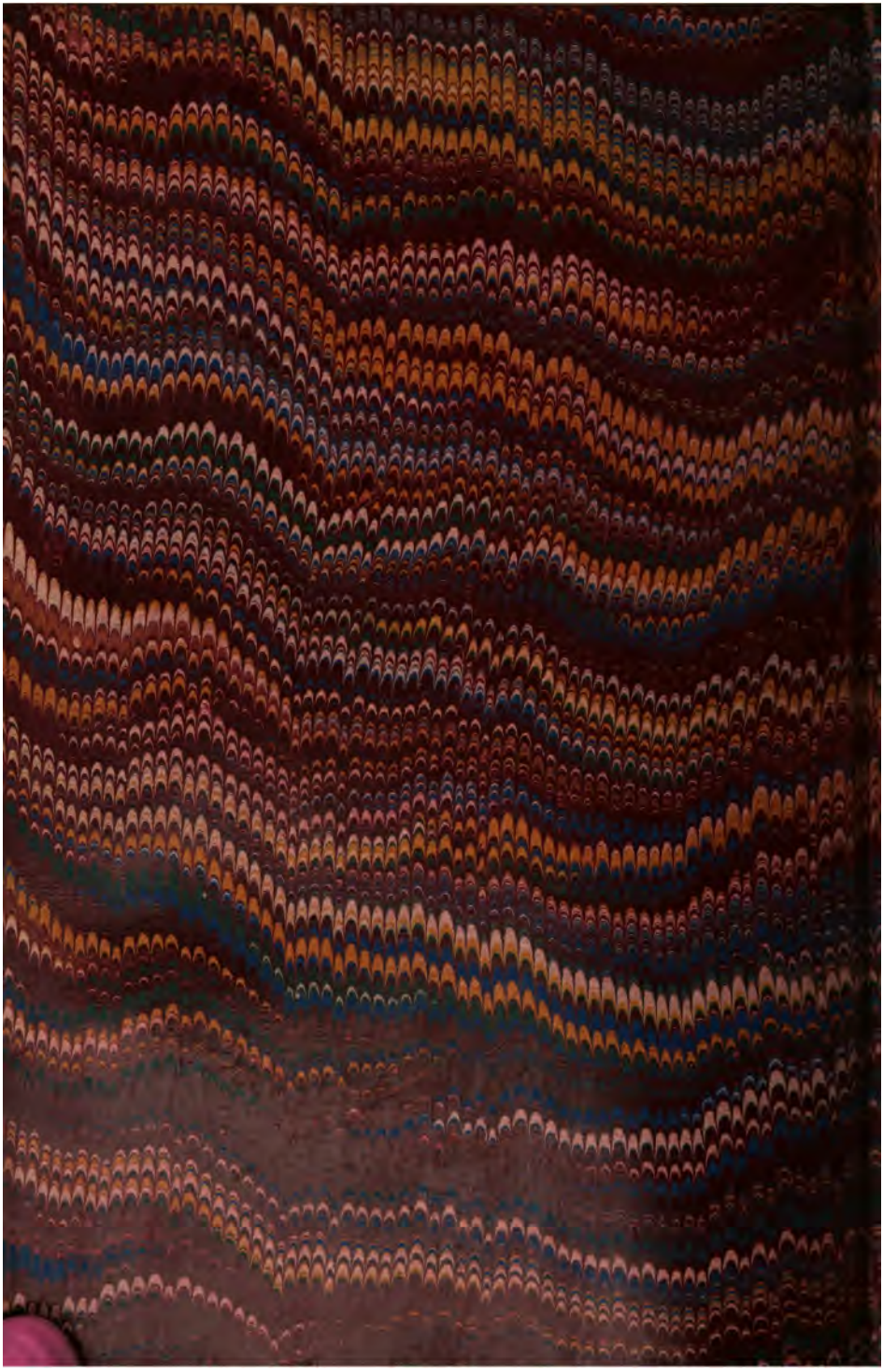
Die Nidwaldnerinnen am 9. September 1798.

Die Nidwaldnerinnen zu Buochs und am Bürgenſtad haben beim Kirchgange den Vortritt vor dem männlichen Geſchlechte. Dieſe Ehre ſoll ſich ihre Tapferkeit im Gefechte gegen den Grafen von Straßberg erworben haben, als dieſer am 16. November 1315, da Herzog Leopold die Schwyzer am Morgarten angriff, der Verabredung gemäß in Unterwalden einfiel. Der beiderſeitige Feind wurde bekanntlich am gleichen Tage beſiegt. (Zürch. NeujahrsBl. der Feuerwerker 1818, 11.) Nidwalden und Obwalden machen von jeher einen Kanton aus und gehören einerlei Konfeſſion an, doch die Frauentracht unterſcheidet beide Landestheile. Die Obwaldnerin flicht ihren Zopf durchaus mit weißen Bändern ein, die Nidwaldnerin durchaus nur mit rothen. Letztere, ſagt man, thun dies zum Andenken an den Vertilgungskampf, den ſie 1798 an der Seite ihrer Männer und Söhne gegen die Franzoſen zu beſtehen hatten. Alle Landſtriche der Schweiz hatten damals der Helvetiſchen Regierung gehuldigt, nur Nidwalden weigerte ſich, den Eid auf die unter fremden Bajonnetten eingeführte neue Verfaſſung zu leiſten. Die Regierung forderte daher den franzöſiſchen General Schauenburg auf, mit Waffengewalt einzuſchreiten. Das durch drei fanatiſche Prieſter irregeleitete Volk trotzte auf ſeine zweitauſend Schützen und acht Kanonen, Alt und Jung beſetzte die Grenzen, keulenbewaffnete Weiber blieben zur Vertheidigung der Dörfer zurück. Auf zehn Kriegsnauen und einem mit tauſend Mann beſetzten großen Floß landeten die Franzoſen in Stansſtad, es war der 9. September, ein Sonn-

tag. Bis Mittag dauerte die gegenseitige Beschießung, dann gerieth das Dorf in Brand, die Vertheidiger mußten ihre Stellung verlassen, der Feind rückte von mehreren Seiten zugleich gegen sie vor. Alles was nicht flüchten konnte, wurde gnadenlos niedergemetzelt, die Wuth der Franzosen, die durch die Kugeln der Scharfschützen stark gelitten hatten, kannte keine Grenzen. Unter den an jenem Tage umgekommenen Nidwaldnern zählt man allein 127 Weiber und Kinder, die auf der Flucht, oder in den Flammen der Wohnhäuser, ja selbst in der Kirche ihren Tod fanden. Diese Zahlen sind durch die an das helvetische Vollziehungs-Direktorium gleichzeitig erstatteten Amtsberichte jenes Jahres vollkommen verbürgt. Eine so große Schaar von Kindern war zu Waisen geworden, daß Schauenburg selbst eine Zeit lang täglich 1200 Mundportionen unter die Hungernden vertheilen ließ, bis die Vaterlosen nach und nach in den deutschen Kantonen untergebracht waren.

Als damals die Sturmglocke von Stansstad alle wehrhaften Männer unter die Waffen rief, wohnte unweit des Dorfes auf dem Aeußern Feld am Seeufer ein Greis Kaspar Engelberger. Man hieß ihn den alten Trommler, weil er in früheren Jahren in den Fremdregimentern Tambour gewesen war. Sein älterer Sohn war bereits mit den Scharfschützen fortgezogen, sein jüngerer lag gichtkrank daheim und wurde von der Schwester Anna verpflegt, der Vater selbst nahm seine alte Trommel und wirbelte den Sturmmarsch durchs Dorf. Als der halbtägige Kampf beendigt war und die Ueberlebenden in die Hochgebirge geflohen waren, schleppte sich der alte Kaspar nach seiner Hütte zurück. Kaum hier angekommen, war auch schon der plündernde Feind da. Geld sollte der Greis herschaffen, und das hatte er nicht. Während er Thüren und Schränke freiwillig öffnete, um das vergebliche Nachsuchen zu erleichtern, fiel hinter ihm ein Schuß, er sah den kranken Sohn neben der Schwester im Blute sich wälzen, wurde zugleich durch einen Kolbenschlag zu Boden geworfen und blieb ohnmächtig liegen. Die Tochter hatte eben noch Zeit gefunden, zu entrinnen und sich zu verstecken. Als sie aber das Knistern und

Prasseln der Hütte hörte, die von den Unmenschen indessen in Brand gesteckt worden war, eilte sie hervor, half dem Vater, dem die Besinnung zurückkehrte, auf die Füße und brachte ihn ins Freie. Kaum hatten sie die flammende Hütte hinter sich, so stürmte ein neuer Franzosenhaufe daher. Schon zückte einer gegen den Vater den Säbel, als Anna den Greis mit beiden Armen umschlang und dem Mörder zurief: Mich bring erst um, Unmensch! So lang ich lebe, sollst du die Hand nicht an meinen Vater legen! Ein edelmüthiger Soldat war Augenzeuge dieses Vorgangs, sprang zu Hülfe und schlug jenem den Säbel aus der Faust. Eines der französischen Schiffe lag zunächst am Strande, dorthin führte er Vater und Kind und gab Befehl, sie nach Luzern in Sicherheit zu bringen. (Vgl. Herzog, Erzähl. a. d. Schweizergesch. 180.)

Anna Maria Bühler von Ems. 2. Mai 1799.

Als am 2. Mai 1799 die Franzosen den Landsturm der Graubündner von Chur aus zurückwarfen und bis gegen Ems thalauf verfolgten, sammelte sich am Ende dieser Ortschaft die Masse der Flüchtigen noch einmal und hielt Stand. Rasselnd kam nun das französische Geschütz herangefahren, um in der nächsten Minute abzuprotzen und in den Menschenknäuel hinein zu feuern. Dies sah ein Mädchen des Dorfes mit an, die einundzwanzigjährige Anna Maria Bühler. Entsetzt über den hundertfältigen Tod, der den Ihrigen im nächsten Moment bevorstand, warf sie sich auf den Führer der ersten Kanone, schlug ihn mit einem Prügel todt und that dem Zweiten das Nemliche. Darüber entstand in der engen Dorfgasse eine Stockung. Diesen Vortheil benutzten die Bauern und schlugen die Franzosen zum Dorfe hinaus. — Anna Maria Bühler starb im November 1854. (Herzog, Erzähl. a. d. Schweizgesch. 183.)